



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

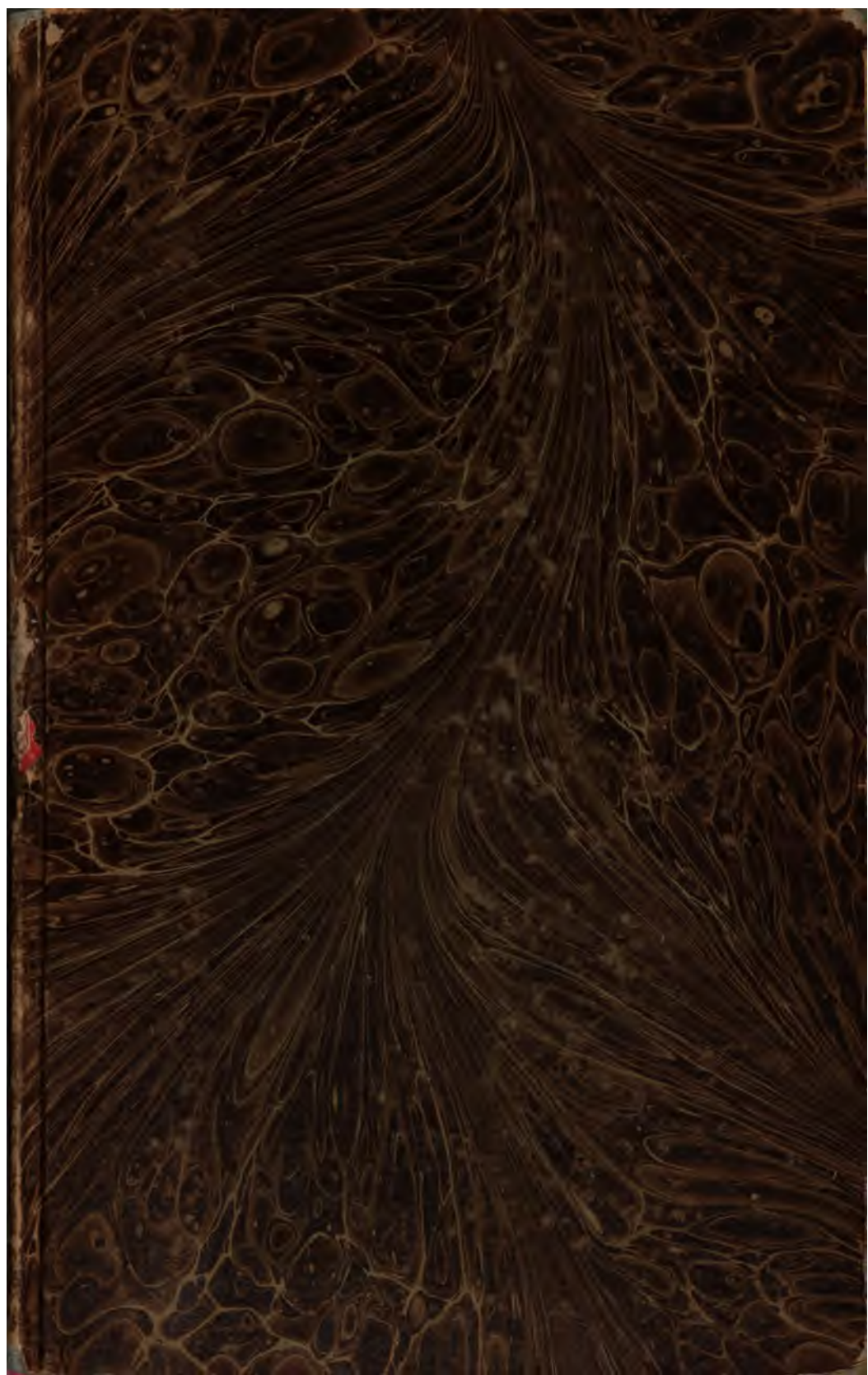
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

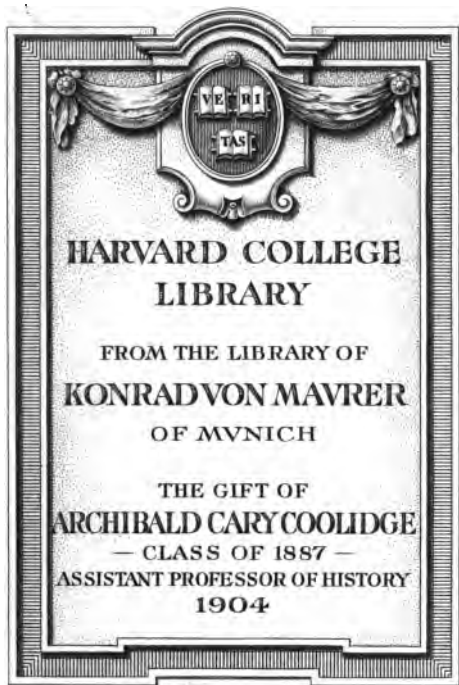


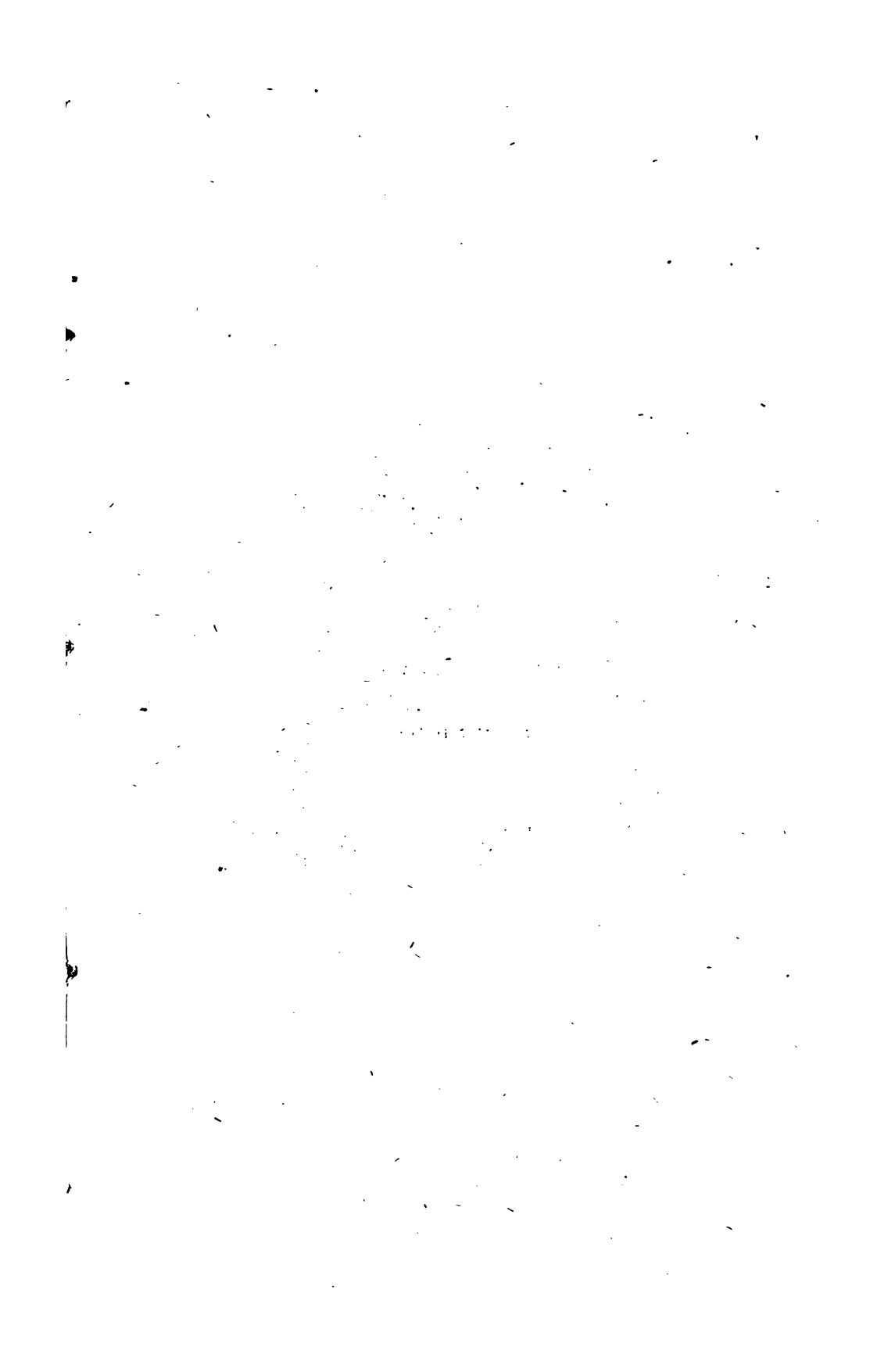
49586.44.200.35(1)

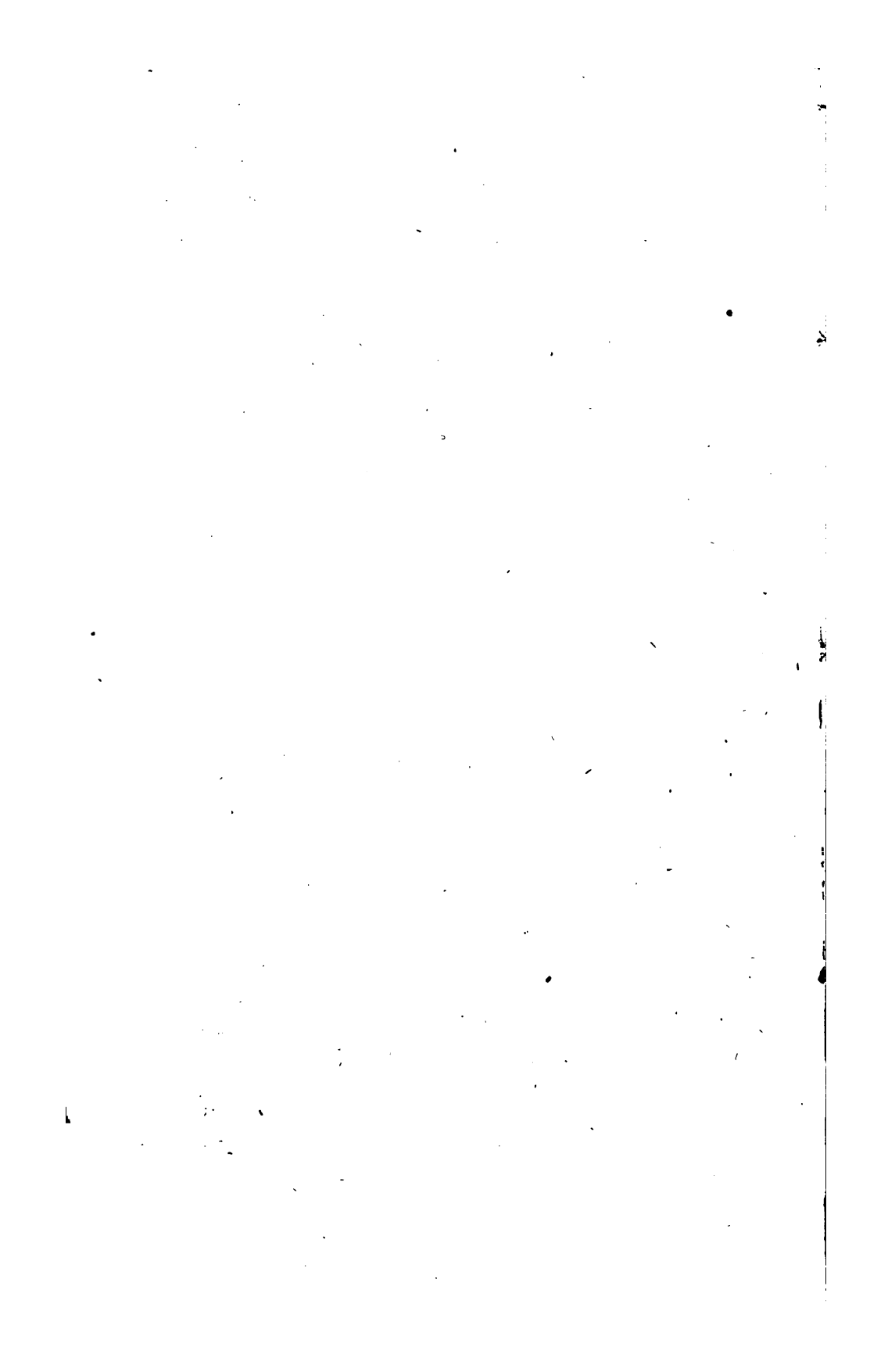
356

3 BAC

~~200~~





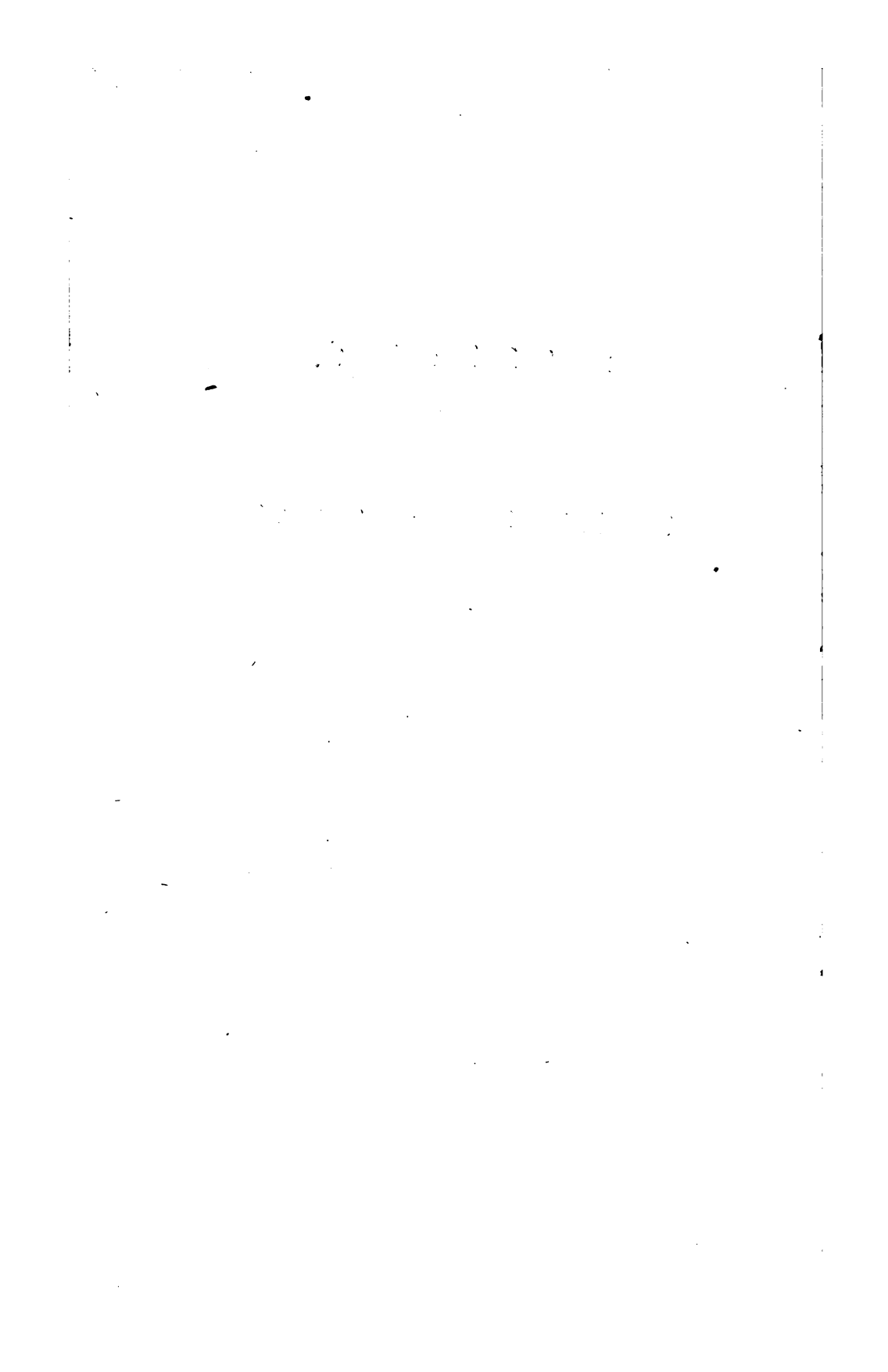


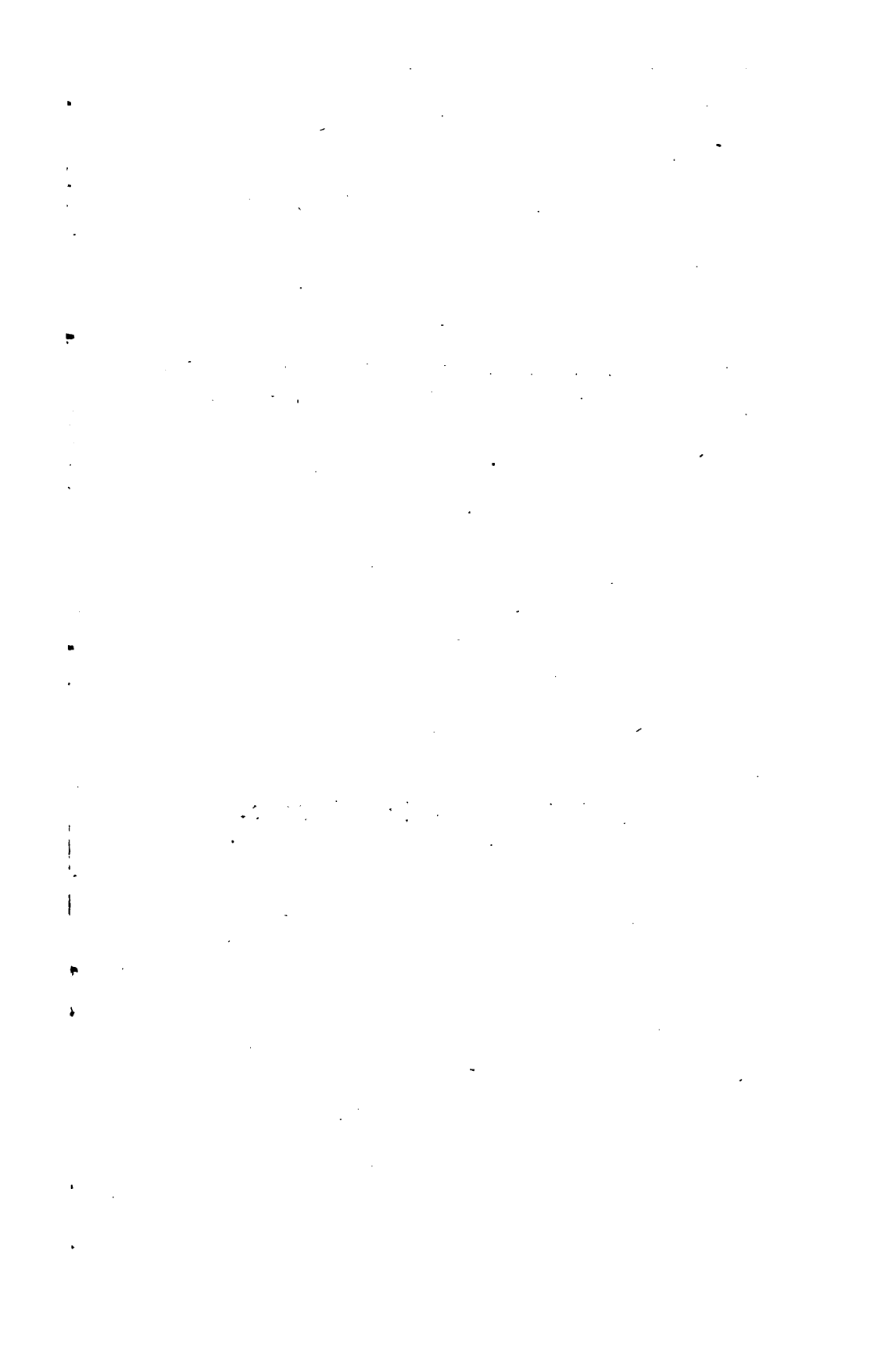
Neorama.

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

Erste Sammlung.





B e i t r ä g e

zur

Litteratur, Philosophie

und

Geschichte.

von

Friedrich Wilhelm Carové.

Leipzig, 1838.

Verlag von Otto Wigand.

#

Neorama.

von

Friedrich Wilhelm Carové.

in München
1838

In drei Theilen.

Erster Theil.

Leipzig, 1838.

Verlag von Otto Wigand.

~~49586.45.2~~

49586.44.200,35 (1)

Harvard University Library
Von A. C. ...
Gift of A. C. ...
July 18, 1944

8083

Inhaltsverzeichnis.

Zur Litteratur.

	Seite
1. Frühlingshoffnungen	3
2. Parcival	8
3. Hamlet	21
4. Knebel	33
5. Litteraturbriefe an eine Freundin	45
Fr. Rückert	54
Sainte-Beuve	68
Bettina	73
Weltpoesie	83
Leopold Scherer's Laienbrevier	89
6. Rückblick auf die schöne Litteratur des Jahres 1835	97
7. Kritische Studien	105

Zur Philosophie.

1. Bruno	122
2. Leibniz	138
3. Swedenborg	143
4. Friedrich von Schlegel	172
5. Karl Christian Friedrich Krause	178
6. Dbertin	195
7. Zur Philosophie der Geschichte	205

VIII

Zur Geschichte.

	Seite
1. Die Mosaischen Urkunden	224
2. Der Gegensatz im griechischen Leben	229
3. Ein Blick auf die letzten Zeiten der alten Welt	257
4. Uebergang vom Mittelalter auf die neueste Zeit	272
5. Deutschland	280
6. Die constitutionelle Monarchie	298
7. Ideen zur Geschichte der Menschheit	301

ie.

offnungen.

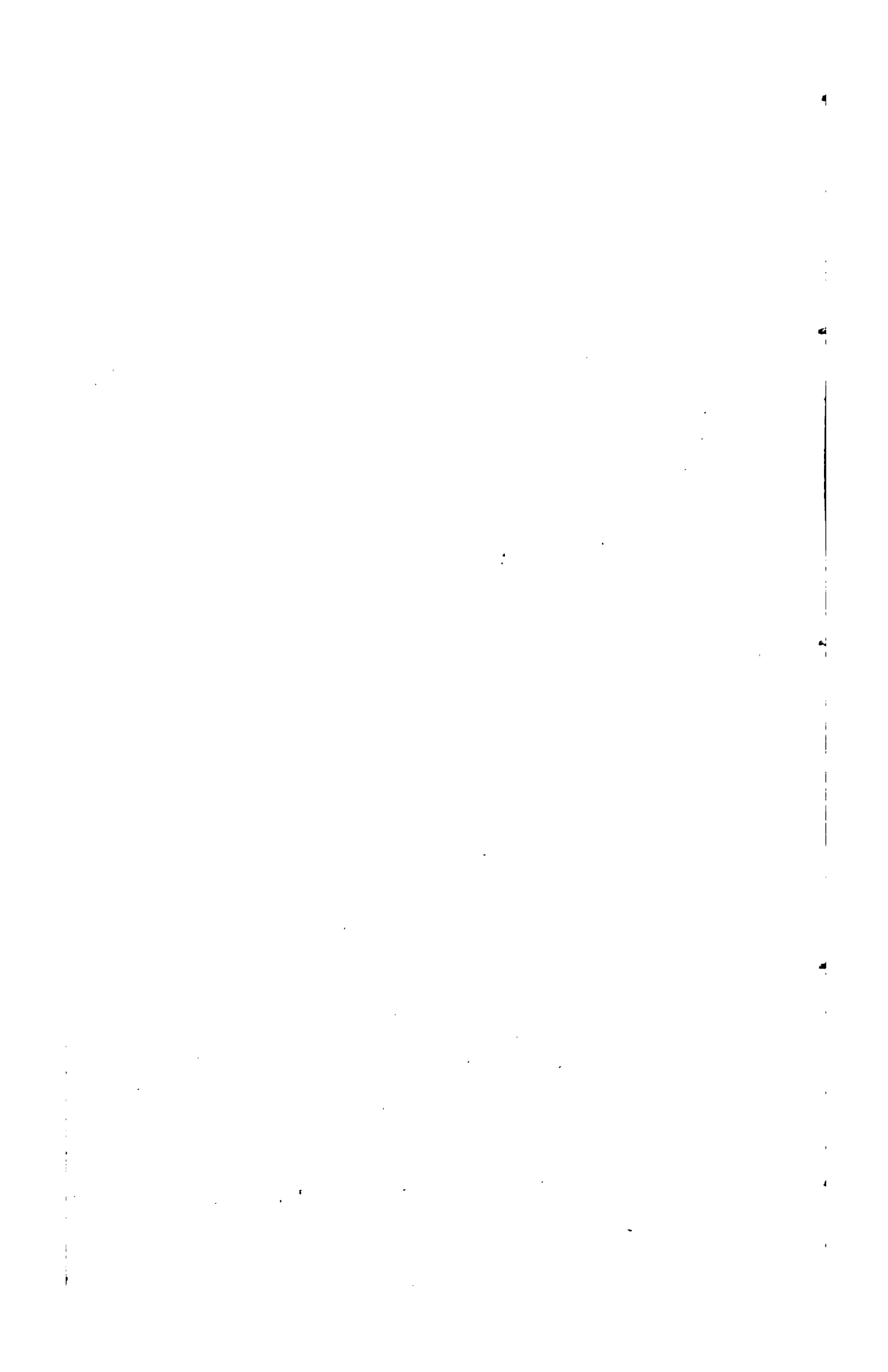
Europa, und durch Europa für
ihren die Buchdruckerkunst erfun-
gen und Erfindungen rasch auf-
e und neue Testament, Ost- und
auf; Zwingli und Luther eröff-
Copernikus die des wissenschaftli-

— etwa von 1435 bis 1535 —
üßen.

alt und endigte, — nach harten
heit und Verstellung, — um vor
ir — als neue Zeit — aus

ie mannigfaltigsten und großartig-
Was drei Jahrhunderte zuvor die
reisend sich ausbreitende Publi-
tur, die besonderen heiligen Schrif-
 allem die allgemeine heilige Schrift
unst, der Wissenschaft und der ge-
tdeckt, erforscht, verglichen, gesichtet
deckten den Umlauf des Blutes und
e, — Washington und Lafayette
ven Welt.

st e Frühlingszeit nicht abgelaufen;
Sisdecken zerspringen, gehoben durch



I. Poesie.

1.

Frühlings : Hoffnungen.

Ein neuer Frühling begann für Europa, und durch Europa für die Menschheit, als vor vierhundert Jahren die Buchdruckerkunst erfunden wurde. Sofort folgten Entdeckungen und Erfindungen rasch aufeinander. Die classische Welt, das alte und neue Testament, Ost- und Westindien tauchten aus dichtem Nebel auf; Zwingli und Luther eröffneten die Reformation des kirchlichen, Copernikus die des wissenschaftlichen Sonnensystems.

So konnte man das Jahrhundert — etwa von 1435 bis 1535 — als den Frühling einer neuen Zeit begrüßen.

Aber auch diese neue Zeit wurde alt und endigte, — nach harten Kämpfen, mit durchgreifender Versiffenheit und Verstellung, — um ungefähr hundert Jahren — ein Phönix — als neueste Zeit — aus ihrer eigenen Asche zu erstehen.

Und wieder drängten sich nun die mannigfaltigsten und großartigsten Entdeckungen und Erfindungen. Was drei Jahrhunderte zuvor die Buchdruckerkunst, das wurde nun die reisend sich ausbreitende Publi-
cität. Die älteste orientalische Literatur, die besonderen heiligen Schriften aller Zeiten und Völker, und vor allem die allgemeine heilige Schrift in allen Reichen — der Natur, der Kunst, der Wissenschaft und der gesammten Weltgeschichte — wurden entdeckt, erforscht, verglichen, gesichtet und geordnet; Harvey und Halley entdeckten den Umlauf des Blutes und der Kometen, Mesmer fand eine neue, — Washington und Lafayette eröffneten die Reformation der politischen Welt.

Und noch immer ist diese neueste Frühlingszeit nicht abgelaufen; denn noch immer hören wir uralte Eisdecken zerspringen, gehoben durch

die Macht aufquellender Lebensströme; — noch umbonnern uns Lawinen, herabgestürzt von den gewaltigen Strahlen der aufsteigenden Sonne; — noch brechen täglich niegesehene Blüten, überraschend vor unsern Augen auf, und inmitten der allgemeinen Auferstehung ertönen neue, wunderbare Lieder freudigen Glaubens, überschwelliger Liebe und heiliger, hochbegeisterter Hoffnung!

Was aber diese Frühlingszeit von jeder früheren unterscheidet, das ist der überschwängliche Geist, der in ihr waltet, der nicht mehr bloß auf eines einzelnen Menschen Haupt oder über eine kleine Schaar von Auserwählten sich herabsenkt, der nicht mehr eines einzelnen Volkes oder einer besondern Kirche Frühling hervorruft. Wie der Sonne Licht die ganze Erde umfluthet, wie zahlloser Gestirne Glanz in aller Menschen Auge strahlt, so ist jetzt ein Geist unendlicher Liebe und allumfassender, alldurchbringender Wahrheit aufgegangen, der uns den Frühling der ganzen Menschheit verkündigt, der alle Völker der weiten Erde zu einem einzigen großen Friedensfeste ladet. Nicht soll mehr ein Volk in fürchterlicher Knechtschaft schmachten, während seine Ueberwinder den Frühling ihres Lebens feiern. Nicht soll die eigenthümliche Glaubensweise auf ewig den einen Theil des Menschengeschlechtes in den Abgrund stürzen, damit der andere sich ewig seiner eigenen Rettung freue! Erwacht ist in der Menschheit die Erinnerung ihres gemeinsamen, göttlichen Ursprungs; erwacht ist das begeisternde Gefühl ihrer allgemeinen Verbrüderung, die beseligende Zuversicht ihrer gemeinsamen, göttlichen Bestimmung.

Humanität ist das Wort Gottes, das im vorigen Jahrhundert aus gewaltig erregtem Bedürfniß des Friedens mit einem Male in dem habenden, zerrissenen Europa laut geworden, um von diesem Herde der Bildung aus — als frohe, — ja als die freudigste Botschaft — über die ganze Erde verbreitet zu werden. Die Wege, — welche stolze Eroberungsfucht, gieriger Handelsgeist, beschränkter Fanatismus in alle Welttheile gebahnt, — sie stehen nun offen für rein menschliches Wohlwollen, für allveröhnende Wahrheit, für den Triumphzug allbeglückender Schönheit und Liebe!

Einem uralten Mythos zufolge war Harmonia, die Tochter des gewaltigen Kriegsgottes und der Aphrodite, und Weltordnung ihr Name für den denkenden Menschen, den die bildende Kunst niederknien ließ vor der siebenstimmigen Leier, dem Symbole des göttlichen Einflanges der Sphären. Was hier die Poesie im Bilde dargestellt, das faßte späterhin ein frommer Glaube in die Vorstellung von der Einigung des

Göttlichen und Menschlichen, von der Versöhnung, als der herrlichsten Offenbarung göttlichen Wesens und von der überschwänglichen Freude der Himmlischen über die Rückkehr des verlorenen Sohnes; — er faßte es in die erhabenste aller Weissagungen: daß Gott Alles in Allem sein werde! — Was aber Poesie einst geahndet, was der Glaube geschaut, das erkennt nun die Wissenschaft als das Wesen, als die Seele, als den Prüfstein der Wahrheit und im allbeherrschenden Gesetze der Harmonia hat sie das heilige Wort des großen Weltrathsels gefunden.

Begeistert von diesem göttlichen Worte hat sie die räthselhaften Bahnen der Gestirne entwirrt, und in den wunderlichen Gestaltungen der mütterlichen Erde eine harmonische Ordnung entdeckt. Gekräftigt durch diese Erkenntniß hat sie von neuem sich zurückgewendet auf die gesammte Vergangenheit und die zahllosen Werke und Thaten der Menschen, und nun auch hier den großen Canon harmonischer Fortschreitungen wahrzunehmen angefangen. Was aber der Wissenschaft in Natur und Geschichte als Gesetz ihres Lebens sich geoffenbart hat, dies ist jetzt zugleich die eigentliche Seele des Dichtens und Trachtens — und Harmonisirung des gesammten Daseins und Wirkens die höchste Aufgabe, das höchste Ziel aller wahrhaft künstlerischen, wissenschaftlichen und religiösen Bestrebungen geworden.

Eben damit ist das höchste Streben dieser Zeit — überhaupt genommen — ein religiöses, indem es auf das wesentliche Band in allem Dasein und Wirken hingerrichtet ist. Die Wissenschaft will es als allgemeine Wahrheit erkennen, die Kunst es als Schönheit zur Anschauung bringen; die Sittlichkeit will es als das allgemein Rechte und Gute verwirklichen, die Religion selbst aber in Allem, im Wahren, Schönen, Rechten und Guten den Allgegenwärtigen, Allwaltenden, Alleinigen erkennen, verehren und lieben.

Dies ist der Geist, von welchem Vernunft, Phantasie und Wille ihre Weihe zu empfangen haben, um in heiligem Bunde mit voller Besonnenheit die Menschheit ihrer Bestimmung zuzuführen, und es genügt, daß wir das Bewußtsein dieses Zieles und Strebens gewonnen, um mit heiliger Zuversicht der allmählichen Verwirklichung dieses Ideales entgegen zu sehen.

Wir wollen uns daher auch nicht durch heftige Stürme und gewaltiges Schneegestöber, irren lassen, die im Beginne dieses Frühlings — zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche — das erste Grün und die ersten Blüten bedrohen. Wir wollen uns nicht ängsten, wenn auf allen Wegen und Stegen noch das dürre Laub des vorigen Weltjahres zu

unsern Füßen rauscht und Mobergerüche aus aufgethauten Sümpfen uns umziehen. Die Sonne steigt, die Frühlingslüfte wehen, und im Verborgenen webt Verjüngung. Alles strebt dem lichten Tage zu; Alles sehnt sich nach Mittheilung, nach Austausch, nach Gemeinschaft. Wie der Glocke Schall die ganze Gemeinde zu froher Feier ruft, wie der Sonne Licht auf den Flügeln der Liebe zu den bedürftigen Wandelsternen eilt, so tönt jetzt das befreite Wort in weite Zuhörerkreise, so dringt jetzt das Licht der Wahrheit und des Wohlwollens mit immer beschleunigter Geschwindigkeit zu den entferntesten Völkern. Und jeder, dessen Stirne von den Strahlen der aufgehenden Sonne berührt, dessen Herz von dem Liebesdrange des neuen Frühlings ergriffen ist, — er möchte Allen seine Gedanken, seine Gefühle mittheilen, weil er im Geiste ahnet, weil er im tiefsten Herzen empfindet, daß nur dasjenige das Wahre, das Rechte, das Schöne und Gute sein kann, dem Alle zustimmen, dem Alle freudig huldbigen müssen, weil Alle dadurch befriedet, erhoben, beseligt werden. Darum ist auch die Freiheit des Wortes die Gewährschaft einer herrlichen Zukunft, weil sie ausgeht von dem heiligen Vertrauen auf die Macht, auf die Unverbrüchlichkeit der göttlichen Wahrheit. Nur der todte Krystall scheut das lebendige Licht; aber alles Leben gebelht nur an den Strahlen der Sonne. So verbirgt sich nur Selbstsucht und Lüge; aber die Liebe krant keine Furcht, die Wahrheit fürchtet weder Widerspruch, noch der Sonne alldurchbringendes Licht. Warum auch sollten Wahrheit und Liebe sich fürchten? Die Liebe will ja nichts nehmen, sondern nur geben, nur versöhnen, nur befriedigen. Einem jeden läßt sie das Seine, und tilgt nur die Eigensucht, die ihn ausschließt von beglückender Gemeinschaft. Die Wahrheit aber, die allvereinende, ist nur der Gedanke der Liebe, der göttliche Weltplan selbst, der nicht der göttliche wäre, wenn er unbesiegbarem Widerspruche begegnen könnte! Und gerade dies ist die höchste Freude des Daseins und Wirkens, daß der Mensch jenen Weltplan immer klarer zu erkennen, an dem erkannten in Freiheit mitzuwirken berufen ist, und daß er sich unsterblich weiß, weil seine Sehnsucht, sein Streben unendlich sind, wie sein göttlicher Beruf.

Wenn dann auch in der großen Spirale der menschheitlichen Entwicklung am Schlusse jedes Umlaufs das Gefirn des Tages uns entschwinden zu wollen scheint, wenn finstere Wolken die heitere Aussicht in die sternbesäte Unendlichkeit auf eine Weile trüben oder hemmen — nur um so herrlicher steigt bald wieder die Sonne empor, die Wolken sinken befruchtend zur Erde nieder, und wie ein Phönix erhebt sich aus der Asche des Zweifel und der Besorgniß — der beseligende Glaube an Gott und an Freiheit und Jugend und Unsterblichkeit.

Und wenn dann, wie jetzt, die Muse der Geschichte uns das Gedächtniß solcher Auferstehung bewahrt, wenn sie, wie eine liebende Mutter, in der längsten Nacht, in dem tieffsten Winter uns den immergrünen Baum des Lebens mit den freundlichen Lichtern des Glaubens, mit den holden Gaben der Liebe schmückt, — dann kann auch selbst in Nacht und Winter die Freude am Leben und die süße Hoffnung eines künftigen Frühlings nicht mehr erlöschen, und wir schauen mit heiterem Vertrauen dem neuen Weltjahre entgegen, voll der süßen Gewißheit, daß jede Zukunft uns nur neue, herrlichere Wunder der göttlichen Weisheit und Liebe offenbaren werde! —

Parcival.

(Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach. Herausgegeben von Sant = Marte. Erster Band. Parcival.

Auch unter dem besondern Titel:

Parcival, Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten Male übersetzt von Sant = Marte. Magdeburg, Verlag der Creug'schen Buchhandlung. 1836. 8.).

Unstreitig besteht das Hochpoetische des Mittelalters vorzüglich in dem durch Liebe und Treue sich vermittelnden Gegensatz von Natur und Gnade, von heidnischer, durch Kampfesmuth bedingter Selbstverherrlichung und christlicher, durch Selbsttödtung bedingter Gottseligkeit. So sind persönliche Wehrhaftigkeit und Kampfeslust, Frauendienst und Treue gegen den zeitlichen Herrn, zuhöchst aber Frömmigkeit und Ringen nach göttlicher Gnadenerweisung — die Elemente der romantischen Poesie, deren Erzeugnisse sich zunächst dadurch von einander unterscheiden, daß entweder eines dieser Elemente darin vorherrscht, oder sie sich einander mehr oder minder die Schwebel halten. Wie nun in den Nibelungen und der Karolingischen Sage die nordische Heldenhaftigkeit, in Tristan und Lancelot die Frauenliebe, in den Lobgedichten auf Maria und die Heiligen die Andacht als vorherrschend erscheinen, so finden diese Elemente in den großen Dichtungen sich innig verschmolzen, welche der Artur = und der Gralsage ihre Entstehung verdanken, und ganz vorzüglich in jener Trilogie, die uns in Ikuirel, Parcival und Lohegrin aufbewahrt ist. Unter diesen letzteren möchte dann gerade Parcival als das Gedicht auszuzeichnen sein, in welchem Liebe und Treue, Naturkraft und geheimnißvolle göttliche Gnade zu gleichmäßigster Verherrlichung gelangt sind.

Die Trilogie aber, als deren Kern und Krone wir Parzival ansehen, ist noch dadurch besonders merkwürdig, daß in ihr mit den angegebenen drei Elementen noch jenes vierte vielfältig verschmolzen, welches sich das ganze Mittelalter hindurch — bis auf die neuere Zeit im Gegensatz gegen das kirchliche Christenthum behauptet hat, eben weil dieses, sich selbst unbewußt, theilweise in demselben wurzelt. Es ist dies kein anderes — als jenes Zauberwesen des Heidenthums, in welchem geheimnißvolle Mächte in das menschliche Leben eingreifen, und in die mannigfaltigsten Conflictte gerathen mit den himmlischen Wesen und der Freiheit und Selbstherrlichkeit des Menschen. —

Näher faßte das Mittelalter die gesammte Welterscheinung als ein einzig grandioses Drama auf, welches, von der Gottheit ausgehend, mit der Schöpfung der Engel, der Natur und des Menschen beginnend, durch den Abfall Luzifer's und seiner Schaaren, durch den Sündenfall der ersten Menschen und die Störung der Naturordnung zu immer contrastvolleren Verwicklungen hinführt, aber durch Menschwerdung, Opfertod und Auferstehung des Sohnes Gottes zur Peripetie gelangt, und — von dem nun zwischen Christus und Satan hervorgetretenen Gegensatz aus, — der Entscheidung entgegengeht, indem erst die Uebermacht der abgefallenen Engel durch Christus gebrochen wird, dann die Sünde des Menschen durch Gnade und Freiheit bekämpft und künftig auch die Natur durch völlige Ausscheidung des Infernalischen zur ursprünglichen Herrlichkeit von der Gottheit zurückgeführt werden soll.

In dieser Weltanschauung war natürlich Christus das eigentliche Herz des Universum's und in der heiligen Geschichte des Gottmenschen sein zugleich freier und nothwendiger Opfertod der geheimnißvolle Born des ewigen Leben. Aus diesem Borne zu schöpfen, unmittelbar Theil zu nehmen an dem Opfer, — sowohl an dessen Darbringung als an dem Dargebrachten selbst, — wurde deshalb der glühendste Wunsch der Gläubigen, und Selbstopferung (Askese) und Theilnahme am Heilopfer (Communion) die Systole und Diastole des christlichen Lebens.

Nur auf diese Weise eröffnet sich uns das Verständliche für die mysteriöse Dichtung vom heiligen Gral *), welche den Mittelpunkt des heroisch = religiösen Epos Parzival's bildet.

Dieser Gral ist nämlich, worauf schon Göttes im Vorworte zum Lohengrin hingedeutet, ursprünglich jener Weltbecher der altindischen und altperasischen Religionen, welcher den Naturgott als Opfer in sich faßt; er ist, wie es im Parzival heißt, jene Schale von Edelstein,

*) Vielleicht abzuleiten von sang réal oder royal, dem Blute des Heiland's, welches der Becher enthielt.

„Wunderkräftig, klar und rein,
Mit Namen Lapis Exillix.
Durch ihn verbrennt der Phönix
Zu Asche sich; doch diese schafft
Ihm Leben wieder, so daß empor
Aus ihr er steigt mit neuer Kraft,
Und schöner als er war zuvor“ *).

Es ist aber auch der Becher, den Christus den Jüngern zum Abend-
mahle gereicht, und in welchen Joseph von Arimathia das Blut aus der
Seite des Heilandes aufgefaßt hat.

„Auf Erden ließen zurück ihn Schaaren,
Die, als von Sünden sie gereinigt,
Zu den Sternen wieder sind aufgefahren“ **).

Es waren dies die Engelschaaren, die theilnahmslos beim Kampfe
Lucifers gegen Gott geblieben, zur Erde hinab verwiesen worden, des Gra-
les zu pflegen ***).

„Nachmals hat sich ein Bund vereinigt
Von Getauften keusch und rein,
Des heiligen Grales Hüter zu sein.
Glückselig ist, und hochgeehrt,
Wer zu dem Graldienst wird beehrt“ †).

Er selbst, der Gral, erbaute sich einen wundervollen Tempel auf
Montsalvas in Salvatierra (Aragonien), wo, „gesendet von des Höchsten
Hand,“ am heiligen Charfreitag

„eine glänzend weiße Taube schwingt
Vom Himmel sich herab und bringt
Eine Oblate weiß und klein,
Legt sie hin auf den heiligen Stein,
Und schwingt sich himmelan dann wieder“ ††).

Diese Hostie gibt dem Edelsteine die Kraft, daß er „als Krank und
Speise darzugeben“ vermag, was irgend nur „die ritterliche Bruderschaft,“
der Templeisen, die zum Dienste des Grales bestellt ist, wünschen
mag, und daß

„dem Menschen kann kein Leid geschehn
Am Tag, da er den Stein gesehn,
Und eine Woche nach der Zeit
Bleibt er vom Tode noch befreit;
Wer täglich ihn erblicken kann,

*) Parcival, Sp. 324.

***) Ebd. Sp. 314.

***) Ebd. Sp. 326.

†) Ebd. Sp. 314.

††) Ebd. Sp. 325 (besser stände wohl statt Oblate — Hostie?).

Dem, sei es Jungfrau oder Mann,
Bleibt unverändert Farb und Haut,
Wie in schönster Blüthe sie ward geschaut,
Und die zum Graldienst sind geweiht,
Von Todsünden bleiben sie befreit“^{*)}).

Auf ihm auch ist jedesmal in lichter Schrift zu lesen, wer zu seiner Hut und wer zum Königthume über die ganze Hüterschaft erkoren, so wie, was sonst in seinem Dienste geschehen soll.

Der erste König aber, den er sich erwählt, war Titur el, — einer Chronik zufolge, — abstammend von Titurison und Elizabel, eines Königs von Arragonien Tochter. Ihm war zunächst sein Sohn, mit Namen Frimutel, und dann Amfortas, des letzteren ältester Sohn, gefolgt, dessen Schwester Herzeleide mit Gamuret, einem Abkömmlinge von Mazaban und einer Fee, den Helden unseres Gedichtes gezeugt. Indessen hatte Amfortas nach anderer Minne gestrebt, als das Gesez des Grales ihm gestattet^{**}), und war reitend —

„auf Abenteuer in Liebespein
Und Liebeslust“ —

von einem heidnischen Fürsten, der den Gral erobern wollte, mit vergiftetem Pfeile verwundet worden^{***}). Von dieser Wunde konnte er jedoch, wie auf dem Grale selbst geschrieben stand, nur dadurch geheilt werden,

„wenn ein Ritter, des Ortes unbekannt,
Hinkomm' und frage nach dem Wehe,
Das dort er reich entfaltet sehe,
Doch ohne daß es Jemand wage
Ihn aufzufordern zu der Frage.“

Wie nun Amfortas schwerer Strafe verfallen, weil er „nach unreiner Minne“ geworden (Sp. 327), und, wie er selbst gesteht, der „Hofart“ nicht fremd geblieben und nach Reichtum gestrebt (Sp. 566), so ist es Parcival, — eigentlich wohl Parseh=fal, was im Arabischen „der Reine, Arme, Dumme“ oder Einfältige (im besseren Sinne des Wortes) bedeutet, — welcher dem Leidenden Heilung zu bringen, aber auch an dessen Stelle des Grales König zu werden erkoren ist, und das Gedicht, welches seinen Namen trägt, ist nichts Anderes, als die Lebensgeschichte dieses Gralkönigs, — von seiner Geburt an bis zur Vollbringung seines Erlösungswerkes.

Nach etwas weiterschweifiger Erzählung von Gamurets Kampf=

*) Parcival, Sp. 324 und 326.

***) Vergl. ebd. Sp. 327.

****) Ebd. Sp. 332.

und Liebes-Abentheuern, führt der Dichter diesen Helden nach Kanvoles in Spanien, wo er im Turniere Herzeleiden, die Königin von Wales, sich zur Gemahlin erkämpft. Weil er aber, von neuem auf ritterliche Abenteuer ausgezogen, den Tod findet, will Herzeleide ihr einziges Kind, *Parcival*, vom Ritterleben entfernt halten, und erzieht ihn in der Wüste von Soltane. Als er indeß zufällig von Artus Kunde empfangen, zieht er, ein unschuldiger Jüngling, hinaus, verwickelt durch seine kindliche Einfalt sich in mancherlei Abenteuer, wird Ritter an Artus Hofe, und erwirbt sich durch seinen Heldenmuth die Hand der holden *Konduiramur*. Nun treibt es ihn, seine Mutter wieder zu sehen; auf dem Wege zu ihr trifft er aber in der Wildniß den kranken König *Amfortas*, der ihn zum Besuche nach Montsalvas ladet. Obgleich ihm jedoch hier reichlich Veranlassung geboten wird, jene Frage zu stellen, von welcher des Königs Heilung abhängig ist, unterläßt er es dennoch, in seiner Einfalt der Lebensregel des weisen Gurnemanz gedenkend, „nicht zu viel zu fragen.“ Wie zur Strafe dafür wird er von Montsalvas ausgeschlossen und in manche Fährlichkeit verwickelt. Da er sich aber bewußt ist, „nach des Meisters Lehren“ gethan zu haben, so verfällt er durch sein Mißgeschick in Zweifel an Gott und der Vorsehung, und ruft aus:

„Weh, was ist Gott?

— Der Duell seiner Macht ist ausgefloffen!

Treu dient' ich ihm mit Arm und Herzen,

Doch seine Gnade lohnt mit Schmerzen.

Nun will ich auf den Dienst ihm sagen;

Hat er Haß, den will ich tragen.“ (Sp. 129).

Dennoch strebt er unablässig, den Gral wieder zu finden, und jener verhängnißvollen Frage, von der ihm Kunde geworden, ihr Recht zu thun.

Eingeflochten werden jetzt — allerdings zu lange ablenkend von dem Helden des Gedichtes — die Abenteuer *Gawan's*, eines tapfern Ritters von des Artus Tafelrunde *). *Parcival* aber trifft in einem großen Wald auf einen greisen Hüßer, der ihm vorwirft, daß er selbst an heiligem Tage — es war gerade Charfreitag — bewaffnet auf Abenteuer herumtschweife. *Parcival* erwiedert ihm hierauf:

*) Nur sehr äußerlicher Weise kann er als Repräsentant des weltlichen Ritterthums *Parcival*, als einem Repräsentanten des geistlichen Ritterthums entgegengesetzt werden, da der Gral selbst, nach dem *Parcival* so eifrig strebt, fast nur irdische Genüsse und Vorzüge gewährt.

„Wie die Tage sind benannt,
Das ist mir alles unbekannt.
Ich diene einem, der heißt Gott,
Zu dem ich mit fester Treu' mich drängte,
Bevor so lästerlichen Spott
Seine Gunst über mich verhängte; . . .“

Jetzt „nenne er den nur mit Hass, — der seine Gnaden ihm versagt,
und ihn mit Sorgen hat beladen!“ (Sp. 309 u. 310).

Hiermit sind wir an den Wendepunkt im Leben Parcival's gelangt;
denn kaum hat er den Büßenden verlassen, so gedenkt er, „einsam da-
hinreitend — „zum ersten Male — seines Schöpfers,“

„Wie der gewaltig, der das All
Der Welt durch seine Kraft vollbracht. (Sp. 311).
Ist — ruft er — Gottes Kraft so hehr,
Daß Mensch, Gethier und Erd' und Meer
Sie offenbaren, so will auch ich
Ihm hohen Preis nicht vorenthalten.
Auf denn mein Ross und zeige dich,
Ob Gottes Kräfte in dir walten.“ (Sp. 313).

Sofort läßt er dem Ross die Zügel ledig, und bald hat es ihn nach „Fon-
taene la Salvage“ getragen, wo der „keusche Levezent,“ seiner
Mutter und des Amfortas Bruder „mit Fasten und Kasteien“ ringt,

„sich seinem Gotte ganz zu weihen,
Und daß, den Teufel zu bezwingen,
Seiner Keuschheit mag gelingen.“ (Sp. 317).

Hier erhält auch Parcival endlich Belehrung über den Grot
(Sp. 318), nachdem er Levezent seinen sündigen Zweifel an Gottes
Gerechtigkeit bekannt und dieser ihn belehrt:

„Daß immer treu der Mensch soll bleiben
Mit Dienste dem, des' Hilfe groß,
Und den zu helfen nie verdroß,
Bei jedem Erdenherzeleid;“
Der sich sogar „so gnabenreich erwies,“
Daß seine edle hohe Art
Um uns zum Menschenbilde ward.“ (Sp. 319).

Doch fügt Levezent auch die Warnung bei, Parciva möge nicht
„in Einfalt wännen,“ den Grot je einmal

„zu erringen; denn der heilige Grot
Bleibt jedem immerdar verloren,
Den nicht der Himmel selbst erkoren
Zu seinem Dienst.“ (Sp. 314).

Nachdem nun Parcival auf seines Dheim's Neben sich Gott mit ganzem

Herzen wieder zugewendet, scheidet er in Hoffnung, vor Allem den Gral und dann auch sein liebes Weib, Konduktamur, wiederzufinden.

Von neuem wird indes Gawain's Geschichte wieder aufgenommen, und erst nachdem uns dessen Abenteuer mit der übermüthigen Dragueileuse und dem bösen Zauberer K l i n s c h o r (des Virgilius von Neapolis Neffen) erzählt, und auch Artus mit seiner Tafelrunde in diese Wädhren verflochten, führt der Dichter — nach überlanger Ausschweifung — wieder den g r a l s u c h e n d e n Parcival herbei, und meint:

„Zu des Liebes Wendepunkt sind wir gekommen.“ (Sp. 473).

In der That aber naht dasselbe schon dem Schlusse. Gawain's Abenteuer enden friedlich mit dreifachem Vermählungsfeste; Parcival aber, gemahnt durch

„der Liebe Glück rings überall
An sein geliebtes süßes Weib“

bricht in die Klage aus:

„Wie rastlos nach dem Gral ich ringe,
So wirft der Kummer seine Schlinge
Mir stets um's Haupt, und Sehnsucht zehrt
An meinem Mark. . .“ (Sp. 506).

Doch faßt er sich wieder und bricht die Kette verfluchender Gedanken mit den Worten ab:

„Das Glück liebt Freud' über die zu verhängen,
Die nach vergänglich'er Lust sich drängen!
Freud' all diesen Schaaren mag Gott reichen!
Ich muß von diesen Freuden weichen.“

Drauf wappnet er sich,

— „daß er erliddte
Durch neue Noth die alten Nothe,“ (Sp. 508),

verläßt die Liebbeglückten in Artus Lager, trifft alsbald auf einen kampfgerüsteten Ritter, über welchen er durch Gebetes Kraft die Oberhand behält, und durch glückliche Fügung vom letzten Streiche abgehalten, im Gegner seinen heidnischen Halbbruder Feirefiz erkennt, den er dann jubelnd in Artus Lager führt.

Hiermit ist seiner Prüfungen Kette abgelaufen, und wie bis jetzt sein Herz

— „nicht konnten schwärzen
Unreinheit, Zagheit, Wankelmuth,“ (Sp. 510),

so wird ihm nun der höchste Lohn zu Theil. Auf feierlicher Tafelrunde, die Artus ihm zu Ehren hält, kömmt Botschaft von Montsalvas, und Kundrie la Sorcière verkündet ihm:

„Wohl dir des hohen Theiles,
 Du Krone menschlichen Theiles!
 Die Inschrift ist gelesen jetzt,
 Die zum Herrn des Grals dich eingesezt.
 Konduiramur, dein süß Gemahl,
 Und Hoherangrin soll, dein Sohn,
 Mit dir verbleiben bei dem Gral,
 Und dein Weib theilen deinen Thron.“ (Sp. 538).

Sofort zieht Parcival mit Fretreiß nach Montsalvas, wo noch Amfortas der Genesung harret, — steht, fest vertrauend hier mit brünstigem Gebet drei Stunden lang,

„zur heiligen Dreieinigkeit,
 — — — daß sich des Armen
 Der Allerbarmer mdg' erbarmen;“

tritt dann „mit gläubigem Sinne“ zum König hin,

Und fragt: „Oheim, was quälet dich?“
 Und, siehe! mit Glanz fällt sich die Halle —
 Und Amfortas — ist genesen. (Sp. 547 f.).

Nun huldigen Alle dem jungen, frommen Helden als des heil. Grales auserkornem Hüter und als „Herrn und König von Terre de Salvas“ (Sp. 548). Er aber eilt alsbald seiner Gemahlin Konduiramur entgegen, die, als sie Kunde von seiner Erwählung zum Könige empfangen, mit ihren beiden Söhnen sich auf den Weg zu ihm begeben. Zuvor jedoch geht Parcival zur Klause Trevrezents, der nun zu ihm die inhaltsschweren Worte spricht:

„Geheimnißreich wirkt Gottes Hand; —
 — Gott ist Mensch; sein Vater das Wort;
 Gott ist Vater und Sohn zugleich;
 Sein Geist ist großer Hülfe reich!
 Ein größeres Wunder geschah noch nie —
 Als das, da von euch sein Gesicht
 Gott abgewandt in Zorn und jetzt
 Seine ewige Trinität
 In Euch' euch wieder eingesezt
 Durch euer gläubiges Gebet..“
 „Es thut mir leid, daß ihr vergebens
 So viele Jahre eures Lebens,
 Seid forschend nach dem Gral geritten;
 Denn nie wird er durch Kampf erkritten“*).

Entlassen mit des frommen Oheims Segen, trifft nun Parcival sein Ehegemahl auf dem Plimizol, wo auf dem Schnee drei lichte

*) Sp. 549, 550.

Blutstropfen ihm seiner Liebe Bild einst vorgezaubert. Vereint ziehen sie dann ein auf Montsalvas; Feirefiz empfängt die Taufe, vermählt sich mit Urepanse de Voie, der keuschen Pflegerin und Königin des Grales *), und zieht mit ihr zurück ins Heidenland, das Christenthum dort zu verbreiten. Amfortas aber dient

. . . „frei der Schmerzen
 . . . mit keuschem Herzen
 Dem Grale ferner, und manchen Streit
 Noch foht er zu seiner Herrlichkeit.“ (Sp. 569).

Wohl berichtet dann die Aventure noch in gedrängter Kürze, wie Lohengrin, vom Gral der Fürstin von Brabant zum Gemahl erkoren, nach wenigen Jahren glücklicher Ehe wieder nach Montsalvas zurück kehrt, weil die Fürstin sich nicht enthalten konnte, eine ihr verbotene Frage an ihn zu stellen; besser aber hat, — wie Wolfram von Eschenbach uns bemerkt, — der Provenzale, Kyot, dem er die Sage entliehen, damit geschlossen:

„Wie Herzeleibens Sohn zum Gral,
 Nachdem Amfortas ihn verloren,
 Ward, wie's verordnet ward, erkoren.“ (Sp. 579).

Die Gralsage selbst aber, deren Blüthe uns in Parcial erhalten, hat weder in Kyot's Gedicht ihren Ursprung, noch findet sie in diesem oder im Lohengrin ihren eigentlichen Schluß.

Wolfram von Eschenbach selbst erzählt (wahrscheinlich Kyot hier folgend), daß Flegetanis **), ein Heide, von Mutter Seite von Salomon, aus altem Israelitengeschlecht herstammend,

„weit älter, als bis zum Schild uns ward
 Die heilige Taufe im Gesecht,
 Wider des Teufels arge Art
 Und der Hölle Feuer.“ (Sp. 313),

zuerst Bescheid gab „von des Grales Heiligkeit und Wunden,“ als er „in den Sternen einmal gelesen, und geheimnißvolle Kunde von ihm gefunden“ (Sp. 314). So weist also das Gedicht in dieser Stelle, — wie sonst auch durch viele arabische Namen, auf den Orient zurück, aus dem der heilige Becher selbst nach Montsalvas gekommen. Erinnert kann hier nun an die merkwürdige Thatsache werden, daß gegen Ende des 11. Jahrhunderts (im Jahre 1070) ein anderer Jude, Simeon Seth, kaiserlicher Beamter am Hofe von Byzanz, der den Orient bereist, eine fabelhafte Geschichte von Alexander aus dem Persischen in's

*) Sp. 164 und 167.

***) Von Gdres, zum Lohengrin S. VI, aus „Felek daneh“ — Himmelskundiger — abgeleitet.

Griechische übertragen, aus dem sie früher in's Arabische, dann in's Persische übersetzt worden war, und daß demnächst wieder ein Jude, der sich hatte taufen lassen, Seth's griechische Uebersetzung in das Lateinische übersetzt, aus dem bald darauf der Stoff in französische Gedichte übergieng. —

Die Gralsage aber war, wie aus vielen altfranzösischen, britannischen und deutschen Gedichten und Romanen zu ersehen, im Mittelalter sehr verbreitet, und es verdient bemerkt zu werden, daß nächst den Psalmen, die 1457 zu Mainz, und nach Virgil, Lucan, Horaz, Ovid und Tibull, die in den zwei folgenden Jahrzehnden zu Rom zum ersten Male in Druck erschienen, von größeren deutschen Dichtungen Titirel und Parci val die ersten waren, die durch Guttenberg's unsterbliche Erfindung in einen größeren Lesekreis eingeführt worden. Hand in Hand erschienen sie im Jahr 1477 zu Mainz, — nach Anderen zu Straßburg — zum ersten Male in Druck.

Merkwürdig ist aber auch, daß, wie einer anderweitigen Sage zufolge der Gral schon früh (etwa um das elfte Jahrhundert?) der in Verderben versunkenen Christenheit wieder entrückt, und nach dem Orient, und zwar nach Indien, zurückgebracht worden, wo dann Titirel mehr als 500 Jahre alt gestorben, — eben so die Gralgedichte, als die Christenheit durch die Reformation in den unchristlichen Haber verfallen, fast mit einem Male aus dem Gedächtniß des Abendlandes geschwunden, da bis auf die neueste Zeit keine Ausgabe davon erschienen und selbst die ersten Abdrücke bis auf vielleicht nur fünf bis sechs sich verloren haben.

Erst seitdem der Geist durch entschiedenes Ungenügen mit dem Ueberkommenen, zugleich hinaus auf die idealische Zukunft, und auf die Vergangenheit zurückgetrieben worden, sind auch Titirel, Parci val und Lo hengrin wieder von den Todten auferweckt, und der h. Gral aus seiner Verborgenheit wieder an das Licht gebracht worden. Doch ist Titirel noch gar nicht, Lo hengrin erst 1813 nach sehr fehlervollen Abschriften von Görres, nur Parci val, nachdem Müller einen sehr mangelhaften Abdruck besorgt, vor wenigen Jahren (1833) von Lachmann mit einsichtsvoller Kritik — durch den Druck wieder veröffentlicht worden.

Hiermit sind indes diese Dichtungen nur erst wieder einem kleinen Kreise von Lesern zugänglich gemacht, da sie nicht ohne vorläufiges Studium der mittelalterlichen deutschen Sprache (Wolfram dichtete seinen

Parcival im Jahr 1205) verstanden werden können, welches jedem Freund — und jeder Freundin der Poesie und ihrer Geschichte zuzumuthen uns weder billig noch verständig zu sein dünkt. Vielmehr sind wir zum Voraus zahlreicher Zustimmung gewiß, wenn wir das Unternehmen des Herrn San = Marte als ein sehr zeitgemäßes und achtungswerthes bezeichnen, der seit einer langen Reihe von Jahren die wenigen einem ernsteren Lebensberufe abzumüßigenden Erholungsstunden der Uebersetzung des Parcival in das Neudeutsche, wie aus dem Werke selbst hervorleuchtet, mit Liebe und ausdauerndem Fleiße gewidmet.

Wie leicht sich die Uebersetzung liest und wie einfach sie, dem Tone der alten deutschen Sänge angemessen, durchgängig gehalten, konnten unsere Leser schon aus den von uns angeführten Stellen entnehmen. Von der Schwierigkeit einer solchen Uebersetzung werden sie sich aber zur Genüge überzeugen, wenn sie auch nur die acht ersten Zeilen des Originals, die wir hier anführen wollen, durchlesen.

Ist Zweifel herzen nachgebur
Das mußt der selen werden sur,
Geschmehet vnd gezieret
Ist, wo sy varieret —
In eines verzagten mannes mut,
Also Kgelaster varbe thut,
Der mag darnach wesen gail,
Wann an im sein beide tail
Des Himels vnd der Hellen *).

Verderben wird der Seele kund,
Wohnt Zweifel in des Herzens Grund.
Wenn unstat ebles Mann's Gedanken
Zwischen Treu und Untreu wanlen,
Geziert ist und geschmäht sein Preis, —
Er gleicht der Eister, schwarz und weiß.
Und doch kann ihm noch werden Heil,
Denn beide haben an ihm Theil,
Höll' und Himmel . . .

Es ist hier der Ort nicht, auf eine Kritik des Einzelnen einzugehen, die allerdings manches zu erinnern finden würde, wie z. B. in obiger Stelle gleich die erste Zeile sich zu weit vom Texte entfernt, und in der

*) Da uns Bachmann's kritische Ausgabe nicht zur Hand, so führen wir obige Stelle aus der ersten Ausgabe von 1477 an.

dritten das Beiwort *edel* ein nicht passender Zusatz ist, wie dann auch die schlichte Redeweise mitunter durch moderne Wortbildungen geßtert wird, z. B. Hochgewinn (Sp. 14), Frauenfreundschaftesband (15), Thatenbrang (17), Biffonair (313) u. s. w.

Im Ganzen genommen zeugt die Uebersetzung von sorgfältigem Studium des Originals und von nicht geringer Gewandtheit in Behandlung der Sprache. Auch die ausführliche Einleitung, in welcher Herr San-Marte sich über Wolfram von Eschenbach und sein Zeitalter, über den Gegenstand der Dichtung, Lehnswesen, Ritterthum, Adel, Hierarchie, Christenthum und Heidenthum verbreitet, so wie die Anmerkungen zu einzelnen Stellen des Textes, sind fleißig gearbeitet und fördern das Verständniß des Gedichtes. Doch werden gewiß manche Leser mit uns bedauern, daß Herr San-Marte sich durch allzugroße Bescheidenheit hat abhalten lassen, die Gralsage in ihrem Zusammenhange darzulegen und durch eine ausführliche Analyse und Beurtheilung des von ihm übertragenen Gedichtes den Lesern den Genuß desselben zu erleichtern, da nicht Jedem gerade Gelegenheit geboten ist, die Schriften von Lachmann, Rosenkranz und Servinus, auf welche er verweist, sofort zu Rathe zu ziehen. Um so mehr müssen wir wünschen, daß Zeit und Umstände es ihm recht bald gestatten mögen, einen zweiten Band nachfolgen zu lassen, in welchem er nicht nur die Uebersetzung der lyrischen Gedichte Wolfram's, dessen Fragment vom Titirel, den h. Wilhelm von Drange in angemessenem Auszuge und eine möglichst vollständige Biographie des Dichters, sondern auch eine kritische Untersuchung über die Sagen vom h. Gral und den Priesterkönig Johannes, nebst einem Auszuge aus dem jüngern Titirel und einer Uebersetzung des Wartburgkrieges zu liefern verspricht.

Möge Herr San-Marte zur Herausgabe dieses zweiten Bandes recht bald durch wohlverdientes Entgegenkommen des deutschen Publikums veranlaßt werden, welchem in dem vorliegenden Gedichte ein eben so unterhaltendes als vielfach belehrendes Werk dargeboten ist. Finden auch in ihm, wie in fast allen größeren altdeutschen Gedichten, sich mehrere Partien, welche durch eine fast geschwähige Breite ermüden, so bietet es doch auch so viel echt Poetisches, die Charaktere sind so kräftig durchgeführt, das Ganze ist überhaupt ein so reicher und treuer Spiegel des mittelalterlichen höheren Ritterthums, seiner eigenthümlichen Religiosität und Gesittung, so wie der wunderbaren, durchaus naiven Verschmelzung von heidnischen und christlichen, germanischen und französischen Elementen, welche jene Zeit so recht eigentlich zum Mittelalter stem-

pelt, — daß nicht leicht Jemand dieses Werk ohne lebhaft empfundenen Dank gegen denjenigen aus der Hand legen wird, der mit so seltener Liebe und Beharrlichkeit sich der nicht geringen Mühe unterzogen, es dem gebildeten Publikum leicht zugänglich zu machen.

Aber auch die Verlagshandlung verdient unseren Dank dafür, daß sie in einer Zeit, welche fast nur von Blättern lebt, sich zum Verlage dieses dem *M o d e g e s c h m a c k e* schwerlich zusagenden Buches entschlossen, und durch schönes Papier und eben so gefälligen als correcten Druck dem Leser so freundlich entgegengekommen ist.

S a m l e t.

Wenn gleich ein jegliches von Shakspeare's Werken auf eigenthümliche Weise die Meisterschaft dieses Dichters bewährt, so ist doch frühe schon Hamlet von der lebendigsten Theilnahme begleitet, mit der feurigsten Bewunderung gekrönt worden. In wie weit dies mit Recht geschehen, könnte nur aus einer sorgfältigen und ausführlichen vergleichenden Uebersicht aller Werke Shakspeare's hervorgehen. Daß aber Hamlet — an und für sich als eine durchaus gebiegene, sinnvolle, aus allen Tiefen der menschlichen Gefühle geschöpfte, von der ewigen Flamme des Rechtes und der Sittlichkeit durchdrungene und verklärte Dichtung — dem Herrlichsten, was jemals dem Menschen ans Licht zu bringen vergönnt worden, an die Seite gestellt zu werden verdiene, dies kann auch der vereinzelt Betrachtung dieses Kunstwerks nicht entgehen. Wenn wir aber mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen, mit ganzem Geiste hingerissen wurden zu seliger Bewunderung, wenn wir uns, im Tiefsten ergriffen, auf das schmerzlichst = süßeste gerührt fanden durch das Herrliche, was uns zur Anschauung gebracht wurde, — wenn aus innigster Wahlverwandtschaft wir uns ganz in das Idealische versenkt, und aus der zeitlichen Heimath uns in die ewige wie verloren hatten, — vergessend des Besinnens und Bedenkens auf uns selbst, — wie des Achmens bei dem Anblicke überraschender Schönheit, — dann erfaßt doch bald sich wieder der Geist in uns, um sich in seiner Freiheit zu behaupten. Wir schauen uns selbst an, wir denken nach über unser Entzücken, und die Vernunft zieht gleichsam unsere Einzelheit zur Rechenschaft über ihr vereinzelt Glück. Sie will wissen, warum wir uns so ganz dem Gefühle überlassen haben, — und das Herz stimmt ihr bei; denn es möchte nicht allein genossen haben, es möchte Alle in dieselbe Seligkeit einführen, und darum sucht es sich selbst klar zu werden, damit es auch Andern dieselbe

Klarheit mittheilen könne. Da überläßt es sich der schauenden Vernunft, und was diese gesehen, faßt der bestimmende Verstand in Worte, und das Herz spricht es aus — zu anderen Herzen — für andere Geister. —

Hat aber die genießende Seele das Kunstwerk in seiner lebendigen Ganzheit, in seiner innigen Schönheit gleichsam überzeitlich aufgenommen, so muß der Geist, der seine Anschauungen mittheilen will, — um in der Fülle zu Worte zu kommen, — die Fülle sondern, und Eines nach dem Andern ergreifen und aussprechen, und die erste Sonderung, die ihm möglich wird, ist die Unterscheidung des Geistes des Kunstwerkes von dessen *B e l e i b u n g*, oder auch der inneren Organisation von ihrer äußeren Gestalt. Da aber die innere schöne Seele es ist, welche die schöne Gestalt erzeugt, so verdient auch dieses Innere die erste Hauptberücksichtigung. —

Wenden wir uns daher zuerst zu dem eigentlichen Inhalte jenes Schauspieles hin, dann begegnen wir der allgemeinsten Frage: „Wodurch sich die Hauptgrundlage desselben rechtfertigt?“ —

Der Bruder ist vom Bruder erschlagen, — um blutschänderischer Gelüste willen! Die gräulichste Schandthat, die, wie der erste Brudermord, um Rache gen Himmel schreit!

Aber die That ist nicht offenbar; der Thäter ist König, von welchem allein die Gewalt zu richten, und das Gericht zu vollstrecken ausgeht. Und dennoch soll schon hier auch die verborgenste Unthat zu Tag kommen, das erwiesene Verbrechen gerichtet, die beleidigte Majestät des Rechtes versöhnt, die Gerechtigkeit heilig gehalten werden; das Recht — des Herrn Wille — soll geschehen, wie im Himmel, also auch auf Erden! Für Gesinnungen und Absichten ist der innere Richter bestellt; aber wenn die Absicht That geworden, wenn die That in das Bewußtsein Anderer eingetreten ist, dann ist in die ewig forttönende Symphonie der Welterscheinung eine Dissonanz erklingen, welche zur Auflösung auffordert, und die Menschheit hat ein heilig unverjährbar Recht, das Recht selbst als heilig anzuschauen. Nur die Sonne soll ewig scheinen, aber keine trübe Wolke darf sich zwischen ihr und der Erde verhärten, wenn auch ihr Aufsteigen nicht verhindert werden kann. — Also — kein Verbrechen soll ungerichtet, soll unbestraft bleiben, so wahr als Gott auch auf Erden gegenwärtig, so wahr als die Menschheit ewig vor Gott steht. Und darum soll es keine Art offenbaren Verbrechens geben, für welche nicht auch ein offenes Gericht bestände, und keine Person darf unverleglich sein, von dem Augenblicke an, wo sie selbst das Gesetz der allgemeinen Unverleglichkeit der Personen gebrochen. So lange aber das Recht noch nicht so vollständig bestellt ist, so lange herrscht es nur in der

unvollkommenen Gestalt der allgemeinen Nemesis, oder der einzelnen Rache, und, wenn bei solcher unvollständigen Einrichtung des öffentlichen Wesens eine Gräueltthat geschieht, für welche kein öffentliches Gericht bestellt ist, dann kann nicht gefragt werden, wer darf die Rache übernehmen — denn Rache als solche ist immer der Form nach unrechtlich — sondern wer wird, wer muß der natürlichen Nothwendigkeit zufolge die Rache nehmen am Verbrecher? — Die Antwort kommt vom Herzen. Das Blut schreit um Rache; der nächste Blutsverwandte muß den Schrei im eignen schlagenden Herzen schmerzlich empfinden. Er ist ja ein lebendiges Glied der verletzten Familie, und er ist es diesem höheren Individuum schuldig, es in seiner Unverletzlichkeit zu behaupten, und es hat aufgehört, als unverletzlich zu erscheinen, so lange noch nicht die Verletzung ihren Urheber, und in ihm sich selbst vernichtet hat. Ist der Vater gemordet, so ist der Sohn das Haupt der Familie geworden, und wie sein Herz in Dankbarkeit den Vater heilig halten muß, so ist er auch im Gewissen verpflichtet, die Heiligkeit der Familie durch Bestrafung des Mörders zu bewahren. Darum, weil in jenen alten Zeiten der König nur erst Souverain geworden, aber noch nicht innerhalb der allgemeinen Souveranität des Gesetzes wieder seinen Richter gefunden, — darum ist Hamlet zum Rächer seines Vater berufen.

Allein, wie der Richter, so soll auch der Rächer seiner Sache gewiß sein, auf daß die Rache nicht als ein zweites Verbrechen zur Vorstellung komme. Ehe gestraft wird, muß der Sträfling der Schuld überführt, muß der Richter überzeugt sein, und an der Ausführlichkeit, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit welcher die Ueberführung des Angeschuldigten, und die Ueberzeugung der Richter und des Volkes betrieben wird, ist die Bildungsstufe des Gemeinwesens, und die Feinfühligkeit und die Sittigung des Richters — oder Rächers zu erkennen.

Daß das Recht sein und gelten müsse, wird von jedem Gewissen gefühlt, wird auch von halber Bildung erkannt; denn das Recht ist ja das Ausschüßende, Allerhaltende. Aber was das Rechte sei in jedem Falle, dies ist oft dem Gebildeteren schwer zu finden. Und dennoch wird das Recht, wie jede Idee, nur durch völlig entsprechende Ausführung wirklich, nur durch Verwirklichung, Anerkennung und Bewußtsein darüber — ein Reich des Rechtes. — Daß also ein Brudermord bestraft werden müsse, ist jedem gewiß; — daß der einzige Sohn des Erschlagenen die Blutrache zu vollstrecken habe, wo kein Gericht da ist, die Gerechtigkeit zu handhaben, dessen war auch Hamlet von Anfang an gewiß, und diese Gewißheit ist fortan das verborgene Triebrad seines Sinnens und Treibens. Ob aber das Ungeheuerste wirklich geschehen, ob wirklich der

Bruder den Bruder gemeuchelt, — dies weiß er nicht, dies muß seine reine große Seele bezweifeln, bis es klarer als der Tag für ihn geworden, daß es wirklich so gewesen.

Allein das Verbrechen liegt tief verborgen, und auch nur einen Verdacht zu zeigen, oder gar Nachforschungen anzustellen, wäre gegen das sittliche Zartgefühl, wie gegen die äußerliche Klugheit. Da muß dem Richter und Rächer die allwaltende Gerechtigkeit selbst zu Hülfe kommen, welche von Anfang an jeden Verbrecher unabänderlich seinem Richter, seinem Urtheile überliefert. Jeder Verbrecher überliefert sich selbst dem Gericht; — sei es, indem er dem mahnenden Gewissen Gehör giebt, und seine Schuld durch freiwilliges Bekenntniß von sich abzuladen anfängt; — sei es, indem er sich gegen das zürnende Gewissen aus zeitlicher Furcht oder falscher Scham versteckt, und nur durch die ängstlichen Anstrengungen, das Unbekannte zu verbergen und immer und Allen verborgen zu halten, zuerst Verdacht erregt, dann, die Nachforschungen zu unterdrücken, endlich die Verdenkenden selbst zur ewigen Ruhe zu bringen trachtet. Der böse Baum trägt böse Früchte, und an den Früchten ist der Baum zu erkennen. — So Claudius der König von Dänemark. —

*

Also kindliche Verehrung Hamlets für seinen unglücklichen Vater, Pflichtgefühl, die am Urheber seiner Lage verübte Schandthat zu rächen, rechtliche Gewissenhaftigkeit, nur den unläugbar Schuldigen zu treffen, — und anderseits die allmähliche widerwillige Selbstoffenbarung des Schulbigen, — dieß sind die Hauptmomente der großen Gerichtshandlung, welche Shakspeare, als ein Organ der höhern Geschichte, uns vor Augen gestellt hat. Hiermit ist der allgemeine Inhalt dieses Trauerspieles, als ein nothwendiger, gerechtfertigt, aber zugleich die Nothwendigkeit, oder doch Zulässigkeit der Trauer dargethan, welche letztere dann noch auf dem tieferen Grunde beruht, daß die Innigkeit der näheren Blutsverwandtschaft nur durch Zerreißung der entfernteren bewahrt werden kann. Denn — wie dringend auch das Rechtsgefühl den Sohn zur Rächung der Ermordung seines Vaters treiben muß, — der Mörder ist des Vaters Bruder! Je tiefer anderseits sein Rechtsgefühl, um so weniger darf er sich an bloßer Uhuung genügen lassen, noch an der Aufforderung zur Rache durch des Vaters Geist, — denn der böse Dämon könnte sich in ein nächstlich Scheinbild trügerisch verhüllen; — nicht an der Verlegenheit des königlichen Mörders bei der dramatischen Darstellung seines Verbrechens, — denn diese kann auch andere Veranlassung haben; — nicht am Eingeständniß der Königin selbst, — denn erst

vor zweier Zeugen Mund besteht die Wahrheit; — nicht an der wiederholten Aufforderung des Geistes. Und so auch mahnte ihn vergeblich noch zur Rache die tiefe Rührung des Schauspielers bei Recitation von Priamus Ermordung. Erst als er des Königs verrätherischen Brief gelesen, der ihn selbst einem Meucheltode widmete, — vermag der Zug des Fortinbras mit 20,000 Mann, um ein klein Stück Land in Polen zu erobern, ihn zum Entschluß (wenn auch noch nicht zur That) zu härten.

————— Wahrhaft groß sein heißt
Nicht ohne großen Gegenstand sich regen;
Doch einen Strohalm selber groß verfechten,
Wenn Ehre auf dem Spiel. Wie steh' denn ich,
Den seines Vaters Mord, der Mutter Schande,
Antriebe der Vernunft und des Geblüts,
Den nichts erweckt? — —
— — O von Stund an trachtet
Nach Blut Gedanken, oder seib verachtet!

Und nun selbst zögert er, bis ihm Laertes sterbend die Giftmischerlei des Königs entdeckt, durch welche — die auf Hamlet zielte — die Königin, seine Mutter, und Laertes zugleich mit hingerafft werden.

Das Maß des Verruchten war voll, und — erst jetzt; denn alle Mordanschläge nach des Bruders Mord waren nur nothwendige Folgen dieser ersten That; — und nun fällt der König, eben so unvorberichtet wie sein Bruder, von der Degen Spitze, die er selbst vergiftet hatte, — wie Hamlet es ahnend ausspricht:

Der Spaß ist, wenn mit seinem eignen Pulver
Der Feuerwerker auffliegt;

und Horatio es zuletzt noch bezeichnet:

Plane, die verfehlt zurückgefallen
Auf der Erfinder Haupt.

*

Unmittelbar mit dieser Katastrophe ist das Schicksal der mitschuldigen Königin verknüpft. War Hamlet gegen den Dheim berechtigt, warum vollzog er nicht auch die Rache an der Mutter, die sich zur schwärzesten Treulosigkeit verführen lassen? — Weil Nichts seine eigne Voraussetzung zerstören kann, ohne sich selbst zu vernichten; Selbstvernichtung aber ein Ungedanke ist; — weil die Mutter den Sohn unter dem Herzen getragen, und mit Schmerzen geboren hat, und die Heiligkeit dieses Bandes durch keine noch so heilige Verpflichtung überboten werden kann. Dies wird denn auch selbst von dem noch unversöhnten Geiste des Ermordeten anerkannt und eingeschärft:

Haft du Natur in dir, so leid' es nicht;
 Doch wie du immer diese That betreibst,
 Beslect' dein Herz nicht; dein Gemüth erfinne
 Nichts gegen deine Mutter; überlaß sie
 Dem Himmel, und den Dornen, die im Busen
 Ihr stechend wohnen. —

Und als Hamlet in den Vorwürfen, die er gegen seine Mutter richtet, in Leidenschaft zu gerathen Gefahr läuft, erscheint der Geist zum andern Male, zwar um „den abgestumpften Vorsatz — gegen den König — zu schärfen“, aber auch ihn mahnend:

Doch schau! Entsetzen liegt auf deiner Mutter,
 Tritt zwischen sie und ihre Seel' in Kampf —
 In Schwachen wirkt die Einbildung am stärksten:
 Sprich mit ihr, Hamlet! —

So spricht denn Hamlet mit ihr, — zwar mit aller brennenden Entrüstung über die That, aber doch zugleich als Sohn, — wie er es selbst ihr ausspricht: —

Zur Grausamkeit zwingt bloße Liebe mich. —

Wie nun Hamlet so das Gift des tiefsten Schmerzes für die Mutter, — so trinkt die Mutter das Gift, das für ihn der König gemischt hatte, und hat mütterlich Erbarmen mit dem Sohne, als er mit Laertes kämpft. — Und wer kann sich des bittersten Mitleids erwehren, als die Königin — ersterbend — dem Sohne zuruft: „O lieber Hamlet! Der Trank, der Trank! — Ich bin vergiftet.“ — Hat doch der König durch Wiges Zauber, durch Verräthergaben — die Königin verführt; — und „Schwachheit — dein Name ist ja — Weib!“ — Mit ihrem Tode, — scheinbar zufällig — aber unmittelbar durch die verborgenen Mordtücken des Königs herbeigeführt, ist das vorausgesetzte Verbrechen schon auf dessen Urheber zurückgefallen, und wie dieser seinen Lohn dahin hat, indem er seinen Endzweck so fürchterlich vereitelt sieht, und der Mord gleichsam sich selbst gerochen, so vollzieht nun Hamlet das letzte Urtheil. — Für den König war das Innwerden der eignen Nichtigkeit die letzte Frucht seiner That; für die gekränkte Menschheit muß die Nichtigkeit auch an ihm selbst dargestellt werden:

—— Ihm geschieht sein Recht:
 Es ist Gift von seiner Hand gemischt.

*

Wie aber, wenn ein Vaternörder gerichtet wird, nicht nur die vollführende Hand abgeschlagen und der mitwissende Kopf des Lebens beraubt, sondern auch der schwache Leib, der jene nur getragen, eine Beute des Todes wird, — so fällt Polonius. Zwar ist er ein gutmüthiger Vater,

ein kluger Mann in allen Beziehungen des täglichen Lebens, ein pünktlicher Diener seines Herrn; — aber eben so wohl ist er weltfremd in den höheren Regionen des Geistes und des Gefühles und schwachichtig bei Beurtheilung ungewöhnlicher Menschen; — er ist stumpfer, sittlicher Empfindung und durchdrungen von behaglicher Selbstgefälligkeit über die Schärfe seines bloß formellen Verstandes. Was ihm widerfährt, ist nur die nothwendige Folge solches Daseins. Als er zum ersten Male gelauscht, war es noch seine Tochter, auf deren Unterredung mit Hamlet er horchte, — und so mochte er mit heiler Haut davon kommen. Als er aber, aus eigenem Antriebe, sich in's Gehör der Unterredung zwischen Mutter und Sohn hingestellt, — als er in gemeiner Dienstfertigkeit zu nahe an den Rand des gährenden Feuerberges tritt, um vorwiegend hinabzuschauen in die heilige Heimlichkeit des natürlich innigsten Vertrauens, da fällt er — ein schuldiges Opfer seines Diensteifers, — und mehr konnte er nicht verlangen, als im Sterben für den König gehalten, und todt von einem Königssohne fortgetragen zu werden:

Der Rathsherr da
Ist jetzt sehr still, geheim und ernst fürwahr,
Der sonst ein schelmischer alter Schwäger war.

*

Des Rathsherrn würdiger Sohn ist Laertes; ein gutmüthiger Bruder, ein anhänglicher Sohn, ein kluger Mensch; — denn wie die Regeln, die Polonius seinem Sohne zur Reiseaussteuer giebt, den Gegenstand erschöpfen, so spricht Laertes höchst scharfsichtig über Hamlets Verhältniß zu Ophelia:

Was Hamlet angeht, und sein Liebsgetändel,
So nimm's als Sitte, als ein Spiel des Bluts;
Ein Weilschen in der Jugend der Natur,
Frühzeitig, nicht beständig — süß, nicht dauernnd,
Nur Duft und Labfal eines Augenblicks:
Nichts weiter.

Worauf ihm freilich Ophelia in ihrer heimlichen Unschuld die tiefberedete Frage entgegensezt: — „Weiter nichts?“ — Laertes aber, wie sein Vater, nur das Endliche schauend, antwortet:

Nur dafür halt es.
Denn die Natur, aufstrebend, nimmt nicht bloß
An Groß' und Sehnen zu; wie dieser Tempel wächst,
So wird der innre Dienst von Seel' und Geist
Auch weit mit ihm. Er liebt dich jetzt vielleicht;
Kein Arg und kein Betrug besleckt bis jetzt
Die Tugend seines Willens; doch befürchte,
Bei seinem Rang gehört sein Will' ihm nicht —

und so noch weiter die irdische Seite des Verhältnisses richtig darstellend und wohlmeinend Warnungen damit verknüpfend. — Aber zugleich hat Laertes nicht mehr und nicht feineres Rechtsgefühl, als er eben von seinem Vater überkommen konnte. Bloss auf Gerücht und Meinung stürmt er Rache fordernd zum König, da ihm doch nicht gleiche Berechtigung dazu, wie dem Königssohne, zusteht; dann, von dem Vorfalle unterrichtet, geht er auf die heimtückischen Vorschläge des Königs — ohne Widerrede ein, läßt bei Opheliens Bestattung seinen Gram, voll Emphase, tönen und, unempfindlich bei Hamlets liebevoller Ehrenerklärung, meuchelt er den arglosen, — damit aber, wie Recht ist, sich selbst erlegend:

—————Meine Arglist
Hat sich auf mich gewendet! —

So scheidet er, erst im Tode zum Rechtsgefühl erwachend, aber hierdurch und durch die Bitte:

Laß uns Verzeihung wechseln, edler Hamlet!
Mein Tod und meines Vaters Komm' nicht über dich,
Noch deiner über mich! —

sich selbst mit der beleidigten Welt versöhnend. Er war kein böser Mensch, aber auch nicht edel, sondern ein Mittel Ding von Besonnenheit und Leidenschaftlichkeit, von Gutmeinung und Schlechtigkeit, — der noch weniger Theilnahme erregen würde, wenn die Liebe Opheliens ihn nicht schmückte, — wie man im dunkeln Walde oft einen unbedeutenden Baumstamm durch den abendrothen Schimmer der untergehenden Sonne beleuchtet sieht. —

*

Ophelia, ihr, die ein schuldlos Opfer fiel der irdischen Nothwendigkeit, wem wir nach, ihr zollen wir willig die Thränen, die der erste Anblick ihrer lieblichen Unschuld und ihres unverschuldeten Falles dem unmittelbaren Gefühle auspreßt. Erst auf höheren Standpunkt uns erhebend betrachten wir ruhig ihres Schicksals Räthsel. Ihre Mutter war wohl auch früh dahingegangen, zu tief und rein empfindend, um nicht vom steten Kampfe des Herzens mit der zweideutigen — und für sie wohl zweischnidigen Wirklichkeit gebeugt — geknickt zu werden. Ophelia konnte nur eine mit ihr gleichfühlende Mutter haben, da sich des Vaters Eigenheit ganz auf den Sohn vererbt hatte, — hindeutend auf die innere Fremdigkeit der Ehegatten. Ophelia war nur Liebe; — nicht jene Liebe moderner Dichterklinge, welche, sich allen sittlichen Beziehungen widersetzend, nur eine verkappte Selbstsucht ist, ein blindes Wahren empfindsam aufgestufter Leidenschaft, — sondern die wahre, ganze, innige

Liebe, welche, in dem Himmel wurzelnd, zum Himmel wieder aufstrebt, und in die klare Gefühlsquelle Sonne, Mond und Sterne scheinen läßt, — keinem Strahle von oben, sei er nun warnend, oder auch nur leuchtend, sich verschließend. So nimmt Ophelia des Bruders Rath in Demuth und in schwefellicher Ergebung auf, — dem eigenen Gefühle nur die leise Frage — „Weiter Nichts?“ — erlaubend; — dann frei und wahr dem Vater ihre Liebe zu Hamlet eröffnend, und, als er ihr den Umgang mit dem Königssohne verbietet, die kindliche Liebe nicht nur durch das Versprechen: „Ich will gehorchen, Herr!“ — sondern auch durch dessen treue Erfüllung beweisend: — „Bester Herr, nur, wie ihr mir befahlt, wies ich die Briefe ab, und weigerte ihm den Zutritt.“ — Doch als sie fürchten muß, daß ihr Verschmähen den Geliebten zum Wahnsinn geführt, — als sie sein wirres Reden und Thun im Schauspiel wahrgenommen, da preßt ihr ein unendlicher Schmerz die Klage aus, — nicht so sehr über ihren als über des Geliebten Unstern:

O welch ein edler Geist ist hier zerstört!
 Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
 Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
 Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster,
 Das Werkziel der Betrachter: ganz, ganz hin!
 Und ich, der Frau'n elendeste und ärmste,
 Die seiner Schwüre Honig sog, ich sehe
 Die edle, hochgebietende Vernunft
 Mistdöndelnd wie verstimmt Glocken jetzt;
 Dies hohe Bild, die Züge blüh'nder Jugend,
 Durch Schwärmerei zerrüttet: weh mir, weh mir!
 Daß ich sah, was ich sah, und sehe, was ich sehe.

Aber noch vermag sie den Schmerz zu tragen, denn ihr Vater lebt, und Hamlet kann wieder zu sich selbst kommen; er ist noch in ihrer Nähe. — Als aber der Vater ermordet, — der Bruder in der Fremde, — der Geliebte entfernt, — da wird sie vom Schmerze überwältigt; sie kann ihn nicht mehr ertragen, denn sie selbst — ihr Herz — ist entwurzelt; sie hat nun keine Stütze mehr, denn auf sich selbst vermag ihr Herz ja nicht zu ruhen! Sie ist nur Liebe, aber Liebe muß lieben; das Herz muß haben, was es liebt; was aber Ophelia liebte, das stellt sich geisterhaft, in schreckbarer Unerkennbarkeit und doch in geahnetem Widerstreite ihr nun dar; und doch kann sie die Unfaßlichen nicht lassen, sie kann, von einem zu dem andern eilend, sich selbst nicht mehr erfassen, sie kann nicht Rache nehmen für den Vater, und doch ist er ermordet; — sie kann den edlen Geist, der, liebend und wiedergeliebt, sie zuerst sich selbst gegeben, indem er der Unendlichkeit Gefühl in ihr erweckt, — sie kann ihn nicht ver-

gessen, noch als zu einem Verklärten zu ihm hinauf schauen! Da kann ihr Herz nicht brechen, denn es wird noch mit Geisterhand hier festgehalten, aber ihr Geist, der nur dem liebenden Herzen zu gehorchen gelernt hat, wird in den Widerstreit der Gefühle hinein und hinabgezogen, und muß ihm dienen. Das Selbst, das allein dem geistigen Leben Einigkeit verleiht, war zertheilt, zerstückt; es ruhte bei dem Bilde des Vaters im Grabe, und schwebte um seinen unverföhnten Schatten; — es begleitete den Liebsten in der Ferne, und rief den Bruder aus ihr zurück. Das schöne Gemüth ist ganz a u ß e r s i c h, und wie die Aeolsharfe bald leise und sanft, bald tieffschmerzlich und herzegreifend tönt, je nachdem der Hauch der Lüfte sie bald zart, bald heftig berührt, nicht selbst der Töne Meister, — so hören wir Ophelien singen, bald von der Liebe, bald von dem Wahnsinne ihres Liebsten angeregt, bald wieder von dem Todeschauer aus dem Grabe des greisen Vaters erschüttert! — Doch:

Schweremuth und Trauer, Leid, die Hölle selbst,
Macht sie zur Anmuth und zur Artigkeit.

Und wie sie nun zu einer selbstlosen Blume geworden, so tönen aus ihr nur die zarten Laute unschuldiger Volkslieder, ihr Leben wird ein Spiel mit Blumen, ihr Tod ein schmerzloses Verklingen alter Erinnerungen. Sie scheidet, ehe noch das Schreckliche vollendet, denn sie hatte dieses zu erfahren nicht verschuldet.

*

Schuld an Opheliens Tod trug auch Hamlet; — und weil, um einen Abgeschiedenen zu rächen, er selbst sich Unrecht gegen Lebende aufgeladen, weil er das treue, liebevolle, reine Herz Opheliens so tief verlegt, weil er in rascher Leidenschaft Polonius gemordet — (Hamlet selbst erkennt es an: „Ich bin sehr bekümmert, Freund Horatio, daß mit Laertes ich mich selbst vergaß; denn in dem Bilde seiner Sache sah ich der meinen Gegenstück“), darum darf ihn Laertes tödten, und er muß sterben, weil er des Erdenlebens schönste Blume selbst gebrochen. — Er stirbt, nachdem er den selbstermählten Zweck seines Daseins vollbracht, nachdem er das Gericht vollzogen, das „Antriebe der Vernunft und des Gefühls“ zu vollziehen ihn getrieben. Doch stirbt er nicht ganz; ihn überlebt seine Selbstaufopferung in der That, und der Widerschein seines besseren Selbst lebt in Horatio fort, um seine That der Welt zu deuten.

Selbstaufopferung war aber Hamlets That; denn er liebte Ophelien unendlich:

Zweifle an der Sonne Klarheit,
 Zweifle an der Sterne Licht,
 Zweifl' ob Lügen kann die Wahrheit,
 Nur an meiner Liebe nicht!

So schrieb er ihr — nicht aus Wahnsinn; — denn an ihrem Grabe be-
 theuert er dasselbe:

Ich lieb' Ophelien; vierzig tausend Brüder
 Mit ihrem ganzen Maß von Liebe hätten
 Nicht meine Summ' erreicht.

*

Ihn aber, den wohlmeinenden, treuhelfenden und warnenden, eben
 so besonnenen als innigen *Horatio* hatte Hamlet, — seit seine Seele
 „Herrin war von ihrer Wahl und Menschen unterschied“, — sich auser-
 fohren, — denn er war als litt er nichts, indem er alles litt:

Ein Mann, der Stöß' und Gaben vom Geschick
 Mit gleichem Dank genommen und gesegnet.

Und darum hatte Hamlet ihn in seinem Herzensgrunde gehegt, ja in des
 Herzens Herzen, und *Horatio* war ihm treu bis in den Tod geblieben und:

Verbannte noch sich von der Seligkeit,
 Und athmet noch in dieser herben Welt voll Müh',

nur um dem Freunde die letzten Liebesdienste zu erweisen, und einfach und
 gebiegen, wie er selbst, ist auch der Abschied, den er vom unglücklichen
 Freunde nimmt:

Da bricht ein edles Herz. — Gute Nacht, mein Fürst!
 Und Engelscharen singen dich zur Ruh! —

*

Somit war Allen denn ihr Recht geschehen, und auf daß die Welt
 es auch erfahre, hatte *Horatio* den heißen Drang, in jenem großen Schiff-
 bruche, was ihm das Theuerste auf der Welt war, zu begleiten, überwun-
 den. Mit Recht, da ja die Welt die große heilige Mutter ist, von wel-
 cher wir ohnehin stets als Schuldner scheiden; welcher wir, als der sicht-
 baren Stellvertreterin Gottes, Rechenschaft zu geben verpflichtet sind. —
 In allen Verkettungen, und auf die mannichfaltigste Weise hatte sich aber
 bewährt, — was Hamlet, tiefeinschauend in das Räthsel der Erscheinung,
 vorübergehend ausgesprochen:

Daß eine Gottheit unsre Zwecke formt,
 Wie wir sie auch entwerfen.

Und weil denn kein Mißklang unaufgelöst bleibt, sondern ein Jegli-
 ches sein nothwendiges Ziel erreicht, das Verbrechen selbst seine eigene

Bestrafung herbeiführt, das Edle sich im Kampfe mit sich selbst und mit dem Bösen bezeuget und bewährt, und die Unschuld, wo zu schweres Leiden ihr bevorsteht, demselben durch unsichtbare Walthung zur gehörigen Zeit entrückt wird, — darum scheidet das Gemüth von solchem Trauerspiele zwar ernst, doch in den heiligsten Forderungen versöhnt mit der Weltescheinung, in welcher zwar das Böse zugelassen ist, doch schließlich stets — nicht nur sich selbst vernichtet, sondern auch die Guten mit des Sieges Palmen krönt.

In diesem aber, wie in allen seinen dramatischen Werken hat Shakespeare meisterhaft den allgemeinen Begriff des Schauspiels verwirklicht, welchen er (*Hamlet* A. 3, S. 2) bestimmt, indem er sagt, der Zweck desselben sei: „der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten: der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild, und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Ausdruck seiner Gestalt zu zeigen.“

Knebel.

(K. L. von Knebel's litterarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Wernhagen von Ense und Th. Mundt. Bd. I. LXIII. und 264. mit Knebel's Bildniß. Bd. II. 561. Bd. III. 502. 8. Leipzig 1835. 1836.)

Meminisse juvabit!

Wenn gegenwärtig, wo auf dem europäischen Büchermarkte jährlich gewiß mehr als 12,000 neue Werke erscheinen, und die Anschaffungen um so schwieriger werden, je mehr Interesse an den geistigen Productionen aller Zeiten und Völker wir gewinnen, — wenn jetzt uns der litterarische Nachlaß und Briefwechsel eines Mannes in nahe an neunzig Bogen dargeboten wird, und Litteratoren, wie Wernhagen von Ense und Th. Mundt, sich als Herausgeber nennen, darin dürfte man wohl voraussetzen, daß das Dargebotene in jeder Beziehung den Forderungen der gebildeten Welt entspreche. Wir bedauern, gestehen zu müssen, daß wir in dem vorliegenden Werke in mehreren Hinsichten unsere Vorannahme nicht völlig gerechtfertigt finden.

Knebel war kein productiver Geist. Seine Bedeutsamkeit beschränkt sich darauf, daß er mit den bedeutendsten Litteratoren seiner Zeit in freundschaftlichem Verkehre gestanden, daß er von den Gedichten des Properz und Lucrez eine treffliche deutsche Uebersetzung geliefert, und daß die Bildung und Tendenz einer Zeit sich in ihm spiegelt, welche als Uebergang anzusehen ist von einer beschränkten, vorurtheilvollen Entwicklungsstufe deutscher Nation zu freier und schöpferischer Universalität.

Die Hrn. Herausgeber haben uns in dieser dreifachen Beziehung theils zu wenig, theils zu viel geboten. Das, dem Nachlasse vorangeschickte Leben K's von Mundt faßt denselben durchgängig nur als „an-

empfindende, vermittelnde, geistig anschmiegsame Natur“ auf, und selbst hierbei wird u. a. sein Verhältniß zu Göthe nur mit wenigen Worten berührt, wie auch unter den Briefen sich keiner weder von diesem, noch von Schiller mitgetheilt findet. K's Uebersetzungen werden nur flüchtig besprochen, — seine religiöse Individualität und sein Verhältniß zur Entwicklung des Zeitgeistes gar nicht nach Gebühr gewürdigt. Briefwechsel und Nachlaß hingegen enthalten gar manches sehr Unbedeutende, was höchstens nur zu dem *negativen* Beweise beizutragen geeignet ist, daß Knebel weder Dichter, noch Philosoph, noch überhaupt ein *genialer* Geist gewesen, und daß auch die bedeutendsten Männer, wie Herder u. A. gelegentlich — völlig unbedeutende Briefe schreiben können. Welchen Antheil *Barhagen* an der Herausgabe gehabt, hat uns zu entdecken nicht gelingen wollen. Im Ganzen genommen, vermiffen wir in der Biographie K's die gehörige Verarbeitung der vorhandenen Materialien, und finden die letzteren nicht hinlänglich gesichtet. Nichts desto weniger bleiben die vorliegenden Mittheilungen, — wenn auch eine etwas kostspielige, so doch immerhin eine dankenswerthe Gabe, und wir halten durch die ausgesprochenen Rügen uns für doppelt verpflichtet, unsere Leser auf eine litterar-historisch mehrfach interessante Persönlichkeit aufmerksam zu machen, welche uns erst durch gegenwärtige Schrift vollständig zu würdigen die Mittel geboten sind. — Wir werden daher zuerst eine Skizze von K's Lebensereignissen entwerfen, und dann seine geschichtliche Bedeutung anschaulich zu machen versuchen.

*

Karl Ludwig von Knebel, am 30. Nov. 1744 auf dem Schlosse Wallerstein im Dettingenschen, wo sein Vater als fürstlicher Kanzler in Diensten stand, geboren, wurde „mit aller strengen und orthodoxen Sorgfalt herangebildet,“ aber von seinem „aus Princip tyrannischen Vater“ hart gehalten. Vorzüglich im Lateinischen eingeübt, und vertraut gemacht mit den Schriften des alten und neuen Bundes, wurde er zugleich „in allen körperlichen Uebungen unterwiesen.“ Von Natur zur Frömmigkeit geneigt, gab er gern bei den sonntäglichen Hausandachten den Vorleser ab. Im 14. bis 15. Jahre durch *Spalding's* Schrift „Ueber die Bestimmung des Menschen“ zur Reflexion erregt, fand er sich demnächst ganz besonders zu *Young's* Nachtgedanken hingezogen. Diese und der Frühling von *Kleist* wurden die Lieblingschriften des sinnigen Knaben, und als eine leidenschaftliche Liebe zu einer nahen Verwandten in ihm erwachte, versuchte er, dieser zu Gefallen, *Byllen* in *Gesner's* *Manier* zu schreiben. Aber das Glück lächelte seiner er-

sten Neigung nicht, und nun schloß er sich näher dem frommen Dichter Uz an, der damals als Justizsecretair in Ansbach lebte, wo Knebel's Eltern seit 1757 ihre Wohnung genommen.

Zur Universität gereift, wählte er zwar das theologische Studium, ließ sich jedoch durch seine Eltern bestimmen, sich der Jurisprudenz zu widmen. Er zog im Herbst 1761 nach Halle, gerieth hier aber in ein „hinschlenderndes Leben“ und fortwährende Geldverlegenheit, die ihn bestimmte, schon nach Ablauf des ersten Jahres sich nach Potsdam zu seinem jüngeren Bruder, der Leibpage Friedrich's d. G. war, zu begeben, wo er als Fähndrich in das Regiment des Prinzen von Preußen eintrat. Hier wurde er mit einigen poetisirenden Offizieren bekannt, die „gewissermaßen eine Kamler'sche Schule bildeten,“ und zugleich, wie es damals unter den jungen Offizieren Mode geworden, „ordentliche Bündnisse zur gegenseitigen Aufrechthaltung der Frömmigkeit und Sittlichkeit“ errichtet hatten. Knebel machte sich nun „ein besonderes Geschäft daraus, alle sog. Freidenker unter seinen Kameraden zu bekehren.“ Uebrigens „beschäftigte er sich, nach wie vor ohne bestimmteren Plan, mit seinen poetischen Launen und Entwürfen, je nachdem ihn tägliches Behagen oder Unbehagen dazu hin- oder abzogen.“ Besonders mit Kamler „gerieth er in eine freundschaftliche Beziehung,“ auf dessen Anregung er das im Jahr 1767 geschriebene Gedicht „die Wollust“ dem Göttinger Musenalmanach bestimmte. Dies und ein Prolog und Epilog für das Privattheater des Kronprinzen von Preußen — sind die einzigen litterarischen Arbeiten, welche uns aus den zehn Jahren aufbehalten, die er als Fähndrich zu Potsdam verlebte.

Des einförmigen Waffendienstes müde, nahm er 1773 seinen Abschied, und reiste, — um Wieland kennen zu lernen, — nach Weimar, vom Kronprinzen an die Herzogin Amalie empfohlen. Hier wurde er im folgenden Jahre Instructor des Prinzen Constantin, und reiste dann mit diesem und dem Erbprinzen Karl August nach Frankreich. Bei der Durchreise durch Frankfurt a. M. war es, wo Knebel dem Erbprinzen den damaligen Dr. Göthe zuerst vorstellte, der im Herbst 1775, bald nachdem die Prinzen wieder nach Weimar zurückgekehrt, auf des Herzogs Einladung zum Besuche dahin kam. „Wie ein Stern,“ schreibt Knebel, „der sich eine Zeitlang in Wolken und Nebel verborgen hat, ging er auf. Jedermann hing an ihm, sonderlich die Damen. Er hatte noch die Werther'sche Montirung an, und Viele kleideten sich darnach. Er hatte noch von dem Geiste und den Sitten seines Romans an sich, und dieses zog an. Sonderlich den jungen Herzog.“ . . . Nicht ganz ein Jahr darnach kam auch Herder nach Weimar, zu dessen Herbeir-

fung Göthe Gelegenheit gegeben hatte. Knebel aber brachte nun mit seinem Pöglinge, dem Prinzen Konstantin, drei Jahre in Tiefurt zu, worauf er, als dieser auf Reisen ging, pensionirt wurde. Noch einige Zeit verweilte er in Weimar, reiste dann (1780) nach der Schweiz, besuchte Lavater, Bodmer, Geßner, Tobler und mehrere andere Schweizer. Notabilitäten, hielt sich, nach seiner Rückkehr, 1781 in Jena, 1782 in Ansbach auf, wollte hier in Civildienste treten, zog aber, als Herzog Karl August ihm — eben so verständig als wohlwollend, — davon abrieth, wieder nach Weimar, wo er, „meist zurückgezogen von der größern Welt, im traulichen Umgange mit Herder und Göthe, in freundschaftlichem Verhältnisse mit Karl August und in den Abendkreisen der Herzogin Amalie mehrere sehr glückliche Jahre verlebt.“

Besonders zu Herder fühlte er sich hingezogen, und dieser war es, von dem er sich nun bestimmen ließ, das große phisosophische Lehrgebidht des Lucrez zu übersetzen. Göthe'n moralisirte er. Am vertrautesten verkehrte er mit dem Herzoge Karl August. Von Zeit zu Zeit vertauschte er den Aufenthalt in Weimar mit Jena und Ansbach, um mit den dortigen Verwandten einige Monate zu verleben. „In besonders zärtlichem Verhältnisse stand er zu seiner Schwester Henriette, mit der er in allen Lagen und Entfernungen des Lebens einen beständigen Briefwechsel und ein inniges Vertrauen unterhielt.“

Erst im Jahre 1798 verhehlchte er sich mit einem Fräulein v. Rudorf, die einige Zeit Kammerfängerin am Wiener Hofe gewesen; einzelne Andeutungen lassen jedoch vermuthen, daß er hierbei nicht vom Glück begünstigt worden. In demselben Jahre erschien seine, nur durch Wof übertroffene Uebersetzung des Properz, von welcher er, schon früher unter anderen poetischen Beiträgen, bereits Proben in den von Wieland, Herder u. And. herausgegebenen Zeitschriften hatte abdrucken lassen.

Zu Jlimenau, wohin er gleich nach seiner Verhehlchung seinen Wohnsitz verlegt, blieb er bis 1805, wo er nach Jena zog, um hier im „Paradies,“ — dies war der Name seines Gartenhauses, — seine Tage im zahlreichen Kreise seiner Freunde zu beschließen. Hier übersetzte er vieles aus Plato, Pindar, Horaz, Apulejus, Ofsian, Machiavelli, Cervantes, Byron und vielen Anderen, was jedoch meistentheils so wenig ausgearbeitet ist, daß es für den Abdruck ungeeignet schien. Hier sammelte er seine Gedichte, die er 1815 herausgab, und beendigte seine Uebersetzung des Lucrez, die zum ersten Male 1821 und in zweiter Auflage verbessert 1831 erschien. Im Jahre 1826 gab er seine Lebensblüthen und 1829 eine Bearbeitung von Alfieri's Saul heraus, welche schon früher in Weimar zu

Aufführung gekommen. Fortwährend aber war seine Wohnung der Versammlungsort „der ganzen classischen deutschen Litteratur; denn stets sprachen von nah und fern Besuche ein, um den liebenswürdigen Greis zu ehren.“ Dabei verging kaum ein Tag, an dem er nicht etwas dichtete, übersezte oder Auszüge aus Gelesenem niederschrieb, jedoch meistens ohne andern Zweck, als den seiner eigenen Befriedigung, seines Zeitvertreibes und seiner Laune. Auch nahm er bis in seine spätesten Lebensjahre hinein regen Antheil an der Zeit, besonders in politischer Hinsicht.

Er verschied am 23. Februar 1834 Vormittags, mit dem verhallenden Glockenschlage der zehnten Stunde, in seinem neunzigsten Jahre. — „Sein Leichenbegängniß war eine erhebende Trauerfeier für die ganze Stadt. . .“ „Das schneeweiße Gesicht, dessen kräftige und klare Züge immer die biederherzigste und treueste Gesinnung verrathen hatten, schien wie aus carrarischem Marmor gebildet.“

Dies die Lebensskizze des Mannes, aus dessen Nachlaß und Briefwechsel uns eine Auswahl poetischer und prosaischer Versuche und Briefe dargeboten sind, in denen die deutschen litterarischen Notabilitäten eines halben Jahrhunderts als mit einem Freunde verkehrten.

Erdägt man, daß Knebel die zehn schönsten Jugendjahre als preussischer Fähndrich, dann einige Jahre als Erzieher und die ganze übrige Lebenszeit ohne bestimmten Beruf verlebt, muß man zugestehen, daß seine eigenen litterarischen Productionen in keiner Hinsicht bedeutend sind, überhaupt kein originelles Talent verrathen, — dann läßt sich das vertrauliche Verhältniß, in welchem er mit so hochgestellten Männern gestanden, nur aus seiner besonderen Anschmiegsamkeit und aus einer persönlichen Liebenswürdigkeit erklären, welche ihren Zauber auf die verschiedenartigsten Naturen ausübte.

Wirklich ergiebt sich aus den vorliegenden Mittheilungen, daß ein inniges, treues Wohlwollen den Kern seiner Natur bildete, wie er denn alle, die irgendwote in nähere Beziehung zu ihm kamen, durch Gaben der mannichfaltigsten Art zu erfreuen suchte. Wie lebhaft er daher auch bis in sein höchstes Alter von der Schönheit und Pracht der Natur ergriffen wurde, so schrieb er doch selbst im Anblicke der majestätischen Schweizeralpen: „Was ist alles dieses Spectakel, dieser Aufwand der Natur, — gegen den einen Gedanken, — gegen den Gedanken der Liebe, unsers innigen Selbsts, unsers Seelenverhältnisses mit uns, mit der Welt, mit den Unsrigen? Und aller Schauer, alle Macht dieser Riesenwohnungen, gegen einen Abend der stillen Freundschaft, eine

Stunde der Vertraulichkeit! Wie bald ermüdet Alles! Nur was das Herz liebt, ermüdet nie (III. 127)!" So lesen wir noch an einer andern Stelle: „Ja, wir möchten es wohl wagen, zu behaupten: die Liebe gründet und erschöpft unsere ganze Natur! — Jede Fähigkeit im Menschen hängt von dem Zuflusse dieser begeisternden Kraft ab. . . Sie ist die Vollenderin alles Thuns. Nur in der Liebe erhält sich Geist und Gestalt, und was von ihrem Wesen übrig bleibt, umschimmert noch das Alter. Sie wirkt in jedem guten und gedeihlichen Geschäfte des Lebens, sie unterhält den Denker und Schriftsteller, und blühet in dem Geiste des Dichters und Künstlers. Liebe erwecket Reiz, wie Reiz Liebe. Tugend und Tapferkeit erwachet und bewahret sich durch dieselbe in der Brust, und jeder Funke des Edlen und Vortrefflichen entzündet sich aus ihr (III. 142 f.).“ So endlich läßt er sich von einem „der hohen Geister des Himmels“ sagen, „was sich bei Gründung dieses Erdballes zugetragen, und er sagte so (und der ewige Nachhall hallt durch meine Ohren): — „„Es sollte eine Welt erbaut werden, die aus purer Liebe bestünde. Schon gatteten sich alle Elemente, die vorher im Streite lagen, zusammen. Ihr Zwist wurde nur ein Liebeszwist, der immer neue Gestalten hervorbrachte. So ward das Ganze gleichsam zusammen gebacken zu einem Teig, wo nur streitende Liebe und suchende Liebe der Keim zu steter neuer Entwicklung sein sollte. So entstand eure Welt; und es ward beschlossen, daß kein Geschöpf in sich allein ein vollkommenes Maß der Glückseligkeit erfüllen sollte, sondern alle in allen, und jedes in dem andern; worin die Massen der Glückseligkeit dieser Erde zu einem schönen Ganzen heranwachsen, und ein reisendes Gewächs künftig noch zu einem glückseligeren Stande der Wärme und des Lichtes könnte herangebracht werden (III. 193 f.).““

Aus diesem Kerne seines Wesens entwickelten sich ebenwohl die leitenden Ideen seines Lebens, wie dieselben aus den verschiedensten Epochen desselben sich in seinem Nachlasse angedeutet finden. So schrieb er 1788: „Das Dasein der menschlichen Natur, ja der Erde selbst, ist wahrscheinlich nur ein geringer Vergleichungspunkt, der in größere Harmonien des Alles eingreift (III. 215).“ Wir leben in einem Ganzen. . . Alle unsere Pflichten gründen sich auf den gefühlten inneren Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen zu einer wesentlichen Vollkommenheit. . . So genießt sich selbst der bessere Mensch und so wird sein Selbstgenuß allgemeines Glück und Vollkommenheit' (III. 221).“ Dann im Jahre 1793: „Wir fühlen Harmonie, die große Rechtfertigerin und Auflöserin einzelner Uebel.“ Durch „die Empfindungen hiervon — lernt sich das Gemüth immer mehr und mehr an das große Ganze

anschließen, — um nur einen Willen mit ihm zu haben, ein System der Ausführbarkeit zu erkennen, die Reihe und Folge der Dinge, wie sie möglich sind (III. 321).“ „Die Möglichkeit des Glückes nimmt nur in dem Grade zu, als der Mensch geschickt gemacht wird, die Verbindungen des Ganzen zu übersehen, die einzelnen Theile desselben mit demselben in Harmonie zu bringen; nichts für zu klein hält, nichts für zu groß (III. 327).“ Und noch im Jahre 1824: „Den höchsten Punkt menschlichen Wissens und menschlicher Intelligenz, so wie geistigen Vermögens möchte ich wohl darsin setzen, wenn sich der Mensch mit den übrigen Kräften der Natur in vollkommenes Gleichgewicht setzen kann. . .“ „Die tiefgeordnete Ursache und Verbindung der Dinge, — dies, was in der Natur, und vorzüglich im Geiste und Leben des Menschen erscheint, nennen wir das Göttliche — das Unausprechliche (III. 429 f.).“

Aus dem vorherrschenden Wohlwollen, aus dem tiefgefühlten Bedürfnisse, sich mit der ihn umgebenden Welt und diese mit sich zu harmonisiren, erklären sich nun auch Knebel's Thätigkeit und Bestrebungen in den verschiedenartigen Lebensverhältnissen, die er durchwandert. Immer und überall ist er offen für die Einflüsse und Einwirkungen von außen her, die er sich anzueignen sucht, um dann wieder das Empfangene seinen Umgebungen mitzutheilen. Als Knabe nimmt er die kirchlichen Uebersieferungen in sich auf, und liebt es, den Seinigen aus der h. Schrift vorzulesen. Als Jüngling poetisirt er mit der Ramler'schen Schule und sucht die Freidenker zu bekehren. In Weimar aber wird er selbst zur Freidenkerei der dortigen Schöngelister bekehrt, und aus dem orthodoxen Protestanten wird ein Verehrer des großen Ein- und = All's (ἐν καὶ πᾶν III. 431), wird ein Evangelist des antiken Naturalismus, ein sorglicher Pfleger actualen, harmonischen Lebensgenusses. Natur wird ihm zur „Grundlage von Allem, was ist,“ auf dessen Spitze „die Blume des Menschengeistes blüht. . . Der Mensch — Haupt, Auge, Verstand und Sprache der Natur — Schlüsselstein des Gewölbes. . .“ — „Wie im Menschen, schreibt er nun, herrscht ein Gesetz auch in der Natur — und das Ganze verbindet sich, in ewiger Wechselwirkung, zu einem grenzenlosen All, von dem die feinsten Theile auch auf die niedrigsten wirken.“ — „Der Mensch ist nur ein Schaum, auf dem unendlichen Meere der Zeit durch Zufall entstanden. Des All's muß er sich im Geiste bemächtigen, er muß inne werden, daß dasselbe nur durch beständige Umtauschung und Verwechslung der Formen und Gestalten besteht und bestehen kann. Diese Seifenblasen auf dem Meere ewiger Zeit — sie kommen und gehen — sie gehen und vergehen — das Meer bleibt. . .“ — „Die Natur (aber) lehrt den Menschen, daß Glück die Frucht seiner

Erkenntnisse sein müsse, da sie zwar Alles zum glücklichen Genusse bestimmt habe, ihm aber sich vorzüglich die Blüthe davon nur durch *Verzunft* zubereiten lasse (1793 und 1825. III. 333 f. 431 f.).“

Die Aufgabe für die letztere besteht dann hauptsächlich darin, „die äußere Welt mit der inneren, nach Maßgabe ihrer Stimmung und Richtung, zur Uebereinstimmung zu bringen, um in uns ein vollkommenes Ganze zu machen (III. 178).“ „Das Höchste aber, was der Mensch in seinem geistigen Leben erlangen kann, ist ohne Zweifel die *Ruhe der Seele*,“ die wir erlangen „durch Bändigung unserer Leidenschaften, Hoffnungen und Wünsche.“ Erstes Nothwendigstes hierzu ist, „sich einen wahren Begriff von der Bestimmung seines Lebens zu machen (III. 406 f.).“ Zu welchem Begriffe von dieser Bestimmung nun Knebel gekommen, darüber spricht er sich aus in einem Aufsatze „von sich selbst, an sich selbst“ überschrieben, in welchem er, „seinem achtzigsten Jahre nahe stehend,“ „die *Summe*“ seines Lebens überschaut. Hier lesen wir: „Schau umher, den weiten Umkreis der Dinge. Alles lebt, und lebt sein Leben für sich; dir aber ist es gegeben, sie in eigner Kraft zusammen zu fassen, durch sie zu leben, und sie zu genießen. In die vereinigen sich die Strahlen vertheilter Lebensgenüsse, und du bist dir eigene Welt, in der Welt. . . Der Mensch ist vergänglich, wie alles Andere. Ein kurzer Zeitraum ist nur seinem Dasein vergönnt. Aber dieser kurze Zeitraum, wie herrlich ist er nicht erfüllt, und verstatet ihm eine Nachfolge von gleich edeln Gestalten. Sei mir gegrüßt, du liebliche Hinsicht auf Berg, Wald und Thal! Dein Anblick erweckt das Gefühl von etwas Göttlichem in mir. Ist es nicht ein unnennbares Gefühl, nur einen Augenblick ein Gott zu sein — und Jahre lang hab' ich schon deine Süßigkeiten genossen (III. 424 f.).!“

*

Diese Weltanschauung ist keine andere als die *Epikuräische*, welche immer und überall zur Vorherrschaft gelangt, wo das weltliche Gemeinwesen in Auflösung übergeht, und die religiöse Ueberlieferung, oder genauer die traditionelle, positive Religion der *raisonnirenden Kritik* verfällt. Der Einzelne wird sich dann *Mittelpunkt der Welt*; dem *Aberglauben* stelle die *Selbstgewißheit*, dem *phantastischen Jenseits* die *Gegenwart* in ihrer derben Wirklichkeit sich entgegen, und mit dem *Wahne* schwindet vorübergehend auch mehr oder weniger der *vernunftgemäße Glaube* zusammen. So eröffnen *Empedokles*, *Demokrit* und *Aristipp* dieses Stadium der Auflösung in Griechenland, und der eu-

dämonistische Epikur war ein Zeitgenosse des Euhemeros, der in den griechischen Göttern nur historische Menschlichkeiten erkennen wollte. Ebenso bezeichnen Ennius, des Euhemeros Uebersetzer, und Lucrez, der das Gedicht des Empedokles über die Natur nachahmte, den Zerfall der römischen Republik und das Ersterben ihrer priesterchaftlichen Tradition. Wie nun im Mittelalter die Kirche mit ihrer Hierarchie das höchste Gemeinwesen, welches in dieser Beziehung an die Stelle des antiken Volksstaates getreten, so tritt auch mit der Spaltung, mit dem Absterben derselben der naturalistische Eudämonismus wieder hervor, und die allmähliche Ausbreitung des letzteren ist der fortlaufende Erweis der zunehmenden Auflösung der ersteren und ihrer positiven Ueberlieferung. Wir erinnern hier zu unserem Zwecke nur an die Wiederauferstehung des Lucrez'schen Gedichtes, welches in Italien von 1473 bis 1515 vier Mal, in Frankreich von 1564 bis 1662 drei Mal, — in Deutschland vor 1770 nur ein Mal, 1583, zu Frankfurt a. M., aber in England von 1695 bis 1717 drei Mal, in Holland ein Mal 1725, dann in Deutschland wieder 1776 bis 1831 fünf Mal und eben so oftmal von 1796 bis 1813 in England in der Ursprache gedruckt, und in die Landessprache zum ersten Mal übersetzt erschien: in England 1682, in Italien 1717, in Frankreich 1768 und in Deutschland 1821 von Knebel. Nicht zu übersehen ist hierbei, daß Knebel die Anregung zu dieser Uebersetzung schon in den 80er Jahren von Herder empfangen, der noch 1799 ihm den Wunsch geäußert, er möchte „in seiner Weise Lucrez, Sänger der uns gegebenen Natur offenbarung“ werden (II. 279)! Daß aber für die Weltanschauung des deutschen Uebersetzers ähnlich Zustände eingetreten waren, wie diejenigen, unter welchen Empedokles und Lucrez gedichtet, ist u. a. noch aus zwei Briefen zu ersehen, die er in den Jahren 1802 und 1803 geschrieben. In dem einen an Caroline von Herder heißt es: „In welch' erbärmlichem Zustande ist denn bei uns die Religion, die sogar vom gemeinen Manne verachtet wird! Man wird diesen nächstens mit Stockschlägen in die Kirche bringen müssen“ (II. 378)! In dem anderen an Herder: „Bei der objecten Platttheit der politischen Einrichtungen muß das Gefühl von etwas Höherem in dem größten Theile des Menschengeschlechtes erhalten werden. Wo ein Vaterland ist, mag meinetwegen dieses die Religion sein; aber wo der Mensch den Geist von der Erde nicht holen kann, wo soll er ihn sonst herholen“ (II. 369)?

So ist es namentlich die Uebersetzung des Lucrez, durch welche Knebel sich eine Stelle in der allgemeinen Kulturgeschichte erworben, die ihm um so weniger abgesprochen werden kann, als der Epikurä-

ismus in seiner schönsten, modernen Fassung sich auch in seinem Leben in eigenthümlicher Vollendung dargestellt hat.

Wie aber die Zeit, in der er gelebt, selbst den Uebergang bildet von der völligen Auflösung der mittelalterlichen Weltgestalt zu jener neuen Weltverfassung, die sich aus den Lebensprincipien der Freiheit, der Humanität und der Universalreligion organisch zu entwickeln beginnt, so bewährt K. auch darin sich als ein denkwürdiges Spiegelbild seiner Umgebungen, daß der Geist dieser Uebergangszeit den bornirten Naturalismus desselben nicht selten als lichte Ahnung, als Wunsch und Hoffnung, ja sogar als schmerzliche Klage durchbricht.

Er, der in seiner antiken Selbstbeschränkung und Gemüthsruhe sich eines göttlichen Seins erfreut, und die Bestimmung des Lebens als eines auf das irdische Dasein beschränkten Genießens, klar erkannt zu haben glaubte, — er bricht doch in die Klage aus, „sein Leben sei bloßes Stückwerk; er sei unzufrieden mit sich selbst; der Augenblick scheine ihm nicht wichtig genug; er warte auf das Bessere“ (LV.)! Im J. 1812 schreibt er sogar in sein Tagebuch: „Das Traurigste meiner Erfahrung ist, daß ich nun fühle, daß die Menschheit überhaupt nie zu einem ganz richtigen Gesichtspunkte ihres Dasein kommen kann, noch kommen darf... Unser Wissen besteht immer im Einzelnen; der Weiseste — ist sogar genöthigt, sich über das Leben zu täuschen“ (LVIII.)

Aber nicht nur das Ungenügende des naturalistisch-sensualistischen Eudämonismus kommt ihm zum Bewußtsein, „weil diese Philosophie auf einen Egoismus hinauslaufe, der nicht in der wahren Bestimmung des Menschen liege“ (III. 414), sondern auch das geistig Positive leuchtet morgenröthlich in seiner Seele auf, welches die wesentliche Grundlage einer höheren Weltanschauung bildet. So lesen wir zwar in einem Aufsatze vom J. 1788: Der Mensch ist nur „eine aufschwellende farbengaukelnde Seifenblase, die der allgemeine Wind des Schicksals wieder hinwegtreibt“ (III. 192); in einer anderen Abhandlung von demselben Jahre aber: „Das Menschengeschlecht ist in der That noch in seiner Kindheit;“ aber „die Wahrheit hat Hoffnung, auf der Erde ihr Recht, ihr Licht und ihre Wärme zu erhalten;“ und „wie läge denn im Menschen dieser unaufhaltsame Trieb nach Wahrheit, der, wo er einmal richtig gefühlt wird, Leben und Tod besiegt, selbst wo er wirkungslos verkannt wird, als ein Heiligthum in unserer Brust getragen, unter Schmach, Pein und Verhängniß unser Leben nährt, wie hinge der mit den übrigen Gesezen der Natur zusammen, wenn er nicht irgendwo auf eine allgemeine Wahrheit deutete, auf ein Reich derselben, das noch unter den Menschen zu errichten steht, und wozu, als zu einem



Bäume der Glückseligkeit, die frühertreibenden Sprossen nur als Hilfsblätter dienen, die Frucht und den Reichtum des Ganzen vollblühender zu machen" (III. 203 f.). Und wieder in demselben Jahre: „Rein Mensch ist so roh erzeugt, daß sich nicht Gefühle an ihm wahrnehmen lassen, die keinen Bezug auf irgend ein persönliches Interesse haben" (217)! Und 1793: „Der freie Gedanke, dieser göttliche Funke, das: „ich will," steigt es nicht von oben herab und zeugt von etwas, das dem Menschen, getrennt von aller andern Natur, eigen ist" (III. 320)? Und im Jahre 1825: „Der Mensch hat Gefühle, die über sein gegenwärtiges Sein hinausreichen" (III. 434). —

Während er dann noch 1788 die Worte niederschreiben konnte: „Wäre der Wahn von einem Gotte dem menschlichen Geschlechte nicht so bequem, — das Menschengeschlecht würde sich schon lange zu reineren Ideen der Wahrheit haben herausarbeiten müssen" (III. 231), so versichert er uns doch späterhin: „Ein Gedanke ist mir diesen Morgen (am 5. Mai 1813) beim Aufstehen gar mächtig durch die Seele gegangen, daß nämlich die Guten fast immer Ursache finden, sich des Lebens zu erfreuen; es waltet doch ein guter Geist über uns" (III. 399), und 1828: „Man sage, was man will, — aber ein Geist schwebt in diesem Universum, der sich jedem nach seiner Art bekannt macht, der ihn erkennen kann oder will" (440). Noch bestimmter dann 1830: „Wenn wir Gott in allen seinen Werken lieben und bewundern müssen, so ist es ohne Zweifel nicht minder in dem, was wir die moralische Ordnung der Welt nennen möchten. . . Was die Alten Schicksal nannten" (was K. selbst nicht selten so benannt) „liegt zum Theil darin verborgen. Es ist die geheime Gottesregierung, wenn ich sie so benennen darf." . . „Ein Geist beherrscht das Ganze. — Dieses ist der wahre schaffende Geist." — Ja er findet es sogar „unbegreiflich, wie denkende Menschen an dem Dasein eines unendlichen Wesens, das diesen Weltraum erfüllt, noch zweifeln können" (III. 444 ff.). Im folgenden Jahre schreibt er sogar: „Gott kann keinen bestimmten Raum erfüllen; er ist und umfaßt das Ganze" (449)! Die letzten Zeilen endlich, die er am letzten Tage des Jahres 1833, wenige Wochen vor seinem Tode geschrieben, bezeugen, daß er mit dem Glauben an ein göttliches Walten im menschlichen Leben geschieden. „Die Hand eines bestimmten Schicksals, — schrieb er, — so verborgen sie auch wirken mag, zeigt sich auch genau, sie mag nun durch äußere Wirkung oder innere Regung bewegt sein; ja, widersprechende Gründe bewegen sie oftmals in ihrer Richtung. So verwirrt der Lauf ist, so zeigt sich doch immer Grund und Richtung durch" (III. 452).

Indem wir hiermit anzudeuten versucht haben, wie Knebel in drei Lebensstadien, — man könnte vielleicht jedem derselben dreißig Jahre vindiciren, — jedes Mal ein treuer Spiegel seiner Zeit gewesen, erst eines zum Moralisiren sich hinneigenden Protestantismus, dann eines nach vollem Selbstgenügen trachtenden antiken Naturalismus, zuletzt einer aus Natur und Freiheit wieder erstehenden religiösen Tendenz, — hoffen wir, sowohl die historische Bedeutsamkeit dieses Mannes als den Hauptwerth der vorliegenden Sammlung bemerklich gemacht zu haben. — Knebel war weder Poet, noch Philosoph; aber er war eine lebenswürdige Persönlichkeit, mit offenem Sinne für das Schöne, von Natur ungemein wohlwollend, sein ganzes Leben hindurch strebend nach Erkenntniß und Verbreitung allvollendender Wahrheit. Für Mittheilung seines Nachlasses und Briefwechsels verdienen die Herausgeber, für schöne Ausstattung des Mitgetheilten verdient der Verleger unseren aufrichtigen Dank. —



5.

Litteraturbriefe an eine Freundin.

1.

(E i n l e i t u n g.)

Sie wünschen, liebe Freundin! ich möge von Zeit zu Zeit Ihnen Kunde geben von den Schriften, die ich in Ruhe- oder Feierstunden zur Hand nehme, um meinen von Grübeln und Nachgraben ermüdeten Geist zu erfrischen oder, wie man zu sagen pflegt, abzuspannen. Und Sie wünschen solcherlei Mittheilungen, weil Sie wissen, wie von ganzem Herzen ich dazu bereit bin, und wie es meine größte Freude ist, Ihre Wünsche zu erfüllen. Sie wünschen es aber auch, weil Sie wissen, daß Sie hierdurch meinen Ruhestunden jenen Reiz verleihen, den das Gedanken an ferne Lieben so magisch über unsere Einsamkeit verbreitet, wie wenn in stiller Abendstunde der sanfte Glanz des Mondes unsere Umgebungen mild erhellt und bald Erinnerungen an schöne längstentflohene Stunden weckt, bald süße Hoffnungsträume von künftigen, seligen Tagen an uns vorüberschweben läßt.

Sa, gerne — liebe Freundin! will ich Ihnen über Alles schreiben, was ich in jenen Stunden lese, und ich freue mich nun erst recht auf diese Ruhezeit, weil ich jetzt jedes Schöne und Anmuthige, dem ich im Lesen begegne, doppelt und dreifach in dem Gedanken genieße, daß ich eine Blume oder doch einige wohlduftende grüne Blätter gefunden, die mir auf Ihren Weg zu streuen, oder in einen bunten Strauß gebunden auf Ihr Arbeitstischen hinzustellen vergönnt ist.

Aber es ist schon eine uralte Klage, daß es keine Rosen giebt ohne Dornen, und sowohl der zierliche Wagen der Kypriis (aconitum, char de Venus), als der prächtige Fingerhut (digitalis) bergen tödtliches Gift.

Wie nun der Liebreiz der Rose uns oft vergessen macht, daß wir auch der Königin der Blumen nur mit Vorsicht nahen dürfen, und wir es auch jenen anderen Blumen nicht ansehen, daß sie mit so bösen Gedanken umgehen, so mag es mir wohl begegnen, daß ich angezogen durch schöne Namen, oder verlockt durch den süßen Duft, den einzelne angepriesene Stellen verbreiten, — mir Schriften zur Erholung wähle, deren Dornen mich verwunden, deren Odem mir Herz- oder Kopfweh bereitet. Soll ich dann nicht allzulange schweigen, dann müssen Sie mir wohl gestatten, auch solcher Schriften zu gedenken — und meinen heiteren, freudigen Mittheilungen so Klagen, wie Warnungen und Rügen zuzugesellen.

Geben Sie sich aber nicht der Besorgniß hin, als würden auch meine Briefe in jene eitle, herzlose Richterei verfallen, die leider nur zu sehr an der Tagesordnung ist. Denn — freilich gleichen manche Recensenten zu sehr den Spinnen, die, selbst nur die giftigen Dünste ihrer Umgebung einsaugend, die Schriftsteller mit schimmernden Fäden umspinnen, um von ihrem Marke sich zu nähren. Auch die Spinnen sind zwar Gottesgeschöpfe — und die fleißige, honigsammelnde Biene durchbricht mit kräftigem Flügel das trügerische Gespinnst; aber wir wollen doch lieber mit den Bienen auch aus giftigen Blumen Honig sammeln, als mit den Spinnen die unschuldigen Ephemerer tödten. — So sollen Sie mich stets bereit finden, das Gute und Schöne überall dankbar anzuerkennen, wo es mir immer begegnen mag, wie rauh und schwer auch die Schale sei, die den süßen Kern umgiebt. — Der scharfe, strenge Luftzug der Kritik ist wohl unentbehrlich, um die Atmosphäre zu reinigen, und gerechtfertigt ist der Bliß, der den Dünkel und die Unmaßung trifft; — aber die Nähe des Allerhöchsten selbst thut sich nur kund durch das linde Gesäusel der Lüfte, deren Odem die Gesunden erheitert, die Schwachen stärkt und selbst den verglimmenden Docht wieder hell aufleuchten läßt.

Auch bin ich schon zum voraus Ihrer Zustimmung gewiß, wenn ich gestehe, daß ich nur demjenigen eine Befugniß zum Tadel zuerkenne, der sich bereit zeigt, zu loben, was nur irgend an dem Getadelten zu loben ist. Tadel thut weh, wenn er nicht aus gutem Herzen kommt, und selten bessert Strafe, wenn nicht die Hand der Liebe in ihr erkennbar ist. Aber die Liebe erinnert den Irrenden an das Wahre, das in ihm lebt, den Fehlenden an das Gute, das er vollbracht hat oder doch vollbringen konnte. So wird nur durch Wohlwollen und Wohlthun das Recht zum Tadeln und Weithun erworben, oder vielmehr der weithuende Stachel des Tadelns durch die bewiesene Wohlmeinung gebrochen.

Darum wünschte ich auch, daß in Deutschland, wie dies in Frankreich geschieht, mehr und immer mehr für Frauen geschrieben würde;

denn ich meine, das harte, lieblose und darum auch unschöne Wort müsse dem Manne auf der Zunge ersterben, wenn er weiß, daß er zu einem Kreise lieblicher und liebevoller Zuhörerinnen spricht. In jedem weiblichen Herzen aber flammt oder glimmt doch schon das göttliche Feuer der Mutterliebe, die sich immer und überall des Leidenden, des Bedürftigen annimmt und, wo sie nicht selbst helfen kann, ein gutes Wort für ihn einlegt, und wo auch dies nicht gestattet, zum wenigsten durch einen Blick des Mitleidens sein Loos zu mildern sucht. —

— Die Mutterliebe ist jene heilige Macht, welche, wie ein Lichtstrahl die starre Rinde des Herzens durchdringend, den in das Tiefinnerste zurückgedrängten Liebesfunken wieder ansacht, der dann die Wangen des strengen Richters mit heiliger Schamröthe färbt und seinen Ausspruch, der nur strafen wollte, in freundlich bessernde Ermahnung wandelt. Das ist der Cherub, der nicht mit flammendem Schwerte den Eingang in das Paradies verwehrt, sondern mit liebeleuchtendem Blicke vor dem Austritte aus demselben warnt und mit geheimem Zauber in dem Manne den Sohn der Mutter erweckt, unter deren Herzen er ruht, unter deren selbstvergessender Pflege er erwachsen. . . Ja, daß ich es nur gestehe, wenn mir der Geist der Frauen fast nur als Wiederhall des männlichen Geistes, so erscheint mir jede wahrhafte Liebe des Mannes fast nur als Nachklang der weiblichen Liebe, deren Ursprung und Vollendung die reine, gottentstammte Mutterliebe ist. Der geistige Lichtstrahl aber und die entgegenquellende Liebeswärme vermählen und vereinigen sich — und erzeugen die unvergängliche Blüthe des schönen und seligen Lebens! — Wohl bringt der Mann herrliche Werke hervor und vollbringt bewunderungswürdige Thaten; aber nur den Frauen ist es wahrhaft zu bewundern ursprünglich gegeben. Bewundern ist sich selbst vergessen, sich selbst verlieren in dem Vollkommenen, das uns als ein Anderes entgegentritt, und nur, wer wahrhaft lieben kann, kann auch wahrhaft bewundern. Wahrhaft lieben aber, mit ganzem Herzen, aus ganzer Seele lieben, ist der Frauen eigenthümliches Leben, und Schwester-, Gatten- und Mutterliebe sind die drei Stufen dieses Lebens, die drei Weihen, durch welche sie, erst Lehrlinge geworden, dann auch zur Gesellen- und Meisterschaft im heiligen Orden der Liebe sich erheben. Und auf jeder Stufe behüten und nähren sie das heilige Feuer, welches alles Werdens Urquell ist, und nur mit Aufgebung der wahren Weiblichkeit überschreiten sie die geheiligte Schwelle seines Tempels. Mag man jenes Feuer nun Isis, Vestal, die große Mutter oder Natur und Sophia oder Gottes Weisheit nennen, immer ist es jene göttliche Liebe, welche sich ganz in die geliebten Wesen versenkt, welche

jedes Wesen in seiner Eigenthümlichkeit hegt und pflegt, welche es an seine Unvollkommenheit nur erinnert, um ihm zu seiner Bervollkommnung hilfreich beizustehen, — diese Liebe ist es, deren Sacramente die Frauen verwalten, — in deren Mysterien der Mann nur durch ihre Priesterinnen eingeweiht wird, mag diese nun als seine Mutter, sein Weib oder seine schwesterliche Freundin — oder, wenn die Sterne ihm über Alles günstig sind, in jeder dieser drei Gestalten — ihn begrüßen!

So sind also die Frauen die Priesterinnen der Liebe auf Erden, und ich erkläre mir hieraus, warum schon ihr bloßes Erscheinen besänftigend, begütigend und befriedend wirkt. Ihr eigenstes Wesen ist Hingebung, und darum auch sind sie schön; denn weibliche Schönheit ist nichts anderes als sichtbar gewordene Hingebung, als Offenbarung der Liebe, als Aeußerung der Güte, welche den Anschauenden mit Lieblichkeit und Wonne überschütten möchte. Sie ist ein völliges Sich-Hingeben, ein Sich-Anschmiegen, ein Befeligen-Wollen, eben wie der Haß auch häßlich und abstoßend ist. Wie aber die Nacht mit ihren Schrecken vor dem erfreuenden Tageslichte entflucht, wie der Böse sich vor dem leuchtenden Blicke der Unschuld verbirgt, so verstummt auch die gehäßige Rede vor dem Antlitze der Liebe, und das Häßliche verhüllt sich von Scham ergriffen bei Erscheinung des Schönen.

Darum, — und hiermit lassen Sie mich für heute schließen, — darum wünschte ich, daß auch in Deutschland immer mehr und mehr für Frauen geschrieben würde, und es sollte mich innig freuen, wenn diese Zeilen, — nachdem sie sich vor ihrer freundlichen Gebieterin verneigt und von ihr, als dem einzigen — von dem Schreiber derselben als berechtigt anerkannten, Censor das Imprimatur erhalten, — zur Verwirklichung jenes Wunsches ein Scherlein beitragen dürften. —

2.

(Fr. Rückert.)

Soll ich es für einen bloßen Zufall halten, daß der erste Name, den ich Ihnen zu nennen habe, der Name eines Dichtersfürsten ist? Oder muß ich es nicht als eine freundliche Fügung erkennen, daß Ihr Wunsch und seine Gabe sich gerade bei mir begegnet? Würde ich doch, auch wenn Sie Ihren Wunsch verschwiegen, es nicht haben lassen können, Ihnen mit der frohen Botschaft entgegen zu eilen, daß es unserem

durchlauchtigen Freimund Raimar, — so heißt er im Paradiese der Poesie, aber Friedrich Rückert in der profaischen Welt, — daß es diesem Dichterkürsten gefallen hat, uns mit einer Sammlung von Gedichten zu beschenken, die er seit einer Reihe von Jahren hier und dorthin zerstreut hatte. So sind nun, — um von dem Herrlichen mit seinen eigenen Worten *) zu sprechen :

„Die tausend Liebesfunken im Azur
Sind in der Sonne Feuerblick geschwunden,
Und der zerstreute Glanz der Blumenflur
Ist in der Rose Strahlenkranz verbunden.“

Gewiß sind wenige Blüthen dieses Kranzes Ihnen unbekannt geblieben ; denn der Sinn für das Schöne ist wie die Wunschelruth in der Hand eines frommen Sonntagskindes, welchem auch die unter taubem Gestein versteckten lebendigen Quellen nicht verborgen bleiben, und alles Schöne wird durch Wahlverwandtschaft zu einander hingezogen. Aber wie „die Liebe eine ewige Wiederholung ist,“ so werden wir auch des Schönen, in welchem die Liebe sich stets von neuem offenbart, niemals müde, und wir horchen mit immer gleichem Entzücken dem Liede der Nachtigall, obgleich sie nur dieselbe Liebesklage wiederholt, die wir schon in so manchem Frühlinge vernommen. Und wenn wir überwältigt von ihrem schmerzlichen süßen Gesange in tiefster Seele das Unausprechliche ahnen, das der liebende Sänger völlig auszusprechen vergeblich ringt und darum immer tiefer, immer schmerzlicher klagt, — dann freuet es uns, und wir athmen wieder leichter auf, wenn wir einen Freund gewahren, der, horchend, wie wir, — wie wir von dem schmelzenden Liede ergriffen, — gleichen Schmerz und gleiche Lust mit uns empfindet. Und sähen wir keinen solchen Freund in unserer Nähe, wir würden erst dann solchen Genußes wahrhaft froh werden, unser tiefbewegtes Herz würde erst dann zur Ruhe kommen, wenn, was wir mit dem nicht gegenwärtigen nicht theilen konnten, wir dem entfernten — so gut wir es vermöchten, mitgetheilt hätten.

So mögen denn auch Sie, meine liebe Freundin, mir vergönnen, mit Ihnen von den Liedern unseres Freimund's, und von der Freude zu sprechen, die ich bei ihrem wiederholten Durchlesen empfunden, wenngleich Sie wohl schon die meisten jener Lieder kennen und auch die Gefühle Ihnen nicht unbekannt sind, die sie als Wiederhall in meinem Innern hervorgerufen.

Vor allem aber lassen Sie mich unseren Sänger wiederholt als ei-

*) S. 133 der „Gesammelten Gedichte“ (Erlangen, Verlag von Karl Heyder. 1834. 436 S.).

nen Dichtersfürsten begrüßen, denn einer Krone ist würdig, und schon wirklich trägt dessen Haupt die Krone, der in der That mit mächtiger Hand ein ganzes Land beherrscht und der den Scepter führt, um — so weit er reicht, nur Fried' und Freude zu verbreiten. Er ist ein Fürst, ob Keiner auch sich huldigend und dankbar vor ihm neigte. Er ist ein Fürst, weil Macht und Güte ihm zur Seite stehen, weil von den Göttern Kraft und Liebe zum Herrschen und Beglücken ihm verliehen. Er ist ein Fürst, weil er das Herrlichste und Beste vereint in seinem Innern trägt, das zerstreut in den Herzen seiner Unterthanen lebt.

Ist aber die Poesie ein Reich, sind Gedanken, Bilder und Gefühle dieses Reiches Schatz und Fluren, ist Sprache das gemünzte Geld, durch welches der Schatz der Krone in Aller Hände kommt, ist dann unser Freimund Raimar nicht mit Recht ein Fürst jenes Reiches zu nennen?

Oder wer hegt edlere, erhabnere Gedanken als Er? Wem strömen reichlicher die treffendsten und schönsten Bilder zu? Wem steht eine größere Fülle der lieblichsten und überraschendsten Gleichnisse zu Gebote? Wer bewegt sich freier auf der ganzen Himmelsleiter der Gefühle, aufsteigend von den kindlichsten, naivsten, fast kindlich spielenden — bis empor zu der erhabensten, göttlichsten — ich möchte sagen — gotttrunkenen Begeisterung! Wessen Mund hat Lieb' und Freiheit herrlicher besungen, wer herrscht freier über seine Sprache, wer endlich ist des Reimes und des Wohllauts Meister — wie unser Freimund Raimar?

Wenn aber schon der ein Fürst zu nennen, der auch nur eine kleine Strecke Landes wahrhaft fürstlich beherrscht, wie viel mehr derjenige, dessen Scepter alle Berge und Ströme überreicht, in dessen Reich die Sonne niemals untergeht, weil es vom äußersten Osten bis zum äußersten Westen hin sich ausbreitet? Ein solcher Fürst aber ist unser Sängler, und seine Werke sind die unbestreitbaren und unvergänglichen Urkunden seines Adels und seines Herrscherthumes.

Rückert's Werke geben Jedem, der Augen hat, zu sehen, und Ohren, um zu hören, es deutlich zu erkennen, daß derjenige, der sie hervorgebracht, wie ein wahrhafter Fürst — ein Herz hat für alle Herzen und einen Geist für alle Geister. Eindringend in jedes Volkes Eigenthümlichkeit, sich hineinfühlend in seine Gefühlsweise, seine Sinnes- und Bildungsart, weiß er auf seiner Leiter die mannichfaltigsten Tonwerkzeuge nachzuahmen, die verschiedenartigsten Stimmen und Gesangsweisen nachzubilden.

Sich freundlich herablassend zum einsylbigen, beschränkten Chinesen, preist er mit ihm die dürftige Pfirsichblüthe und den Schimmer des

Monbes und wehlt uns in seinem Schikking in die ganze arme Seligkeit jenes fast kindisch gewordenen, greisen Volkes ein.

Dann entfaltet er in der rührenden Geschichte von Nala und Damajanti das wunderbar künstliche Gewebe altindischer Sprache und Dichtung und bewährt durch eine schön = gelungene Nachbildung ihrer reich in einander verstränkten Worte die uralte Verwandtschaft der beiden großartigsten, gemüthvollsten Völker der Erde.

Wenn nun auch der Völker = und Bildungsstrom vom Himalaya herab sich in drei getheilt nach Westen hin verbreitet, so verläßt unser Sänger doch keine dieser Strömungen. In lieblichen Ghafelen stimmt er persische Minnelieder an und besingt mit Nisami Iskander's Heldenthaten. Aber er preist auch den Wein und berauscht sich in andächtigem Entzücken mit Hafiz, — und versenkt sich hymnensingend mit Dschelal = ed = din = el = rumi, Al = Mahmud und Mewlana Dschami in das allerschaffende, alldurchbringende, allumarmende göttliche Liebesmeer, in welchem nichts nah noch fern, nichts groß, nichts klein, nicht Ich und Du mehr ist. . .

Aber wie die so fromme als liebevolle Lerche aus dem Aether, in den sie jubilierend und gottverherrlichend aufgestiegen, ihrer auf der Erde im blühenden Weizenfeld zurückgelassenen Lieben nicht vergißt, sondern rückkehrend — mit anmüthiger Geschwägigkeit ihnen die heißen Sommerstunden verkürzt, — so entsteigt auch unser Sänger den Höhen geheimnißvoller Begeisterung und wiederholt dem begnüglichen, allergastfreundlichsten Araber bald seines Volkes alte Lieder *), bald Hariri's unermüdbliche und nie ermüdende Makamen. Doch läßt er auch von diesen äppig fortraukenden Blumengewinden sich nicht verstricken und zurückhalten, sondern erhebt sich bald wieder mit Moten = ebbi über die reichgeschmückte Erde in das sonnige Blau des Himmels und athmet Licht und Aether, um mit gestärkten Schwingen noch kühneren Flug zu wagen.

Denk auch mit Abraham will er weiter nach Westen vordringen und sucht mit ihm einen höheren Gott als Brahma. Und er vernimmt Jehovah's Donnerstimme auf Sinai und sinkt anbetend nieder vor dem, der da war und da ist und da sein wird. Aber glücklicher als Moses, erreicht er das gelobte Land und ergießt seinen Dank in feierlichen Psalmen, läßt mit Salomon hoher Weisheit Sprüche **)

*) Die Samäsa.

**) S. u. a. die „angereichten Perlen“ in den gesam. Gedichten.

vernehmen und verkündigt dann mit den Propheten *) dem oft verblich gewarnten Volke Jehovah's großen Zorn, aber auch sein noch größeres Erbarmen.

So hat unser Sänger, wie Krishna, alle Musen des Orients an sein liebeglühendes Herz gezogen, und drei duftige Kränze östlicher Rosen, die er auf Kama's Altar niedergelegt, bezeugen der Nachwelt, daß seine Liebe nicht unerwiedert geblieben.

Aber wie er selbst es uns sagt **):

„Die Lieb ist höher als was Du liebst;
Und wie sie Dir irdisch erscheine,
Und was Du ihr da für Namen giebst,
Sie selbst ist himmlisch nur Eine.“

Darum vermochte auch keine der östlichen Musen ihn bleibend zu fesseln, und als er auf seiner Wallfahrt nach jener himmlisch Einen bis an das Mittelmeer gelangt war und an Phöniziens Ufer die leuchtenden Spuren Europa's entdeckt, der Tochter des Phönix, die eines Gottes Liebe nach dem Abendlande entführt hatte, da trieb die Sehnsucht ihn, ihr zu folgen, an, und gesangliebende Delphine trugen ihn — einen zweiten Arion — an Hellas ewig heitere Gestade.

Und freundlich grüßend trat dem Rosenbekränzten Aurora ***) entgegen in des jugendlichen Welttheiles Namen, dessen Morgenroth eben über Griechenland aufgegangen war. Denn von ferne schon hatte sie aus seinen Augen jene reine, Orphische Begeisterung angeleuchtet, welche, in allen Herrlichkeiten der Natur den verborgenen Gott und seine alldurchwaltende Liebe erkennend, durch lieberwiedernde, tiefergreifende Hymnen selbst Bäume und Felsen rührt und mit sich fortreißt in rhythmischer Bewegung. Der Sänger aber erkannte in Aurora die Eine wieder, die im fernsten Osten als Tochter des Himmels und der Erde ihm erschienen war, dann als Wiedergeborene aus Brahma's und Maja's Einigung, und zuletzt als Tritogeneia aus des Sonnengottes und der heiligen Nacht Vermählung. In Hellas nun hieß sie Hyperion's und Theia's Tochter; — aber in Wahrheit war Hyperion der geistigen Sonne Gott — Apollon, und Theia — die göttliche der Meeresnacht entstiegene Aphrodite, und somit Aurora: des Gesanges und der Schönheit erste Blüthe, des Lichtes Rose und der Rose Licht, des Schönen Seele und der Seele Schönheit, der Geist der Sichtbarkeit und die

*) D. hebr. Prophet., übersetzt von Fr. Rückert. 1ste Lieferung 1831.

***) Gesam. Ged. S. 272.

***) S. die griechischen Tageszeiten in den ges. Ged. S. 14.

Sichtbarkeit des Geistes. Eben so ist unser Sänger kein anderer als jener Königssohn *Lithon*, dessen Umarmung die Göttin an jedem Morgen enteilt, um ihres Geliebten Lebensweg mit immer frischen Rosen zu bestreuen.

Sie werden mich nun wohl fragen, liebe Freundin! welche Lieder ich Ihnen als singende Zeugen dafür anführen kann, da auch das schöne Griechenland zu unseres Dichterfürsten Reich gehöre? Doch nein, Sie fragen mich nicht; denn Ihr Auge ist zu hell und klar, und zu geübt ist Ihr Scharfblick, um auch in neuen, fremden Formen den alten griechischen Geist zu verkennen, den unser Sänger eben so wie anderer Völker Geist sich angeeignet. Ober athmet des *Orpheus* Muse nicht in *Freimund's Hymnen*? Ist nicht *Lyrtaus* in den geharnischten *Sonnetten* auferstanden? Lebt nicht der heitere Sinn *Anakreon's* in so manchen zum Vollgenu der Gegenwart einladenden Gesängen? Hat uns nicht der Dichter in *Urania*, *Aglaja* und so manchen anderen Blumenstrauschen eine zweite, reiche Anthologie dargeboten, und ist in jenen zwei Dramen, zu welchen das dritte zwar geschrieben, aber leider! noch nicht erschienen ist, — der von glühender Vaterlands-*liebe* geschärfte und — ich möchte sagen — erbitterte *Wig des Arifophanes* zu verkennen? Meines Bedünkens, theure Freundin! verhält es sich mit diesen Gedichten wie mit *Gothe's* unsterblicher *Iphigenia*. Weder *Sophokles* noch *Euripides* konnten zu ihrer Zeit sie dichten; aber wenn *Sophokles* im deutschen Athen wieder auferstanden wäre, würde er die blühende Jungfrau als seine rechtmaige Tochter anerkannt haben.

So ist *Freimund Ratmar* ein deutscher Grieche, wie er ein abendländischer Orientale ist. So auch hat er sich den Geist des Mittelalters angeeignet, ist *Minnesänger* in Deutschland, erzählt in Frankreich die wunderbare Geschichte von *Flor und Blanche-flore* *) und wetteifert in Italien mit *Petrarca*. *Arifost* und *Daffo* haben in seine Hand den Zauberstab gelegt, mit welchem sie die Sprache in Musik, den Gesang in ein blühendes, duftiges, leicht hinflatterndes Gewand ihrer phantastischen Gestalten verwandelt. Und wie ein wahrhaft königlicher Herr bei seiner Umreise jedes Volk seines vielsprachigen Reiches in seiner eigenen Sprache begrut, so spricht auch unser Dichterfurst in der *Provence* in *Ritornellen* und *Tenjonen*, und in *Spanien* in *Sirventes* und *affonirenden Romanzen*.

Haben wir aber den königlichen Sänger, der, wie *Dionysos-Dsiris* mit Halm und Rebe, so — mit Poesie und Liebe siegreich die Welt

*) *S. Frauentaschenbuch* von 1817. S. 404. ff.

durchzogen, auf seiner friedlichen Eroberungstreife vom gelben Strome im äußersten Osten über den Himalaya und Kaukasus und Sinai bis auf den Olymp und von hier nach kurzer Rast durch ganz Europa hin bis zu den Säulen des Herkules begleitet, dann wird er uns auch gestatten, in seiner eigensten Heimath, in unserem deutschen Lande, — wo er seine Hoffhaltung bleibend aufgeschlagen, ihn zu besuchen, und in dem Kreise der Seinigen, denen er sich im höchsten Glanze, wie in traulichster Natürlichkeit zeigt, als ein Angehöriger zu verweilen.

3.

(R ü c k e r t.)

In meinem letzten Briefe, liebe Freundin! habe ich Ihnen fast nur die Namen der Länder und Völker genannt, welche zu dem Reiche unseres Dichtersfürsten gehören. Ich bin hierbei von China ausgegangen und habe Sie über Griechenland bis nach Iberien geführt, um von dort aus in des Dichters Heimath zu längerem Verweilen einzukehren. Es wäre aber, — das sehe ich erst jetzt und zu spät ein, vielleicht besser gewesen, wenn ich einen fast entgegengesetzten Weg eingeschlagen; — wenn ich nämlich Ihnen anschaulich zu machen gesucht hätte, wie unser Fremund, von seiner Heimath ausgehend, erst das ganze Abendland in Besitz genommen, dann nach Asien übergesetzt und hier, von seiner poetischen Wünschelruthe geleitet, bis an das ferne China vorgebrungen, um, wie aus Allem zu schließen, von diesem uralten Lande aus den von so vielen vergeblich gesuchten Weg zu erkunden, der nach der neuesten Welt hinüber, und durch diese nach der Heimath zurückführen könne. Denn, um Ihnen dies vorläufig und im Vertrauen zu sagen, — unser Dichter strebt eigentlich nach der dreifachen Krone, welche ihm den ganzen Erdkreis, mit Allem, was in und über ihm ist, geistig unterthan mache und ihm die Kraft und das Recht gebe, allen Nationen, die da sind und waren und sein werden, seinen poetischen Segen zu ertheilen.

Hätte ich nun den eben zuvor angebeuteten Weg eingeschlagen, dann würde ich Sie zunächst an die liebliche *Amaryllis* *) erinnert haben, mit welcher unser Dichter schon im Jahre 1812 seine poetische Lauf-

*) *Amaryllis*. Ein ländliches Gedicht, geschrieben 1812 von Fr. Rückert. (Frankfurt a. M. 1825.)

bahn als Kronprinz, — denn damals lebte Göthe noch, — eröffnet. Sofort war dann der kinderfreundlichen Märchen zu gedenken, die er im folgenden Jahre „seinem Schwesterlein zum Christtage geschrieben*)." An diese reihten sich seine deutschen Gedichte**), in denen er, — den engeren Liebeskreisen entwachsen, — sein Volk beklagend, preisend und ermuthigend, das tiefste Mitgefühl für seines Vaterlandes Schmach, Elend, Sieg und Ruhm in kräftiger Rede kund gethan. Zu zeigen war demnachst, wie in den folgenden Jahren —

„Ein Duell gebrängter Lieder
Sich ununterbrochen neu gebar, —“

wie der Dichter immer größere Zauberkreise um sich her beschrieb, wie er bald als Schwan im milden Scheine des Mondes auf dem wundertiefen See der Liebe dahinfuhr, die Flügel von unendlicher Sehnsucht geschwellt, — bald als Adler mit urkräftigem Flügelschlage zur Sonne sich aufschwang, wovon sowohl „Flor und Blankflor,“ als „Edelstein und Perle“***), „der Kranz der Zeit“ †) und noch so vieles Andere uns das Gedächtniß aufbewahrt haben.

Aus diesem Kranze der Zeit aber war besonders der Bau der Welten ††) in Erinnerung zu bringen; denn in diesem Gedichte, — wie in der Zeit, zu deren schöneren Kranzblüthen es gehört, — regte sich schon ein Streben, welches die engen Vaterlandsgrenzen weit überreichte. Im Grunde nämlich war es das Streben, die gesammte Weltgeschichte zum Weltgedicht zu verklären. Zur Erscheinung aber kam damals nur ein poetischer — Torso; — zwar auch so ein stolzer Bau wie der kölnische Dom, der aber nicht in einer versöhnenden, lieb-einigen Kuppel sich vollenden konnte, weil seine Fundamente, wie die des Vaticans, mit unversöhntem Bruderblut †††) verkittet waren. Cain, Romulus und Judas und zu unterst der von Anfang Arge — rüttelten, von des Bauwerks Last gebrochen, doch nicht getödtet, — immer von neuem an den prächtigen Säulen, und da auch der Dichter — noch unbedacht — auf diesen Grund seinen Weltbau gestützt, so mußte er ihn unvollendet — der Verwitterung Preis geben.

Nun wäre aber weiterhin anzudeuten gewesen, wie wohl das Un-

*) S. 406 ff. der gesam. Ged.

**) Deutsche Gedichte v. Freimund Raimar. 1814.

***) S. gef. Ged. S. 139 ff. (1817.)

†) Stuttg. u. Tübing. 1817.

††) S. 272 — 351.

†††) S. Kranz der Zeit. Th. II. S. 275.

Wie nun der Liebreiz der Rose uns oft vergessen macht, daß wir auch der Königin der Blumen nur mit Vorsicht nahen dürfen, und wir es auch jenen anderen Blumen nicht ansehen, daß sie mit so bösen Gedanken umgehen, so mag es mir wohl begegnen, daß ich angezogen durch schöne Namen, oder verlockt durch den süßen Duft, den einzelne angepriesene Stellen verbreiten, — mir Schriften zur Erholung wähle, deren Dornen mich verwunden, deren Odem mir Herz = oder Kopfweh bereitet. Soll ich dann nicht allzulange schweigen, dann müssen Sie mir wohl gestatten, auch solcher Schriften zu gedenken — und meinen heiteren, freudigen Mittheilungen so Klagen, wie Warnungen und Rügen zuzugesellen.

Geben Sie sich aber nicht der Besorgniß hin, als würden auch meine Briefe in jene eitle, herzlose Richterei verfallen, die leider nur zu sehr an der Tagesordnung ist. Denn — freilich gleichen manche Recensenten zu sehr den Spinnen, die, selbst nur die giftigen Dünste ihrer Umgebung einsaugend, die Schriftsteller mit schimmernden Fäden umspinnen, um von ihrem Marke sich zu nähren. Auch die Spinnen sind zwar Gottesgeschöpfe — und die fleißige, honigsammelnde Biene durchbricht mit kräftigem Flügel das trügerische Gespinnst; aber wir wollen doch lieber mit den Bienen auch aus giftigen Blumen Honig sammeln, als mit den Spinnen die unschuldigen Ephemerer tödten. — So sollen Sie mich stets bereit finden, das Gute und Schöne überall dankbar anzuerkennen, wo es mir immer begegnen mag, wie rauh und schwer auch die Schale sei, die den süßen Kern umgiebt. — Der scharfe, strenge Luftzug der Kritik ist wohl unentbehrlich, um die Atmosphäre zu reinigen, und gerechtfertigt ist der Blitz, der den Dünkel und die Anmaßung trifft; — aber die Nähe des Allerhöchsten selbst thut sich nur kund durch das linde Gefäusel der Lüfte, deren Odem die Gesunden erheitert, die Schwachen stärkt und selbst den verglimmenden Docht wieder hell ausleuchten läßt.

Auch bin ich schon zum voraus Ihrer Zustimmung gewiß, wenn ich gestehe, daß ich nur demjenigen eine Befugniß zum Tadel zuerkenne, der sich bereit zeigt, zu loben, was nur irgend an dem Getadelten zu loben ist. Tadel thut weh, wenn er nicht aus gutem Herzen kommt, und selten bessert Strafe, wenn nicht die Hand der Liebe in ihr erkennbar ist. Aber die Liebe erinnert den Irrenden an das Wahre, das in ihm lebt, den Fehlenden an das Gute, das er vollbracht hat oder doch vollbringen konnte. So wird nur durch Wohlwollen und Wohlthun das Recht zum Tadeln und Wehthun erworben, oder vielmehr der wehthuende Stachel des Tadelns durch die bewiesene Wohlmeinung gebrochen.

Darum wünschte ich auch, daß in Deutschland, wie dies in Frankreich geschieht, mehr und immer mehr für Frauen geschrieben würde;

denn ich meine, das harte, lieblose und darum auch unschöne Wort müsse dem Manne auf der Zunge ersterben, wenn er weiß, daß er zu einem Kreise lieblicher und liebevoller Zuhörerinnen spricht. In jedem weiblichen Herzen aber flammt oder glimmt doch schon das göttliche Feuer der Mutterliebe, die sich immer und überall des Leidenden, des Bedürftigen annimmt und, wo sie nicht selbst helfen kann, ein gutes Wort für ihn einlegt, und wo auch dies nicht gestattet, zum wenigsten durch einen Blick des Mitleidens sein Loos zu mildern sucht. —

— Die Mutterliebe ist jene heilige Macht, welche, wie ein Lichtstrahl die starre Rinde des Herzens durchdringend, den in das Tiefinnerste zurückgedrängten Liebesfunken wieder ansacht, der dann die Wangen des strengen Richters mit heiliger Schamröthe färbt und seinen Ausspruch, der nur strafen wollte, in freundlich bessernde Ermahnung wandelt. Das ist der Cherub, der nicht mit flammendem Schwerte den Eingang in das Paradies verwehrt, sondern mit liebeleuchtendem Blicke vor dem Austritte aus demselben warnt und mit geheimem Zauber in dem Manne den Sohn der Mutter erweckt, unter deren Herzen er geruht, unter deren selbstvergeffender Pflege er erwachsen. . . Ja, daß ich es nur gestehe, wenn mir der Geist der Frauen fast nur als Widerhall des männlichen Geistes, so erscheint mir jede wahrhafte Liebe des Mannes fast nur als Nachklang der weiblichen Liebe, deren Ursprung und Vollendung die reine, gottentstammte Mutterliebe ist. Der geistige Lichtstrahl aber und die entgegenquellende Liebeswärme vermählen und vereinigen sich — und erzeugen die unvergängliche Blüthe des schönen und seligen Lebens! — Wohl bringt der Mann herrliche Werke hervor und vollbringt bewunderungswürdige Thaten; aber nur den Frauen ist es wahrhaft zu bewundern ursprünglich gegeben. Bewundern ist sich selbst vergessen, sich selbst verlieren in dem Vollkommenen, das uns als ein Anderes entgegentritt, und nur, wer wahrhaft lieben kann, kann auch wahrhaft bewundern. Wahrhaft lieben aber, mit ganzem Herzen, aus ganzer Seele lieben, ist der Frauen eigenthümliches Leben, und Schwester-, Gatten- und Mutterliebe sind die drei Stufen dieses Lebens, die drei Weihen, durch welche sie, erst Lehrlinge geworden, dann auch zur Gesellen- und Meisterschaft im heiligen Orden der Liebe sich erheben. Und auf jeder Stufe behüten und nähren sie das heilige Feuer, welches alles Werdens Urquell ist, und nur mit Aufgebung der wahren Weiblichkeit überschreiten sie die geheiligte Schwelle seines Tempels. Mag man jenes Feuer nun Isis, Vesta, die große Mutter oder Natur und Sophia oder Gottes Weisheit nennen, immer ist es jene göttliche Liebe, welche sich ganz in die geliebten Wesen versenkt, welche

gen; — wie er alle Perlen und Edelsteine, die er aus jenes Ophir's Schachten im Schweiß seines Angesichts gewonnen, mit fürstlicher Freigebigkeit ausgetheilt; wie er dann, als seinen Beruf erkennend, Gottes

— „Liebesevangelium
 Zu predigen der Welt, —
 — — zu seines Liebesanges Lohn“
 Die Liebe seiner ewigen Braut empfangen,
 „Und Kraft dadurch, im hellsten Ton
 Nun erst einherzugieh'n *);“

wie er nun aus Liebe zu Braut und Volk und zu der göttlichen, all- durchwaltenden Liebe selbst, und ausgerüstet mit ihres heiligen Geistes Kraft — von neuem in die Fremde gezogen und, den mühseligen Weg durch die Wüsten und Dornen der Sprachforschung nicht scheuend, aus allen Fundgruben des Orients die kostbarsten Bausteine zu einem künftigen Pantheon zusammen getragen, das er in seinem Vaterlande und für dasselbe erbauen möchte zugleich zur Freude der Menschheit und zur Verherrlichung des allerhöchsten, allliebenden Gottes. . . .

Doch, wenn ich Ihnen, meine gütige Freundin, nun offen und reumüthig gestanden, was ich Alles hätte thun sollen, dann nehmen Sie wohl mit gewohnter Nachsicht dies Geständniß als einen Beweis meines guten Willens an, — womit ich — freundlicher Gewährung dieser ersten Bitte versichert, gleich eine zweite verbinde, — den guten Willen, an den Sie glauben wollen, nun auch für die That selbst gelten zu lassen.

So viel indessen hoffe ich selbst in diesen flüchtigen Umrissen angedeutet zu haben, daß Sie kein Bedenken tragen werden, unseren Freimund Naimar künftighin als einen jener seltenen Dichtersfürsten feiernd zu begrüßen, welchen von gütiger Vorsehung zugleich Leiter und Harfe verliehen, jene zur Ergözung und Erkräftigung, wie diese zur Erbauung und Versöhnung der Menschen, aber beide auch zu Lob und Preis des allmächtigen und allgütigen Gottes. Darum hoffe ich, werden Sie es natürlich finden, daß ich mich nicht so leicht von diesem gottbegeisterten Sänger der Schönheit und Liebe trennen kann, und es gerne sehen, wenn ich ihm auch noch meinen nächsten Brief widme.

*) Liebesfrühl. Dritter Strauß, 56. Lied. (Ges. Geb. S. 303).

4.

(K ü ß e r t.)

Des Menschen Signes ist sein Wollen, doch Gott giebt das Gedeihen und Vollbringen, oder — wie unser Freimund sagt:

„Das Korn von mir, von Gott den Segen!“ *)

Beim Wollen aber ist zu beachten, daß und was und wie man will. So wird das Maß der Achtung, die wir einem Menschen zollen, bestimmt durch die Größe des Gedankens, der ihm vorgeschwebt, die Innigkeit, mit der er ihn ergriffen, und die Treue, mit der er an seiner Verwirklichung gearbeitet.

Nun habe ich Ihnen zwar, liebe Freundin, in meinen zwei letzten Briefen schon anzudeuten versucht, welches, meines Bedünkens, der Gedanke ist, der alle anderen Gedanken unseres Dichters fürsten beherrscht, der gleichsam der edelste Edelstein der Krone ist, die seine Schläfe ziert. Doch hoffe ich auf Ihre beifällige Zustimmung, wenn ich jene Andeutungen noch etwas reichlicher auszuführen mir erlaube.

Der Bau der Welten ist meines Wissens das erste Gedicht, welches dem Hauptstreben unseres Sängers sein Dasein verdankt. Wenn es nun auch unvollendet geblieben und bleiben mußte, weil der Dichter, damals noch von einem untergeordneten, ich möchte sagen mittelalterlichen — Standpunkte ausgehend, den unbedingten Zwiespalt nicht überwinden konnte, den er als vollgültig voraussetzt, so sehen wir doch auch hier schon den Gedanken unwillkürlich — und noch ein Fremdling — hervortreten, der demnächst sich als des Dichters eigenthümlichster Genius bewährt hat.

Nachdem nämlich über das alte Heidenthum die Klage laut geworden:

Wie „durch's verwirrte Truggestrick
Des Götterdunstgewimmels
Drang flüchtig kaum ein heller Blick
Zum wahren Gott des Himmels,
Der über all den Göttern saß,
Vor denen ihn die Welt vergaß;“

*) Parabel 4, in den ges. Geb. S. 71.

fügt der Dichter, sich selbst so schön untreu werdend, die versöhnlichen Worte von diesem wahren Gott des Himmels hinzu:

„Er ließ dem blinden Menschenkind
Das Spiel mit seinen Bildern,
Die, auch wo sie ein Zerrbild sind,
Doch seine Größe schildern;
Er schloß vor dem verwirrten Chor
Der Götternamen nicht sein Ohr,
Weil alle Namensscharen
Doch eins in seinem waren.“

Dann sagt er von Griechenlands Götterthume:

„Da war aus all' dem Roderdust
Kerworrner Heidenthume
Gewachsen auf in Himmelsluft
Die allerschönste Blume,
Zwar Blume nur aus ird'schem Grund,
Doch die des Höchsten Preis gab Kund
Mit ihrem blüh'nden Kerne,
So laut als seine Sterne“*).

Das, liebe Freundin, war doch wohl das Morgenroth jenes göttlichen Gedankens, welcher demnächst als lichte Sonne im Bewußtsein unseres Dichters aufgegangen, als sich das geistige Licht des Orients mit der Liebesglut der christlichen Braut in seinem Herzen vermählt. So sagt er zu sich selbst in seinem Liebesfrühlinge:

„Anderes Geschäft der Welt
Hast nicht zu vollbringen,
Als die Liebe, die Dich schwellt,
Freudig auszufingen.
Wenn Du Deine Braut geschmückt,
Dein Gefühl ergossen,
Hast Du auch die Welt entzückt
Und Dein Werk beschlossen“**).

Seine Braut aber schmückt er mit Perlen, von welchen ich hier nur auf folgende hinweisen will:

„Die Liebe saß im Mittelpunkt
Und blickte rings ins Ferne,
Und wo von ihr ein Blick hinsunk,
Erblüh'n am Himmel Sterne.
Hier ist ein neuer Strahl erspäht,
Und dort erlischt ein Schimmer.

*) S. Kranz der Zeit. 1817. S. 295, 296.

**) Ges. Ged. S. 304.

Der Kranz der Welt ist unverblüht,
Die Liebe blüht noch immer" *).

Gott aber dankt er, daß er ihm „das laute freie Saitenspiel“ verliehen, sein

„Liebesevangelium zu predigen der Welt,“

und ruft dann selig aus:

„Ich sing' in Deiner Gnade Klang,
Hörcht, wie die Saite tönt!
Die Liebe hat im Sternenkranz
Gott mit der Welt versöhnt" **).

Auf diese Versöhnung nun, die er im Momente der Begeisterung als schon vollbracht verkündigt, ist fortan all' sein Dichten und Trachten gerichtet. So giebt er in einem andern Frühlinge uns den versöhnenden Rath:

„Was Du lieben kannst, mit Lieb' umfasse Du's,
Und was Du nicht lieben kannst, o, lasse Du's.
Ueberlasse Du es dem, der alles liebt,
Was er schuf, und was er liebt, nicht hasse Du's" ***)).

So weißagt er in der „Ermuthigung zur Uebersetzung der Hamãsa †);

„Wann erst der Menschheit Glieder, die zerstreuten,
Gesammelt sind ans europäische Herz,
Wird sein ein neues Paradies gewonnen,
So gut es blü'h'n kann unterm Strahl der Sonnen;“ —

Und jedes seiner folgenden Werke läßt diesen Gedanken immer klarer hervortreten und bewährt immer von neuem des Dichters Absicht und seine Treue in deren Vollführung. So sagt er noch in seinem jüngst uns mitgetheilten Vorspiele zum Schi-King:

„Er fühle, daß der Geist des Herrn,
Der redet in verschied'nen Zungen,
Hat Wölker, Zeiten, nah und fern,
Durchhaucht, durchleuchtet und durchbrungen,“

und wünscht, daß die Welt erkennen möge:

— — — Weltpoesie,
Allein sei Weltversöhnung" ††).

*) Gesamm. Ged. S. 248.

**) Ebd. S. 303.

***) Frühlingsgedanke (Strophe 5), im Frauentaschenbuche von 1825. S. 287.

†) Ges. Ged. S. 48.

††) Schi-King (1833) S. 5 u. 6.

Fragen Sie mich aber, meine wißbegierige Freundin, was dann unser Sänger unter Weltpoesie verstehe, und was er in ihrem Dienste zu vollbringen wünsche, — dann mögen statt meiner einige Stellen eines Gedichtes antworten, worin der Dichter u. a. von sich selbst sagt:

„Gegen Nacht und Finsterniß in Kampfesstranken
Führ' ich eine Schar von leuchtenden Gedanken.“

*

„Kommt und helft den Himmel auf der Erde stiften,
Helft den Tod mir tobten und das Gift entgiften.“

*

„Jeden Baum des Lebens soll mein Hauch beblattern,
Und die Schlang' am Stamme soll mein Arm zerschmettern.“

*

„Morgenwinde, gehet aus auf allen Pfaden,
Mir zum neuen Paradies die Welt zu laden.“

*

„Ihr Bewohner Dschinnistans, Peris und Dschinnen,
Baut mir hier ein Wunderschloß mit gold'nen Zinnen.“

*

„Bauet mir den Weltpalast mit vielen Zimmern,
Wo vereint die Herrlichkeit der Welt soll schimmern.“

*

„Bauet so viel Zimmer mir, als Nationen;
Jede soll mit ihrer Luft in einem wohnen.“

*

„Katerel soll Fruhlingsglanz an Wänden weben,
In den Nischen sollen Marmorbilder leben.“

*

„Und Musil soll mit den ew'gen Spharentonen
Alle Lebensstimmen der Natur versphonen.“

*

„O, ihr Geister, um das Zauberchloß den Garten
Pflanzt mit Blumen und Gewächsen aller Arten.“

*

„Nachtigallen aller Zonen mit den Rosen
Auer Himmel lasset mir zusammen fosen.“

*

„O, ihr Götter Hindostans, die ihr in Blumen-
Kelchen wohnet, kommt zu euren Heiligthumen.“

„Und ihr dem Olymp entführten Göttergötter,
Rettet her zu mir euch gegen eure Spötter“*)!

*

Sollten Sie jedoch, wie ich dies Ihrem anmuthigen Muthwillen wohl zutraue, — den Sänger tiefst verstehend und empfindend, — gerade deshalb um nur noch mehr und immer mehr zu hören, mit frommer Miene mir versichern, da Sie noch gar nicht wusten, was unser Dichter unter Weltpoesie verstehe, — dann wude ich, Gleiches mit Gleichem vergeltend, gar nicht thun, als hätte ich Ihr nur halb unterdrücktes schelmisches Lächeln bemerkt, — vielmehr, meinem eigenen Drange folgend, die Gelegenheit freudig ergreifen, noch einige Strophen für Sie, — für mich wollt' ich sagen — hier niederzuschreiben, in denen, — wenn je, — die Weltpoesie selbst ihre goldene Harfe uns hat ertönen lassen.

Das Gedicht, welchem ich diese Strophen entnehme, steht zwar namenlos, — nur mit der Ziffer Zwei bezeichnet, — unter denselben Bausteinen, die ich schon mehrmals angeführt habe. Wenn aber Steine so entzückend singen können, o möchte dann Ihr jetzt schreibender Freund nur recht bald sich in eben solchen Stein verwandeln. Bis dieser Wunsch erfüllet werde, lassen Sie mich mit jenem Anderen — weltpoetisch und weltverschonet — singen — beten — jauchzen:

„Geist der Liebe, Weltenseele,
Waterohr, das keine
Stimme uberhoret der Dich
Lobenden Gemeine!
Eine Reihe Dankgebetes,
Lobgesangs ein Faden!
Zieht sich hin vom Duft des Morgens
Zu des Abends Scheine, —
Zieht sich hin vom Duft des Abends
Zu des Morgens Scheine.
Eine Schnur, woran geordnet
Dir zum Preise hangen
Aller Himmel Sterne, sammt den
Blutthen aller Haine.
Eine Schnur, woran das Meer
Die Perlen seiner Andacht
Und der Erdgrund reihet seiner
Inbrunst Edelsteine.

*) Bausteine zu einem Pantheon (Gesam. Ged. S. 11 — 13).

Lieb, daß in das Lobgeweb',
 Das neu die Schöpfung täglich
 Dir aus tausend Gaben wirkt,
 Ich wirken darf auch meine. —
 — Laß im Psalmenstrom der Schöpfung,
 In der Weltenmeere
 Großen Hymnenwogen mit
 Hinschwimmen diese kleine. —
 Lieb, daß in dem großen Sinklang
 Deiner Stimmen jedes
 Menschenherz harmonisch schmelze,
 Ob es jauchz', ob weine! —
 — Laß in Deinem Abendwinde
 Rosen säufeln über
 Eines jeben, der Dir sang,
 Schlummernde Gebeine.
 Laß den freien Dichtermund
 Hier Deinem Lobe dienen,
 Bis in Engelzungen dort,
 Sich freier mischet seine! "*)

Nach Lesung dieser Zeilen werden Sie, theure Freundin! selbst
 im Scherze mir nicht mehr zu sagen, daß Sie noch nicht wüßten,
 was unser Freimund unter Weltpoesie verstehe. Aber verstehen
 werden Sie nicht, und begreifen können Sie dann eben so wenig,
 als Ihr Freund es begreift, daß ein solcher Dichterkürst noch so we-
 nig nach Verdienst gewürdigt und gefeiert worden**), daß er selbst
 in die wehmuthvolle Klage ausbrechen mußte:

„O, hätt' in jenen goldnen Tagen,
 Als frei des Mundes Fluth gerollt,
 Die gold'nen Saiten Freimund schlagen
 Worm Ohr der ganzen Welt gesollt,
 Wie hätt' er von dem Ewig-Schönen,
 Von Lieb', aus der die Schöpfung quillt,
 Gewollt in erdbund'nen Tönen
 Entfalten rein ein Himmelsbild.
 Nun haben der Natur Gewalten
 Zu wilbem Kampfe sich empört,
 Die Harmonie der Weltgestalten
 Ist vor des Menschen Blick gestört. . . “

*) Ges. Ged. S. 7 — 9.

**) Diese Briefe wurden zu Ende 1834 geschrieben. Wüßten sie dazu beigetragen haben, daß solche Klage jetzt nicht mehr geführt werden kann.

— und diese Klage mit den Worten schließt:

„ — Und wenn von Nachtigall und Rosen
Ein Frühlingshauch sein Lied durchbringt,
So seufzt er, wie das laute Tosen
Des Marktes spurlos es verschlingt“^{*)}.

Sie, meine poetische Freundin! werden nun freilich lebhaft Einsprache einlegen gegen das Hyperbolische dieser Klage und mich an Sie selbst und an mich und an so manchen Freund und so manche Freundin erinnern, in deren Geist und Herz sich Lieb und Liebe unseres Dichtersfürsten unauslöschlich eingegraben. Ich aber muß Sie dann daran erinnern, — daß, je größer ein Herz, um so ungenügsamer es ist, und, wie Gott nur die Anbetung und Seligkeit aller, — ja aller fühlenden und denkenden Wesen, — so dem volksfürstlichen Dichter nur die Huldigung seines ganzen Volkes genügen kann. Hat er selbst doch ein Herz für jedes Herz, und ein Gefühl und ein Lieb für Jeden, wes Alters und wes Standes er immer sei. Und Sie selbst, liebe Freundin, nachdem Sie mit liebevoller Hast im *Musealmanach* der beiden letzten Jahre vor allen anderen die Mittheilungen unseres *Freimund's* durchlesen, haben Sie nicht, wie mir ein Freund versichert, das Büchlein jedesmal mit der klagenden Bemerkung zur Seite gelegt, es müsse auf der sonst himmelheiteren Seele des Dichters eine schwere Gramwolke lasten, von welcher wie durchdringt die Flügel der Begeisterung vom altgewohnten freien Aufschwunge zurückgehalten würden? — Die Frauen aber, alle mehr oder minder, doch immer irgendwie leidgewöhnt und schmerzefahren und darum auch tief mitleidend, haben hierdurch ein feines Gefühl und scharfen Blick für fremde Schmerzen gewonnen. Darum hat Ihr Urtheil, meine gütige Freundin, mich nur zu sehr in meiner Vermuthung bestärkt, und ich bin überzeugt, Ihnen selbst aus der Seele zu reden, wenn ich den Wunsch ausspreche, daß unseres Dichters Freunde sich vereinen mögen, nach Kräften zu dessen Erheiterung beizutragen! —

Wenn aber, wie ich vernommen, und wie es bei unserem *Freimund* nicht anders sein kann, — jene Gramwolke weder aus des Dichters reiner Seele, noch aus seinem schönen Ehebunde aufsteigen, sondern sich nur von außen her auf ihn niedersinken konnte, wo ist dann ihr Ursprung, wo sind die Mittel, sie zu zertheilen, zu erfragen? — Von ihm selbst, dem uns beiden, leider! persönlich Unbekannten, ist nur die eine Klage laut geworden, deren ich zuvor gedacht. Von seinen nahen und fernem Freunden aber höre ich gar Manches beklagen. . . .

^{*)} Zum Schlusse. (Der Baustein). Ges. Ged. S. 135 ff.

Noch konnte, — zur Unehre Deutschlands sei es gestanden, — der zweite Theil der unvergleichlichen *Makamen* nicht erscheinen*); noch hat, wie wir erfahren, so manches andere Werk unseres Dichters keinen Weg in das größere Publikum finden können; — noch sind so manche zerstreute Perlen ungesammelt! — Was aber das Schmerzlichste, weil es das Unerseghchste ist, noch muß der Dichterkürst, statt frei und sorgenlos sich der Begeisterung seiner Muse zu überlassen, statt seinen Thron da aufzuschlagen, wo Menschen und Natur freudig und erfreuend ihm entgegen kommen, — noch muß er vom traurigen Katheder einer traurigen Stadt — ermügend fremde Sprachen lehren, die er für höhere, für dichterische Zwecke erlernt; er muß die kostbare Zeit, die ihm ganz freigegeben seyn sollte — sein Pantheon zu vollenden, — er muß sie in unerquicklichen Arbeiten dahinschwinden sehen! —

O, möchten diese Zeilen, die ich mit Ihrer Genehmigung einem größeren auserwählten Lesekreise mittheile, möchten sie vor allen Veranlassung geben, daß in dem Mittelpunkte Deutschlands sich ein Verein gestalte — zur Herausgabe sämmtlicher Werke unsres *Freimund's*, dem dann rings umher sich andere Vereine anschließen! Möge es dann auch jenem dichterischen Fürsten, der von Jugend auf als Beschützer und sorgfamer Pfleger der Künste einen eben so künstlerischen als fürstlichen Sinn bewährt hat, möge es ihm gefallen, an die Spitze jenes Vereins zu treten und mit königlicher Huld den Dichter alles Sorgens und alles Müßens zu entbinden, durch welches diesem die frohe Muse und Deutschland und der Nachwelt gewiß so manches unschätzbare Kunstwerk geraubt wird! Möge, o möge doch die Nachwelt nicht wiederholen müssen, was auch wir schon unseren Vätern nachsprechen müssen: daß unser Volk zwar alle großen Geister des Auslandes, aber die eigenen erst dann zu ehren und zu schätzen wisse, wenn längst ihr Leben in Noth und Kummer und in schmerzlicher Vergessenheit dahingeschwunden!

Verschweigen will ich nun nicht, das diejenigen mir nicht ganz unrecht zu haben scheinen, welche unserem Dichter zum Vorwurfe machen, „er überspanne zuweilen seine Virtuosität in der Sprache und dem Veröbau,“ und sei nicht strenge genug in Sichtung der Lieder, die unaufhaltsam seiner Leier entströmen. Ebenso kann ich nicht läugnen, daß namentlich in jenen früheren Jahren, in denen unser *Freimund*, — damals freilich nur ein Echo seines Volkes, — sich übermäßigem Zorne gegen dessen westliche Nachbarn überlassen, —

*) Auch dieser zweite Theil ist seitdem erschienen.

mitunter die Grenzen des Schönen, ja selbst des Geziemlichen überschritten. Wird aber Homer die poetische Priesterbinde darum versagt, weil er zuweilen geschlummert? Wurde Petrarca darum die Lorbeerkrone vorenthalten, weil er einige unbedeutende lateinische Gedichte geschrieben, oder manche seiner Sonette allzukünstlich erschienen? Und ist Ariosto, ist selbst noch unserm Göthe die Aufnahme in den Olymp versagt worden, weil unter den Blüten und Juwelen, mit denen sie ihre Zeitgenossen überschüttet, sich hier und dort duftlose Strohblumen und je zuweilen böhmische Steine befanden? — Das eben stempelt unsern Freimund, wie den Schöpfer des Faust, Iphigenien's und Tasso's, zum wahrhaften Dichter, daß er nichts sehen und hören, nichts empfinden und denken kann, was in dem fastatischen Quell, der unversiegbar in seinem Innern sprudelt, nicht in ein Gedicht sich verwandelt, und daß keine Freude und kein Schmerz sich in seinem Herzen reget, welche die Liebe ihn der Welt nicht mitzuthellen triebe. Wenn nun in solchem Ueberflusse sich mitunter für die vereinzelnde Kritik Minder- oder selbst Unbedeutendes findet, darf dies des Trefflichen, ja Trefflichsten Schätzung mindern? Muß man dann nicht vielmehr dem schönen Worte unseres Freimund's folgen:

„Viel lieber mag die Lieb', als an der Sonne Flecken,
Den Stern in dunkler Nacht, der etwa glänzt, entdecken!?“ *)

Darf ich aber noch ferner die Geschwisterinnen Göthe's und unseres Freimund Raimar's mit einander vergleichen, dann möchte ich Ihnen etwa Folgendes darüber sagen:

Wenn das Himmelslicht der Poesie in Göthe's Geiste, wie in einem Prisma, sich in bunte Farben bricht und jede Erscheinung ihm zum Drama wird, dann ist das Gemüth unseres Freimund's einem Brennspiegel zu vergleichen, in welchem sich alle Farbenstrahlen der Welterscheinung sammeln, um in seinem Herzen das reine Licht der Andacht, die lichte Gluth der Liebe zu entzünden, die dann vereint in des Gefanges Flammen zum Himmel lodern. Sieht Göthe's Muse allem, was ihr Zauberstab berührt, Gestalt, so entlockt die Muse Freimund's Allem, selbst dem Steine, ein musikalisch Tönen, und wenn jene das Göttliche in irdische Gewänder hüllt und unsern Blick an die verwandte Erscheinung fesselt, dann verkläret diese das irdische Gewand zur duftigen Hülle, durch welche uns der Liebe Schönheit in ihrem Himmelsglanze entgegenstrahlt.

*) Angereichte Perlen. No. 9 (Gef. Ged.).

Darum aber sind Freimund und Göthe beide wahrhaft deutsche Dichter, weil beide, — wenn auch jeder auf andere, auf seine eigene Weise, — dem Schönen aller Zeiten und Zonen, dem sie begegnet, mit voller Hingebung gehuldigt und es mit schöpferischer Freiheit dem Volke angeeignet haben, welches so gern alle Völker der Erde als seine Brüder, als eines einzigen Gottes Kinder umarmen möchte.

Wie sehr ich nun, — Sie wissen es, liebe Freundin, — einer jeglichen Uebertreibung und mehr noch jeder Schmeichelei abgünstig bin, so muß ich doch, selbst auf die Gefahr hin, daß man mir beides Schuld gebe, — es laut gestehen, daß, wenn unser Volk auch nur einen Dichter hätte, und dieser Dichter — Freimund wäre, ich doch stolz darauf sein würde, ein Deutscher zu sein und zu heißen.

Wenn ich aber die freudige Gewißheit hege, daß ich in diesem Gefühle dem Ihrigen begegne, dann wissen auch Sie, meine theure Freundin, daß ich von ganzem Herzen mit Ihnen einstimme, wenn Sie mit unseres deutschen Dichters Worten dem Frühlinge Ihren Wunsch vertrauen:

„Jugendfürst! die Huldigung der Deinen nimm und segne,
Die sich Deinem Dienste weih'n mit Kraft vereinter, treuer!
Sieh, daß Deines Liebhofes Dichter, Freimund, lange
Blühenden Gesang's Geschmeide schmelz' in Deinem
Feuer.“

5.

(S a i n t e = B e u v e.)

„Versprechen macht Schuld;“ — dies mußte ich mir heute oft wiederholen, bevor ich mich entschließen konnte, meinen zweiten Bericht zu erstatten. Aber versprochen habe ich, der Freundin von allem Denkwürdigen Kunde zu geben, welches die sogenannte schöne Litteratur mir in meinen Erholungsstunden darbieten würde. So muß ich mich nun wohl auch darein ergeben, Ihnen einen bitter-süßen Kelch darzureichen, nachdem es mir vergönnt war, mit Ihnen an einer duftenden Schale voll köstlichen Palmweines zu nippen.

Auch Ihnen, liebe Freundin, wird der Name S a i n t e = B e u v e einen guten Klang haben, und Sie an seine gefühlvollen Eröstungen*) und seine geistreichen und unvergleichlich anmuthigen litterarischen

*) Consolations. Paris. 1830.

Kritiken und Portraits *) erinnern. Bis jetzt zum wenigsten hat, meines Wissens, noch kein Kritiker, weder im In-, noch im Auslande, seinen Darstellungen eine gleiche Lebendigkeit, seinen Urtheilen eine gleiche Eindringlichkeit zu geben vermocht. Seine Bildnisse sind nicht nur sprechend ähnlich, sondern auch hinsichtlich der Ausführung wahre Kunstwerke, und man muß den Künstler um so lieber gewinnen, je mehr man sich zu überzeugen Gelegenheit findet, wie er sich mit ganzer Liebe seinem Gegenstande hingeeben. Darum meinten Sie ja auch, eine männliche Hand habe jene Bilder entworfen, eine weibliche sie ausgeführt, und wie sie jener die Schärfe und Bestimmtheit, so verdankten sie der letzteren jene Milde und Zierlichkeit, jene Anmuth und Grazie, welche die Männer eben nicht zu ihren Vorrechten zu zählen pflegten.

Diesemach können Sie denken, wie sehr ich mich freute, als ich las, daß ein Roman von *Sainte-Beuve* erschienen sei, und es wird Sie nicht befremden, wenn ich mich durch den Titel, unter welchem er angekündigt wurde, nicht vom Lesen desselben abschrecken ließ. Auch gesteht der Verfasser im Vorworte, daß er die Ueberschrift: *Volupté*, nur auf das angelegentliche Ersuchen seines Verlegers beibehalten habe. In der That paßt dieser Titel nicht zu dem Buche, in welchem der Kampf gegen sinnliche Lustbegierde nur eine untergeordnete Bedeutung anspricht, und ich möchte es eben so wenig einen Roman genannt wissen, da das Wenige, was romanhaft darin ist, sich nur als Rahmen für Selbstkenntnisse darstellt, die selbst wieder nur weitläufigen Reflexionen und Glaubens- und Bußpredigten zur Veranlassung zu dienen scheinen. Darum hat auch diese Schrift als Kunstwerk gar keinen eigenthümlichen Werth, und während die Dichtungen *Rûclet's*, über welche meine letzten Briefe berichtet, — die Zeit und das Volk, aus denen sie hervorgegangen, für alle Zukunft schmücken, — gewinnt das Werk *Sainte-Beuve's* seine ganze Bedeutung nur durch die Zeit und Umgebung, in denen es erschienen. Hierüber mich auszusprechen, sei meinem nächsten Briefe vorbehalten; im gegenwärtigen erlauben Sie mir wohl, Sie mit jenem sogenannten Romane selbst bekannt zu machen, da ich Ihnen, denselben zu lesen, weder zumuthen, noch anrathen kann. —

Schon gleich von vornherein wird man dadurch mißstimmt, daß der Held des Roman's sich uns als katholischer Missionair zu erkennen giebt, der auf der Ueberfahrt nach Nordamerika die Geschichte seiner Verirrungen und seiner eigenen Bekehrung aufschreibt, um einen zurückgelassenen Freund

*) *Critiques et portraits littéraires*, von 1826 an in Zeitschriften eingeln, 1830 gesammelt erschienen.

ebenfalls zu belehren. So wissen wir also schon den Ausgang der Geschichte, ehe sie noch angefangen, und die ausgesprochene Absicht zu belehren und zu erbauen entrückt die nachfolgende Darstellung dem Gebiete der schönen Kunst. Der wahrhafte Künstler ist nothwendig gottbegeistert und seine Werke erwecken oder beleben den Funken des Göttlichen in unserer Brust; aber er muß uns nur erfreuen wollen oder doch — nur dieses zu wollen uns merken lassen, und es dann ganz und gar dem Zauber der Schönheit überlassen, uns zur Liebe, zur völligen Hingebung an das Göttliche zu begeistern. Hier aber hören und sehen wir immer den katholischen Pulprediger, und zur Hauptfrage für den Leser wird hierdurch, ob die Darstellung dem ihr äußerlichen Endzweck entspricht. Das Schöne wird zum Mittel herabgesetzt, statt sich uns als Selbstzweck darzustellen.

Die zur Erbauung geschriebene, jedoch nicht immer erbauliche Geschichte hat aber folgenden Verlauf:

Ein junger Gutsbesitzer der Bretagne, Namens *Amaury*, auf dem Lande zum lebenskräftigen Jüngling erwachsen, lernt *Amélie de Liniers* kennen, die anmuthige, stillfreundliche Tochter eines Atabelligen, der während Buonapartes Consulats sich auf sein Familiengut zurückgezogen hatte. Es bildete sich ein stilles Einverständnis; aber *Amaury* genügt nicht das bescheidene Stück, das sich ihm darbietet. Er möchte die große Welt kennen lernen und sich eine Auszeichnung in derselben erklämpfen. Die Verbindung mit *Amélie* wird auf zwei Jahre hinausgeschoben und eine Bekanntschaft mit dem *Marquis de Couën* angeknüpft, der mit anderen Atabelligen und *Georges Cadoual* gegen den ersten Consul conspirirt. Die Marquise, eine geborene Irländerin, lebenswürdig und schwärmerisch, in Unschuld vertrauend und durch Religiosität und den Adel ihrer schönen Seele über das Weltliche erhaben, fesselt, ohne es zu wissen, den jungen Mann, und überstrahlt seine erste Liebe. Dem *Marquis* bei den Vorbereitungen zur Ausführung seines Verschwörungsplanes behülftlich, wird *Amaury* ihm unentbehrlich und verläßt nur sehr selten sein Schloß. Aber der *Marquis*, durch seine Umtriebe verdächtigt, wird nach Paris in ein Gefängniß gebracht; *Amaury* begleitet seine Gattin dahin, um dessen Befreiung zu bewirken. Täglich besucht nun *Amaury* die Marquise, die bei einer Verwandten in einem Frauenkloster wohnt, und fühlt sich immer inniger zu ihr hingezogen, ohne es jedoch zu wagen, ihr seine Liebe zu gestehen. Indessen war schon längst die Sinnlichkeit in ihm erwacht, und des Kampfs und inneren Zwiespaltes müde, giebt er mit einem Male den Widerstand auf und läßt sich von täglich sich erneuernden Verlockungen hinreißen. Hiermit hat aber jener Zwiespalt sich zur schmerzlichsten Feindschaft gesteigert und ein innerer Kampf auf Tod und

Leben zwischen der sinnlichen und der aufstrebenden Natur sich entspannen. Noch steht der letzteren zuwollen der anerzogene kirchliche Glaube bei; aber auch dieser wird durch die sogenannte Philosophie des 18ten Jahrh. und durch Lamarck's dualistische Vorlesungen über Naturgeschichte verdrängt. Als nun vollends auch die Marquise, deren edles Wesen der besseren Natur Amaury's noch Kraft gegeben, Paris verläßt, um ihrem Gatten, der in ein anderes Gefängniß gebracht worden, zu folgen, ist der Zurückgebliebene der völligen Zerrissenheit preisgegeben. Das Bedürfniß, geliebt zu werden und sich geliebt zu wissen, treibt ihn, ein innigeres Verhältniß mit Frau von R., einer Freundin der Marquise, anzuspinnen. Diese Freundin, in bloß conventioneller Ehe lebend, fählt zwar das Ungenügen derselben, ist dabei aber zu besonnen, um Amaury zur Ueberschreitung der gesetzlichen Schranken Veranlassung zu geben, und so wird derselbe mehrere Jahre hindurch hin- und hergeworfen zwischen unbefriedigtem Liebesverlangen, stets neuverlockender, entwürdigender Sinnlichkeit und nie erlöschender Liebeserinnerung an die idealische Marquise.

In dieser tiefsten Bedrängniß ergreift er, wie ein Schiffbrüchiger auf stürmischem Meere, die letzten Trümmer seines gescheiterten Fahrzeuges; er nimmt seine Zuflucht zum Gebet und zu den geistlichen Schriften, mit denen er durch die Marquise bekannt worden. Noch oft fällt er zurück; aber jeder Fall lehrt ihn tiefer das Bedürfniß des göttlichen Beistandes kennen und empfinden, und — der Roman wird immer mehr zur Bekehrungs- und Bußpredigt. Amaury hatte der Marquise versprochen, ihr und ihrem Gatten, dem als Staatsgefangenen Orleans zum Aufenthalt angewiesen, in Bälde zu folgen, und es ist leise angebeutet, daß der Schmerz über sein Nichtkommen an ihres Lebens Blüthe zehrt. Nach einigen Jahren führen die Angelegenheiten ihres Mannes sie nach Paris zurück, und hier sagt sie auf einem Spaziergange zu Amaury: „Es giebt einen Tag im Leben der „Seele, an dem man dreißig Jahre alt geworden. Dann erscheinen uns „die Dinge als das, was sie wirklich sind. Jenes Wahngewand (illusion), „das wie ein schöner lichtblauer Vogel vor uns hergefollert und immer „weiter sich zurückgezogen, um uns zu locken, immer weiter ihm zu folgen, — wenn es uns recht in der Mitte des Waldes, recht verwickelt in „Disteln und Dornen sieht, — entflucht mit einem Male, und wir gewahren es nur mehr aus der Ferne in einzelnen Augenblicken am Himmel, wo es, als Stern gefestigt, uns zu ihm zu kommen einladet! Lebte „man dann auch noch dreißig Jahre und noch abermals dreißig auf dieser „Erde, immer bleibt es dasselbe — und das Beste ist dann, — zu sterben, — wenn es Gott so gefällt, bevor man jene Einfeldigkeit erschöpft hat.“ — Störend, aber charakteristisch ist der Zusatz: „Man

„wieb auf diese Weise den Zurückbleibenden n ä h l i c h e r, weil man — für „sie beten kann. .“ Die Geschichte selbst erreicht aber ihren Höhepunkt durch das Zusammentreffen Amaury's mit Amélie de Liniers und Frau v. R. bei der Marquise, durch welches ihm die Eitelkeit seines bisherigen Lebens, die Unwahrheit seiner Verhältnisse und die Zerissenheit seines inneren Wesens anschaulich vor die Seele tritt.

Als nun auch die Verschwörung des Georges Caboudal, in die er sich verflechten lassen, scheitert, wird durch Bekanntschaft mit dem Abbé Carro das bereits erwachte religiöse Bedürfnis in ihm gesteigert und er vertieft sich in die katholischen Erbauungsschriften des vorigen Jahrhunderts, in die Werke eines Hamon, Hervé, Fenelon, Saint-Martin u. Ahd. Noch einmal zwar schlägt die weltliche Ehrfucht in Flammen auf und er will an dem Kampfe gegen Rußland Theil nehmen. Da begegnet ihm auf der Reise zur Armee die Kunde des bereits von Frankreich erfochtenen Sieges und nun ist seine Bekehrung vollbracht. Er geht — in's Seminar, dessen Einrichtung Hr. Sainte-Beuve weitläufig und — langweilig beschreibt, — und wird — Priester und Missionar, nicht weil er sich auf wissenschaftlichem Wege von der Alleinwahrheit des röm. kathol. Glaubens überzeugt hätte, „er fühlte kein besonderes Bedürfnis darnach,“ — sondern weil er nur in den Uebungen dieser Kirche einen Anhalt für seine Seele, und in dem Berufe eines Priesters und Missionars eine würdige Bestimmung seines thatdürstigen und ich möchte sagen liebeftüchtigen Herzens findet. „Lieben, für diejenigen „beten, die man liebt, auf Erden Gutes thun mit Beziehung auf be- „weinte Abgeschiedene, auf geliebte Schatten und ihre anderweitige Ge- „nugthuung, ein glühendes de Profundis für diejenigen sprechen, die „man einen Augenblick gefaßt hat, in allen Dingen in kindlichem und „brüderlichem Geiste leben, auch ohne Zögern das Böse verabscheuen, aber „ohne Bitterkeit gegen die Sünde (le peché?) an die Gnade von oben „und an die Freiheit in uns glauben, — dies ist ihm das ganze inner- „lichste (intime) Christenthum.“ —

Dies Christenthum will Amaury den Wilden Nord-Amerika's ver-
stünden und nur noch einmal seinen Geburtsort besuchen.

Indessen war der Marquis der Haft entlassen, Frau v. R. mit einem Male eine glückliche Gattin, Amélie de Liniers Braut geworden. Als nun Amaury, von seinem Geburtsorte scheidend, auch noch von dem nahen Schlosse des Marquis auf immer Abschied nehmen will, findet er daselbst — die sterbende Marquise! Ihm nun legt sie ihre letzte Weihe ab, von ihm empfängt sie die letzten Sacramente, — er geleitet sie zu Grabe. Was sie in jenem letzten, hehren Augenblick, — in dem sie als eine schon von der

Welt und ihren Verhältnissen Geschiedene, als ein freies Himmelswesen Gott nahend — seinem Priester vertraut, dies bleibt mit Recht den sieben Siegeln des Beichtgeheimnisses verschlossen. Soviel kann jedoch der Leser aus der ganzen Geschichte entnehmen, daß, als *Amury* das Schiff bestieg, um nach der neuen Welt überzuschiffen, er fortan sein Leben nur mehr als Vorbereitung ansehen konnte, um würdig zu werden, einst — verklärt — der schönen Seele zu folgen, die auch auf Erden nie des Himmels Klarheit verlassen hatte. Mit *Petrarca* konnte er sagen:

Non la conobbe il mondo mentre l'ebbe:
Conobil' io, c' a pianger qui rimasi. —

6.

(*P e t t i n a .*)

Ich habe Sie, verehrte Freundin, in meinem letzten Briefe auf *Saint-Euve's* Roman (*Volupté*) aufmerksam gemacht, nicht weil ich dieses neueste Werk des geistreichen Belletristen für schön oder besonders geistreich halte, sondern weil es mir charakteristisch für die jetzige Stimmung der sogenannten guten Gesellschaft in Frankreich zu sein scheint. Indem ich Ihnen nun den Inhalt jenes Roman's bereits angedeutet, habe ich zugleich die Verpflichtung übernommen, Ihnen die Gründe näher anzuführen, warum ich gerade diese Schrift für charakteristisch halte. Wenn ich aber eine so lange Zeit habe verstreichen lassen, bevor ich mich einer so angenehmen Verpflichtung entledige, so werden Sie mir nicht zürnen, wenn ich Ihnen gestehe, daß *Göthe's* Briefwechsel mit einem Kinde auch mich, wie so viele Andere, mit unwiderstehlicher Gewalt in seine magischen Kreise gebannt und mir auf lange die Lust benommen, bei den keinesweges zauberischen, sondern durchweg mehr oder minder gekünstelten Werken des Auslandes zu verweilen. Es lebt in jenen Briefen ein so poetischer Geist, die Poesie ist in jenem Kinde so durchaus sein Leben geworden, daß man im innersten Gemüthe davon ergriffen wird, und wir selbst noch Tiefen in uns gewahr werden, die uns bis dahin verborgen geblieben, oder über welche, erlauben Sie mir das Wort, schon längst das Gras gewachsen ist. War es mir doch, wenn ich mich in jene Blätter der Liebe versenkte, als schaute ich in den Urquell jener Dichtung, die nichts Anderes ist als die Wahrheit einer schöneren Welt, — als hörte ich ihn hervorsprudeln aus einem Kranze leben-

diger Blumen, die sinnend und sehrend sich hinabneigten in die aufperrende Fluth. Kein Wort, das nicht lebte, kein Gedanke, der nicht das Gepräge der Ursprünglichkeit trüge, kein Gefühl, das nicht die Weihe überschwänglicher Liebe empfangen!

Wie Petrarca im Säufeln jedes Blattes, im sanften Wehen jedes Lüftchens den Namen seiner Geliebten vernimmt, wie er jedes, auch das unbedeutendste, Begegniß zur Verkündigung, zur Verherrlichung seiner unsterblichen Liebe dienen läßt, auf ähnliche Weise offenbaren jene Briefe des Kindes den unerschöpflichen Reichthum eines in Liebe trunkenen Herzens. So ist das Kind ein weiblicher Petrarca, und dieser Petrarca ist ein deutsches Kind, ein ganz in Liebe aufgehendes, ganz von höherer Naturbegeisterung durchdrungenes, deutsches Dichterherz. Die Sonette des großen Italieners sind kunstreich getriebene Blumen von gutem Golde; aber die Briefe des deutschen Kindes sind natürlich gewachsene, schlichtgeblätterte Immortellen. Jene gewähren uns reichen Genuß, wie schöne, oft tiefempfundene, oft geistreich spielende Gedanken mit zierlichen Lettern auf milchweißes Papier gedruckt; — des Kindes Herzenergießungen ergreifen uns wie das lebendige Wort, das aus vollem Herzen strömt, das ein freundlicher Mund zu uns spricht, das ein seelenvolles Auge uns bekräftiget. Petrarca ist immer Herr seiner Gefühle; es drängt ihn, sie in der schönsten Gestalt als sein Bestes auf dem Altar der Liebe zum Opfer darzubringen, und darum sind seine Dichtungen Kunstwerke, die ihn und seine Liebe verewigen. Aber das Kind gehört einem Herrn, und dieser Herr ist ein Genius, der das Kind bald an seiner Hand über blumige Auen führt, bald es auf den Flügeln der Begeisterung mit sich fortreißt in überirdische Gefilde, in den blauen Aether, in die Welt der Gestirne, wo es dem Gesange der Sphären lauscht und uns dann einzelne Accorde, die es vernommen, lispelnd wiederholt, fast erschreckend vor der wunderbaren Rede, die seinen Lippen entströmt, und deren Tiefen es selbst kaum erfaßt. . . Petrarca zeigt sich uns nur gleichsam im Silberblicke seines von Liebe durchglühten Wesens, und wir sehen nur den feierlich gestimmten, lorbeergekrönten Dichter. Das Kind ist ganz Kind; es trägt kein Bedenken, wie Gott es erschaffen vor unsern Augen zu spielen, eben weil es nicht gekostet hat vom Baume der falschen Erkenntniß, ja selbst noch nicht einmal weiß von einem Verbote, davon zu kosten, da es eines solchen Verbotes nicht bedarf.

Beide — Petrarca und das Kind — stehen auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit; aber in Petrarca erhebt sich eine reichbegabte Natur zu jener kunstvollen Gestalt, nach welcher die Bildung seines Jahrhunderts gestrebt; in unserem deutschen Kinde hingegen kehrt der Geist seiner

Zeit zur Natur, zur nativen Ursprünglichkeit zurück, und verschmäht es, die köstlichen Früchte uns in künstlich gearbeiteten Schalen darzureichen, sondern führt uns hin zu des „Lebens goldenem Baume“, von dessen immergrünen Zweigen uns die Früchte in duftiger Frische entgegenlachen.

Darin aber sind uns Beide gleich werth, daß in Beiden sich die göttliche Macht der Liebe auf das Ergreifendste offenbart; daß Beide den wunderbaren Reichthum des Herzens in eben so reizenden als rührenden Gestaltungen entfalten. Selig das Weib, selig der Mann, der eine solche Liebe zu erwecken und ein ganzes Leben hindurch wach zu erhalten vermochte! Selig auch der Mann, und selig das weibliche Kind, dessen Herz von solcher Liebe so lange leben konnte, dessen Seele reich und stark genug war, solche Liebe in sich zu nähren und groß werden zu lassen!

Wer aber die Briefe des deutschen Kindes an den deutschen Dichter und Denker gelesen und dann noch, wie jener mit dreifacher Krone stolzirende Kritiker *), zu behaupten sich vermißt, jener so überschwänglich geliebte Mann sei nur ein Selbstling gewesen, der muß doch wohl jeglichen Verständniß der Liebe ermangeln. Alles Lieben ist ein Ergreifen, ein Durchdringen, ein inniges Erkennen des Geliebten. Darum erkennt auch niemand den Sohn, sein Herz und sein eigenstes Selbst tiefer und vollständiger als die Mutter, die ihn erst unter, dann ihr Leben lang in ihrem Herzen getragen, und nächst ihr — jenes Wesen, dessen Herz ganz Gefühl ist für der lebenden Mutter Sohn, — dessen Seele ganz Gluth und Empfindung ist für alle Regungen seiner Seele, dessen Geist ganz Sinn und Bernehmen ist für alle Eigenthümlichkeiten des Geliebten.

Darum werden gewiß auch Sie, verehrte Freundin, mir ganz beipflichten, wenn ich annehme, daß demjenigen das Licht der Liebe noch nicht aufgegangen sein kann, der in Göthe's ganzem Dasein und Wirken und Streben nur Selbstsucht zu finden weiß. Wer von seiner Mutter, die so lieben konnte wie Göthe's Mutter**), so innig geliebt worden bis in den Tod, wer, wie Göthe, mit so dauernder Inbrunst, wer so un-

*) Sie errathen nicht, daß ich damit den Herausgeber des Litteraturblattes zum Morgenblatte bezeichnen will, der, gewöhnt ans Apathetisiren und Kanonisiren, erst kürzlich wieder in Nr. 68 von seiner Machtvollkommenheit Gebrauch gemacht, um Göthe'n zu diabolisiren, während er Uhland unter die Heiligen versetzt.

**) Sehen Sie nur die unsäglich rührende und großartige Erzählung von ihrer Liebe zu Karl VII. im Briefwechsel II. S. 268 ff.

endlich von einem Wesen geliebt worden, das selbst wieder und eben darum von dessen Mutter wie eine Tochter werth gehalten, — in dem konnte fürwahr dasjenige nicht fehlen, wodurch der Mensch erst wahrhaft lebenswürdig wird, ohne welches er nur eine tönende Schelle, aber nicht seiner Mutter so innig geliebter Sohn, nicht des Kindes Liebe, nicht ein solcher Dichter gewesen wäre! — Gewiß aber werden Sie, theure Freundin, es auch billigen, wenn ich nicht länger mehr bei einer lieblosen Herabsetzung des großen Dichters verweile, der, wie aus nicht wenigen Antworten an das liebende Kind zu entnehmen ist *), die Liebe desselben gewiß in seinem tiefsten Herzen empfunden und als das kostbarste Kleinod, das die Huld der Götter ihm zugetheilt, mit hinüber genommen hat! . . .

Ja, auf Jenseits weist und führt die Liebe des Kindes, wie Petrarca's Liebe, uns hin, und nur die heilige Gewißheit ewiger Währung und stetiger Verkürzung, die wie ein goldener Faden alle Liebesblumen der beiden Dichterseelen zu zwei unverwelklichen Kränzen für ihre Geliebten flicht, vermag die Wehmuth zu lindern, die uns von Blatt zu Blatt begleitet. Nur die Himmelfahrt verfährt uns mit den Leiden am Kreuze, und die irdische Dornenkrone müßte unser Haupt unheilbar verwunden, wenn wir nicht an ihre Verwandlung in einen himmlischen Rosenkranz glaubten. So dürfen, so müssen wir auch glauben, daß eine solche Liebe, die inmitten ihrer Sehnsuchtswonne — doch nur ein stetes Leiden, ein schmerzliches Entbehren war, ihre Hochzeit in jenem höheren Dasein feiern wird, an das sie mit heiliger Gewißheit glaubte, von dem sie selbst durch ihren Sieg über Zeit und jede irdische Schranke ein feierliches Zeugniß giebt! So bezeugt die verduftende Blume auf rauher finsterner Erde das Dasein jener fernen Sonne, in deren Lichtstrahl sie erwachsen. So weissagen die tausend Dornen und Blätter des aufschießenden Stammes das selige Geheimniß der Rose, die ein künftiger Frühling an das freundliche, lieblosende Tageslicht rufen wird. Zwanzig lange Jahre hindurch häufte Keppler Zahlen auf Zahlen, um den Einklang in den Gestirnen wieder zu finden, den er selbst in tiefster Seele trug. Und er fand, was er suchte, und er suchte, weil er innig glaubte, und er glaubte, weil das Zukünftige schon in ihm verborgen lebte. Ich frage Sie aber, theure Freundin, wird der große Weltkünstler und Weltbeglückter weniger verherrlicht durch den Einklang und die selige Vereinigung liebender Seelen, die in vielfach verschlungenen, weitreichenden Bahnen dem Geliebten zustreben, als durch den Einklang wandelnder Gestirne,

**) Vergl. Sic nur II. S. 58. 83 ff. 87. 166. 175. 218.

die um ihre Sonne kreisen? Doch nein, ich frage Sie nicht; denn auch Ihnen ist der Mensch der Schöpfung Krone und Liebe, reine, freie, treue Liebe, der schönste, köstlichste Edelstein in dieser Krone. Sie glauben darum auch mit mir an jene schöne Zukunft, deren Weissagung ich in den Liebesliedern Petrarca's und in den Liebesbriefen des deutschen Kindes finde, und Sie zürnen mir nicht, wenn diese Briefe mich so lange abgehalten, mein Versprechen zu erfüllen, und selbst jetzt noch mir zur Veranlassung geworden, was ich Ihnen über die Bedeutung des Romans von Sainte-Beuve zu sagen habe, meinem nächsten Briefe vorzubehalten.

7.

(Sainte-Beuve.)

Wenn ich nun doch endlich mich von unserem Deutschland — und seiner naiven, oft armen, aber immer seligen Schwärmerei losreise, um Sie, verehete Freundin, nach Frankreich, d. h. nach Paris, zu begleiten, dann kann ich mich eines eigenthümlich schmerzlichen Gefühles nicht erwehren. Kommt mir jene Hauptstadt doch immer vor, wie das Staats- und Gesellschaftszimmer der französischen Nation, wo sich die schöne Gesellschaft des Reiches versammelt, deren Gespräche dann als schöne Litteratur für die Gesellschaft selbst und nebenbei auch für die Provinzen — und das Ausland in Druck gegeben werden. Wohl hat jedes Mitglied jener Assembles gar mancherlei häuslichen Kummer, gar manchen geheimen Gram; aber alle suchen heiter und reich und glücklich zu scheinen, und sprechen vom Unglück wie von einem äußerlichen Gegenstande; wenn auch einzelne Züge des Antlitzes den mühsam unterdrückten Schmerz verrathen, und die bewegte Stimme zuweilen Zeugniß giebt von den zurückgehaltenen Thränen!

Dies giebt dem Ganzen für mich jenes — ich möchte sagen — freiwillig gezwungene Ansehen, jenen tragisch-schönen Charakter, die mein Gemüth zu einer ganz besonderen Wehmuth stimmen. Es bringt mir dies in Erinnerung, daß ich auch in meinen Jugendjahren gerade auf den glänzendsten Bällen durch die allgemeine scheinbare Lustigkeit und die aufregendsten Tanzmelodien nicht selten unwiderstehlich in einen Strudel unaussprechlicher Traurigkeit hinabgezogen wurde. Es kam mir dann vor, als sei all' der Glanz und Freudenrausch nur eine flüchtige Täuschung, nur die schimmernde Hülle, welche meinen Augen so manchen

tief nagenden Schmerz, so manches wunde Herz verbergen wollte! Und in der That, die Wirklichkeit, so weit ich sie in spätern Jahren kennen gelernt, hat meine dunkle, unbestimmte Ahnung nur zu sehr bestätigt. Eben so hat das Studium des französischen Nationallebens und seiner Geschichte mir es mehr als bloß wahrscheinlich gemacht, daß der Schmerz, den der Hinblick auf die französische Litteratur in mir erregt, nur Wiederhall ist der mannichfaltigen Leiden, die das Herz jener Nation durchsuchen. Wollten Sie, verehrte Freundin, mir für so ernste, fast schwermüthige Betrachtungen einige Augenblicke Ihre geneigte Aufmerksamkeit schenken, dann würde ich versuchen, Ihnen in Kürze anzudeuten, was sich mir als Ursache jener Leiden dargestellt.

Da ich tief empfinde, welches Glück es ist, sein inneres Leben auch in einer ursprünglichen, durch und durch lebendigen Sprache Anderen mittheilen zu können, so möchte ich vom reinmenschlichen Gefühle aus es gleich als das erste Unglück, welches unser Nachbarvolk betroffen, ansehen, daß es schon in den ersten Kinderjahren, nachdem es kaum in seiner Muttersprache zu plaudern angefangen, unter die Zuchttrühe einer fremden, strengen Gouvernante gerathen, deren Sprache zu reden es so anhaltend sich genöthigt gefunden, daß es die eigene darüber vergessen. Eine so von außen her angenommene Sprache ist aber immer nur wie das in einen wilden Stamm verwachsende Pfropfreis eines fremden Fruchtbaumes. Des Stammes und des Reises Leben durchbringen und vereinigen sich nie vollkommen; die angenommene Sprache bleibt der bildenden Seele des Volkes immer mehr oder weniger etwas Aeußerliches, Zufälliges und Undurchbringliches.

Als dann jene fremde Gouvernante, — Sie errathen leicht, daß ich darunter das weltüberobende Rom gemeint, — als sie aus Altersschwäche ihre Herrschaft über die Gallier nicht mehr behaupten konnte, da bemächtigten sich bald wieder fremde Eroberer des jungen Volkes, und wieder wurde es in freier, selbsteigener Entwicklung und Bildung gehindert. Das alte Rom war indessen, wie man zu sagen pflegt, fromm — in Wahrheit aber mehr abergläubisch und fanatisch als wirklich fromm geworden. Es faßte nun sein Schwert bei der Spitze und pflanzte es als Kreuz in das Frankenreich, jedoch mit dem heimlichen Vorbehalte, es demnächst abermals umzukehren, wenn die Zeiten gekommen sein würden, sich zum andern Male der Weltherrschaft zu bemächtigen. Zuerst aber brachte es dem jungen Volke ein auf fremdem, altem Stamme erwachsenes Kirchenwesen, und seine geistlichen Krieger verbanden sich mit den weltlichen Eroberern und breiteten allmählig ihre Herrschaft so unaufhaltsam aus, daß sie nach einigen Jahrhunderten sogar ihre weltlichen

Verbündeten sich dienstbar zu machen unternehmen konnten. Als daher in der Folge ein Theil des Volkes seines eigenen Glaubens leben wollte, predigten die neuen Römlinge das Kreuz, d. h. das Schwert, gegen die freihelddürstenden Kirchenknechte, die dann bald den Doppelstreichen des geistlichen und weltlichen Schwertes erlagen. Und jedesmal, wenn in spätern Jahrhunderten die Sklaven der Kirche das Joch des Kreuzschwertes abschütteln, und Gott nach ihrem Gewissen, aber auf andere als die befohlene Weise anbeten wollten, übten die geistlichen Herren gemeinsamer Hand stets gleiche Gewaltthat.

Waren aber die zwieschlechtigen Gewalthaber stets vereinigt zur Unterdrückung jeder freien religiösen Regung, so zerfielen sie doch immer von neuem, wenn sich die beiderseitigen Strebungen nach Alleinherrschaft begegneten. Da indessen die weltlichen Herren auch die weltlich Stärksten waren, so schmiegeten sich die Römlinge unter die zeitliche Uebermacht, und verläugneten, so weit es die Noth erheischte, ihren römischen Oberherrn. Die Könige hingegen, die der geistlichen Hülfe bedurften, um das Volk in der Gewohnheit des leidenden Gehorsams zu erhalten, heuchelten mit Worten eine Ehrerbietung, die sie durch Thaten vielfach verläugneten.

So kam über unsere Nachbarn durch die eigenthümliche Verschwendung ihrer Lebensverhältnisse das große — vielleicht das größte — Unglück: daß der innere Unfriede sich allmählig bis zur tiefsten Zerrissenheit steigerte, während an der Oberfläche der Schein des guten Einverständnisses erhalten wurde. Das Heilige wurde zur leeren Form, während das Heiligste sich im Innern verbarg. Hierzu kam dann noch, daß Paris schon frühe zur Herrschaft über die Provinzen gelangt war. Hierdurch wurde zwar die nationale Einheit vorbereitet, zugleich aber konnte der Despotismus im Weltlichen wie im Kirchlichen jedes vereinzelte Streben nach Selbstständigkeit vom gewaltigen Mittelpunkte aus unterdrücken.

Wohl können nun vorhandene Kräfte sich zu bethätigen auf eine Zeit lang gehindert, sie selbst jedoch nicht vernichtet werden, und jede gewaltsame Hemmung ihrer natürlichen, rechtmäßigen Aeußerung treibt sie früher oder später zu unwiderstehlicher, gewaltsamer Bethätigung. So gelang es zwar dem geistlich-weltlichen Hofe, die Reformation zu unterdrücken; aber sie kehrte später als Jansenismus wieder, und als auch dieser mit Gewalt ausgerottet werden sollte, durchbrach der empörte Geist in der sogenannten Philosophie des 18ten Jahrhunderts zuletzt alle religiösen Schranken, und unterdrückte dann in der Revolution die alte Zwangkirche auf eben so gewaltsame Weise,

wie diese früher die Reformation bezwungen hatte. Welt aber das Freiheitsstreben immer nur zur Widerseßlichkeit gereizt worden und der Geist seine Kräfte nicht auf positive Fortbildung des religiösen Wesens hinwenden konnte, so kam nach dem Umsturze der alten Kirche nur eine ungeheure Lücke zum Vorschein. Hierdurch fand sich N a p o l e o n veranlaßt, die alte Kirche, so weit es mit seiner unbeschränkten Herrschaft sich vertrug, wieder aufzubauen, während er den Feind dieser Kirche nicht nur in der Litteratur gewähren lassen mußte, sondern in der bürgerlichen Gesetzgebung ihn sogar gegen die Angriffe des alten Klerus in Schutz nahm. Zwar versuchte demnächst die restaurirte alte Dynastie auf alle Weise auch die Gewaltherrschaft der alten Kirche zu restauriren. Gerade hierdurch empörte sie aber auf's tiefste die unglückliche Nation, und es ist jetzt von den einsichtsvolleren Geschichtsforschern zugestanden, daß die altkönigliche Familie hauptsächlich deshalb so leicht entfernt werden konnte, weil sie sich aller — ihr erreichbaren — Mittel bedient hatte, die Religionsfreiheit zu unterdrücken und der Nation eine abgelebte Kirchenform wieder aufzubringen.

Ueberlegen Sie dies Alles, dann werden Sie, verehrte Freundin, gewiß auch mit mir eine Nation beklagen, welche gerade in der heiligsten Angelegenheit des Lebens so viele Jahrhunderte hindurch so harten Druck erfahren, und hierdurch zu keiner Zeit in sich selbst zum Frieden und zu freier Entwicklung gelangen konnte. Wie schon im 12ten Jahrhunderte die kirchgläubigen Franzosen zum Kreuzzuge gegen ihre waldbenischen und albigensischen Brüder aufgefordert, so sollten sie im 16ten die Reformirten an einem Tage meuchlings vernichten; so wurden im 17ten die Hugenotten wie wilde Thiere geheßt, so wurden im 18ten diejenigen verfolgt, die ehrlich genug waren, gegen die römischen Machtsprüche in Glaubenssachen zu protestiren. So nöthigte Gewaltsamkeit Jahrhunderte lang zur Versteckung oder Verstellung, und rief, als das Maß voll war, gleiche Gewaltsamkeit hervor. Mußten Albigenser und Hugenotten sich in Höhlen verstecken, Freidenker geheime Gesellschaften bilden, ihre Schriften im Geheimen drucken oder die im Auslande gedruckten einschwärzen lassen, so mußten, als die Nemesis ihr jüngstes Gericht begann, nun auch die Priester sich vor denen verbergen, die durch jenen Zwangsglauben — ungläubig geworden, und selbst noch unter dem mächtigen Schilde der restaurirten Dynastie konnten die Jesuiten — die Schweizergarde der alten Kirche — sich nur einschleichen, — die Strenggläubigen nur in geheimer Congregation sich in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit bethätigen.

Als dann vollends in der welthistorischen Sullwoche die Nation

auf eine kurze Weile ganz sie selbst sein konnte, mußte die alte Geistlichkeit zwar nicht mehr ins Ausland — aber doch in das Weibthum ihrer Kirche sich flüchten und ihren Zorn über die Zerfahrenheit ihrer Restaurationsversuche in ein gezwungenes Schweigen verstecken. Nun aber zeigte sich erst recht, wie verderblich die so viele Jahrhunderte hindurch fortgesetzte kirchliche Gewaltherrschaft gewirkt. Die bildenden Kräfte waren größtentheils auf den Widerstand verwendet worden, und nun der Widerstand seinen vollen Sieg errungen, war keine neue Kirche zur Aufnahme der Gebildeten vorbereitet. Eilige Versuche mancherlei Art, diesem Mangel zu begegnen, mißglückten; der Strom des losgelassenen, nicht durch eine ausgebildete Religion gebundenen Lebens riß Manche in das Bodenlose mit sich fort, und die so bejammernswerth sich mehrenden Selbstmorde geben nur zu deutlich zu erkennen, daß der alte Glaube seine Bindungskraft verloren, und noch kein zureichendes, lebenskräftiges Band an seine Stelle getreten.

Dies Alles, theure Freundin, mußte ich Ihnen anführen, um Ihnen die Erscheinung jenes Romans begreiflich zu machen, dessen Inhalt mein vorletzter Brief Ihnen anzudeuten versucht hat. Um jedoch dessen Bedeutung vollkommen zu würdigen, dürfen wir nicht vergessen, daß in Frankreich mehr als in jedem anderen Lande die sogenannte schöne Litteratur als der lebendige, unmittelbare Ausdruck der Denkweise und Stimmung der gebildeten Welt anzusehen ist. In Deutschland wird durchgängig aus individuellem Bedürfnisse und, ich möchte sagen — für die Musen selbst gedichtet und geschrieben. In Frankreich, d. h. noch immer — in Paris, sind die belletristischen Schriften unmittelbare Erzeugnisse der Gesellschaft, und stehen dann auch wieder in mehr oder minder wirksamer Beziehung auf deren Bedürfnisse, Wünsche und Strebungen. Unstreitig aber gehört *Sainte-Beuve* zu den ausgezeichneten französischen Schriftstellern, und sein Roman giebt uns daher wohl auch zu erkennen, welche Richtung ein großer Theil der höhern Gesellschaft genommen. Gleich beim ersten Durchblicke dieses Werkes ist der tiefe darin vorherrschende Ernst auffallend, der offenbar durch einen eigenthümlichen Pathos des Verfassers sowohl als des Leserkreises, den dieser vor Augen gehabt, erzeugt worden. Ein dringendes, aus der Tiefe der Seele aufsteigendes Bedürfnis ringt nach Befriedigung. Was diese gewähren zu können scheint, dem wird eifrig nachgestrebt, gleichviel, ob der Weg über Dornen und Disteln führe. So läßt jener gewandte und sonst so besonnene Redekünstler sich von seinem Gegenstande bemeistern, und verliert sich nicht selten in Darstellungen und Erörterungen religiöser, oder auch theologischer Gegenstände, die er uns weder in besonders geist-

reicher noch in anmuthiger Gestalt vorzuführen Bedacht nimmt. Gewiß aber glaubte er dessen ungeachtet auf lebhaftere Theilnahme der Hochgebildeten rechnen zu dürfen, und der große Kreis von Zuhörern, der im laufenden Jahre um mehrere katholische Prediger in der Hauptstadt sich gebildet, berechtigt uns, anzunehmen, daß *Sainte-Beuve* sein Publikum nicht mißverstanden hat.

Diese theilweise Rückkehr zum Kirchlichen scheint mir eine doppelte Veranlassung zu haben.

Während der Restauration nahm der Kampf der Parteien alle Thätigkeit und Aufmerksamkeit in Anspruch. Als nun die Julirevolution den Sieg der bisherigen Opposition auf das Nachdrücklichste entschieden, galt es, der errungenen Freiheit zu genießen. Alle Kräfte waren aufgeregt, und wie nun die Einen sich rückhaltslos in den Strudel der sinnlichen Genüsse stürzten, durchwühlten Andere die geistige Welt, zogen die ganze Vergangenheit, alle Schätze des Auslandes herbei, drangen hastig in alle Tiefen und Abgründe des menschlichen Wesens ein, und stellten nach und nach alles bis dahin noch Gültige in Frage. Alles sollte aus dem Geiste, aus der Freiheit wiedergeboren werden, die allvereinigende Wahrheit sich alsbald finden und zur weltbesiegenden Gewißheit erheben lassen! Man glaubte den Himmel erstürmen, und geschmückt mit dem göttlichen Lorbeer abermals über Europa triumphiren zu können. — Aber die Einen wie die Andern fanden sich in ihren Hoffnungen getäuscht. Die Weltlust verstoßt frühe ihre eifrigsten, nur sich selbst dienenden Bewerber. Die Gotteswissenschaft hingegen fordert langen treuen Liebesdienst, bevor sie dem Unverbrochenen mit bleibendem Genügen lohnt. Wenn aber, wie nunmehr in Frankreich, so manche sanguinische Hoffnungen und allzuhastige Strebungen gescheitert sind, dann bleiben nur drei Auswege offen. Die Kraftbegabten gehen zunächst in sich, prüfen ernstlich die Endzwecke, die sich ihnen darstellen und verdoppeln dann die Anstrengungen, um sich dem fernen Ziele zu nähern. Die Erschöpften aber entfliehen, ihr Leben gewaltsam endend, dem marternenden Gefühle eines glaub-, lieb- und hoffnungsleeren Daseins, und, statt sie geistlich stolz zu verdammen, sollte man sie tief beklagen, wie die Armen, die in langer Winternacht dem schneidenden Winterfroste erliegen. Diejenigen endlich, die, noch zu kräftig, um des Lebens Bürde muthlos abzuschütteln, doch nicht muthig genug sind, um mit spärlichen Lebensmitteln in schmalem Kahne fernen Inseln zuzusteuern, — solche wenden sich dann zur ùck zu dem Hafen, aus dem sie ausgelaufen, und suchen sich die Bedürfnisse auszureben, die sie aus demselben auf das hohe Meer getrieben. Solcher Flüchtlinge nun sind jetzt nicht wenige in Frankreich,

und *Sainte - Beuve* gehört zu denen, die diese Rückkehr in den fast ganz versandeten Hafen gewissermaßen zu rechtfertigen oder zu beschönigen sich bemühen.

Es mag nun allerdings freudig anerkannt werden, daß auch in jenem Romane ein ernstes religiöses Streben sich kund thut, welches in Demuth so manchem Herrlichen des alten Kirchenglaubens huldigt. Zu bedauern bleibt jedoch, daß auch hierbei wieder jene bei unsern Nachbarn vorherrschende Willkür und Oberflächlichkeit sich kund giebt, welche das streng ineinandergefügte System der alten Kirche gutdünklich in Stücke schneidet, und, das ihr zusagende sich aneignend, wieder kirchgläubig geworden zu sein wähnt, während sie in der That nur ihren eigenen Gefühlen und — Wünschen glaubt. . . Doch ich muß schon fürchten, zu ausführlich geworden zu sein, und schließe deshalb, um für diesen Brief mir Ihre Nachsicht zu gewinnen, mit dem Versprechen, daß meine nächste Epistel dem allerdeutschesten und wahrhaft religiösen *Kaienbrevier* unseres innig geliebten und hochverehrten *Leopold Scherer* ausschließlich gewidmet sein soll. —

8.

(Weltpoesie.)

Den Schweizer, den die Noth in die Fremde getrieben, erinnert Alles an seine Heimath; das Aehnlichste wie das Unähnlichste, hohe Berge und Sandwüsten, Paläste und Hütten, der Ruhreigen und eine rauschende Symphonie, — jedes ruft auf eigene Weise das Heimweh hervor, und je weiter er wandert, um so mächtiger wird der schmerzlichsüße Zug. Der Eine nun widersteht diesem Zuge nicht länger und er eilt zurück — in die alte Noth; der Andere, Tüchtigere, verfolgt seine Bahn, ihm gesellt sich das Glück, entgegen kommt die Liebe, und eine zweite weit herrlichere Heimath ist gefunden! Sind wir aber, meine theure Freundin, nicht Alle jetzt solche pilgernde Schweizer? Ist nicht das stolze und demuthsvolle Mittelalter mit seinen erhabenen Domen und seinen zierlichen Heiligenbildern, mit seinen Turnieren und Minneliedern, seinen Ritterschlössern und Klosterzellen wie mit Alpen und Alpenrosen, mit himmel tiefen Seen und seligarmen Sennenhütten geschmückt? Zieht es uns nicht gar oft mit Ulgewalt zurück in jene von hohen Bergen umschlossenen Thäler, in denen der gestirnte Himmel auf den mondbeglänzten Alpen zu ruhen schien? Fürwahr, liebe Freundin! nicht loben, aber auch

nicht tabeln kann ich Diejenigen, die aus den Irren und Wirren der Gegenwart sich in die Vergangenheit flüchten, in welcher fast alle Völker Europa's sich gepflegt und umhegt wußten von einer großartigen Lebensordnung, die vom Himmel sich herabsenkend alle Verhältnisse und Augenblicke des Daseins durchdrang! Wohl kann dem Ebenbilde Gottes in uns nur das Unendliche genügen, und jede noch so weit hinausgerückte Begrenzung wird uns früher oder später zum Kerker, zur schmerzlich einzwängenden Fessel. Aber wir bedürfen doch auch der hegenden Umschränkung, damit wir nicht zerstäuben, nicht zerfließen in das Unendliche, dessen Anblick, wie den des enthüllten Gottes, keines der endlichen Wesen zu ertragen vermag!

In allen Lebenskreisen, in den kleinsten wie in den allergrößten, macht sich daher abwechselnd das Streben nach dem Unbeschränkten und das Bedürfnis der Begrenzung geltend, und gerade in dem Wechselspiele beider Momente unseres Wesens besteht und bewegt sich das Leben des Menschen, der Völker und der Menschheit. Je durchgreifender die Gestaltung, je fester die Bindung, desto gewaltiger und gewaltsamer regt sich die Forderung des Unendlichen; je allgemeiner, je durchgängiger die Zertrümmerung, die Auflösung der ordnenden Schranken, um so lebhafter, um so inniger wird das Sehnen und Streben nach neuer Fassung und Begrenzung des Daseins. Wie aber das Streben nach Befreiung von drückend gewordenen Schranken erst nur einzelne, energische Naturen ergreift, deren Kraftthaten demnächst immer mehrere zum Nachstreben begeistern, so sind es dann auch wieder nur einzelne tiefsinnige Gemüther, in denen der zerstreute Lebensgeist sich sammelt, sich concentrirt, um eine neue Lebensordnung zu gestalten, die jedoch dann erst zu Stande kommen kann, wenn inmitten allgemeiner Zersplitterung und Verwirrung auch das Bedürfnis der Sammlung und Ordnung ein allgemeines geworden.

Ein solches tiefsinniges Gemüth war auch jener Angelus Silesius*), dessen „Eherubinischer Wandersmann“ auch Sie, liebe Freundin, zu den „auserlesenen Büchern von der göttlichen Liebekunst“ zählen, denen jener schlesische „Gottes=Mensch“ seine Dichtungen anzureihen wünschte**). Kirchliche und bürgerliche Kriege durchwütheten damals Europa; Katholiken und Protestanten, Fürsten und Adelige kämpften auf Tod und Leben; fürchterliche geistige Aequinoctialstürme gestatteten nicht, wahrzunehmen, daß bereits der Frühling eines neuen Welt-

*) Johann Scheffler aus Breslau, geb 1624, gest. 1677.

***) S. die Widmung, die Scheffler seiner „heiligen Seelen=Lust“ (Breslau 1657) vorgelegt.

jahres sich überall regte. Selbst jenem tiefgemüthlichen Angelus kam es nicht zum Bewußtsein, daß der beschränkte Geist des alten Jahres sich in ihm mit dem unendlichen Geiste der neuen Zeit kreuzte. Noch war die Zeit der Besinnung und Durchklärung nicht gekommen. Immer tiefer vielmehr rissen überall die Parteilungen ein, womit sich freilich auch das Bedürfniß der innerlichen Sammlung und Einigung steigerte. Ihm verdankt Frankreich seinen Fenelon, das aufgeklärtere England die sternbesäeten Nachtgedanken seines Young, und Pope's geistvolle Versuche über den Menschen.

Indessen breitete das Freiheitsstreben sich immer allgemeiner aus; alle Schranken wurden nach und nach durchbrochen, alle Fesseln durchseilt oder gesprengt. Zahllose Kräfte, Bestrebungen, Bedürfniße und Wünsche, die so lange verschlossen, gehemmt, unterdrückt waren, wurden frei, und an die Stelle der strengen, großartigen früheren Weltordnung schien eine völlige Vereinzelnung und Auflösung treten zu wollen. Es war nicht mehr, wie im vorhergehenden Jahrhundert, ein Kämpfen um besondere Interessen und Ansichten; vielmehr war das ganze menschliche Leben nach und nach in den Streit hineingerissen worden. Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft, Sitten und Rechte, Handel und Wandel, — Alles wurde in die gewaltige Krise verflochten, Alles von umgestaltenden Mächten ergriffen. Wohl versuchten Einzelne hier und dort sich aus der ungeheuren Verwirrung zu sammeln, und Saint-Martin in Frankreich, Novalis in Deutschland erinnern an die verwandten frühern Bestrebungen Fenelon's und des Angelus Silesius. Zunächst aber war noch die Krise im Steigen, und in Göthe's „Faust“ und im Faustischen Byron fand das noch vorherrschende innerste Zerrwürfniß der europäischen Gesellschaft seinen eigenthümlichsten poetischen Ausdruck.

Hier werden Sie, meine nachdenkliche Freundin, mich vielleicht fragen, wie es wohl kommen möge, daß, — wie man jetzt das Leiden der gebildeten Völker zu bezeichnen pflegt, — der „Welt Schmerz“ nur in Deutschland und England, nicht aber in Frankreich auf „weltpoetische“ Weise zu Worte gekommen? Auf diese Frage scheint mir aber nur das verschiedenartige „Weltgeschick“ jener drei Länder die Antwort darzubieten.

In Deutschland ist die kirchliche Reformation zu ihrem Rechte gekommen, und seine Universitäten haben sie fortgesetzt. So ist Religion fortwährend das Grundelement des nationalen Lebens geblieben, und ihr verdanken wir es größtentheils, daß auch die staatsbürgerliche Reformation durchgängig auf friedliche Weise sich ausbreitet. Ebendarum

überschreitet der Gegensatz, der im Faust uns zur Anschauung gebracht worden, nicht den Kreis der Religion. Ausgehend von der göttlichen und unverbrüchlichen Harmonie des Universums, führt der Dichter im Gespräche zwischen Faust und Gretchen uns hin bis zum Gegensatz zwischen natürlicher und offenbarter Religion, um im Schlussworte des ersten Theiles — uns eine Versöhnung ahnen zu lassen, die er im zweiten Theile darzustellen den mühseligen, aber, meiner Ansicht nach, keineswegs gelungenen Versuch gewagt.

In England aber sind die beiden Reformationen auf halbem Wege stehen geblieben und die enthauptete Staatskirche und die feudale Aristokratie zu drückenden Hemmnissen der religiösen und politischen Entwicklung geworden. So ist hier der gedrückte, aber nicht völlig unterdrückbare Lebensgeist einer neuen Weltordnung in immer schärferer Spannung gegen das Außserlichbestehende gerathen, und das Freiheitsstreben hat in Byron sich gegen die gewaltsame Scheinordnung mit großartiger Verwegenheit aufgelehnt. Der gigantische Faust hat sich zum titanischen Cain — potenziert.

Anders als in Deutschland und England gestalteten sich die Verhältnisse in Frankreich. Sowohl die kirchliche als die staatliche Reformation erlag hier der despotischen Gewalt eines verdorbenen Hofes, und die bildenden Kräfte, aus dem Kirchen- und Staatsgebiete verdrängt, sammelten sich auf dem Felde der Litteratur, um den übermächtigen Feind unter stets wechselnden Masken zu bekämpfen. Kirche und Staat wurden erst nur an ihren schadhaftesten Theilen, zuletzt aber in ihren tiefsten Fundamenten angegriffen und zerfressen, und die Feindschaft gegen beide verbreitete sich allmählig von den höhern Ständen bis hinab in die Hefe des Volkes, Was in Deutschland nur Gegensatz, was in England nur Spannung, dies wurde in Frankreich zur unversöhnlichen Feindschaft; der „Welt Schmerz“ wurde „Weltfieber,“ Faust und Cain betratener wiedergeboren die Weltbühne als Mirabeau und Robespierre; Göthe's Weltpos und Byron's Weltlyrik gingen über in das große Welt drama einer vierzigjährigen Umwälzung. In dieser Umwälzung aber erbebten, schwankten, brachen Himmel und Erde; der ganze Mensch wurde in den ungeheuern Pathos mit hineingerissen, die Poesie wurde That, das Weltgedicht ein Weltgericht.

Auf diese Weise, meine theure Freundin! erkläre ich mir, wie es gekommen, daß Göthe und Byron in Frankreich so zahlreiche, so leidenschaftliche Verehrer, aber keinen dritten, oder — wenn Sie lieber wollen, keinen ersten poetischen Consul gefunden; — die Nation selbst war der

eigentliche Triumvir. Daß aber die hier versuchte Erklärung wohl auch die richtige sein dürfte, dies scheint mir dadurch verbürgt zu werden, daß auch die neuesten Lebensäußerungen der drei großen, welthistorischen Nationen sich daraus ableiten lassen.

In Frankreich, wo aus der allgemeinen Solution der mittelalterlichen Weltordnung zunächst nur das Staatswesen sich neu zu gestalten begonnen, ist jetzt Religion das höchste Bedürfniß, und wirklich auch das lebenskräftigste Streben auf Gestaltung einer neuen, den Forderungen der Freiheit und Allgemeinheit genügenden Kirche gerichtet. Tausend und aber Tausend Stimmen bezeugen das erste, und die „Meditationen“ und mehr noch die „Harmonien“ des „melodischen Schwanes“*) sind zugleich der Schwanengefang der verschwindenden frühern Staatsreligion, und die jubelnde Weissagung, das begeisternde Morgenlied der aufsteigenden Lerche, die schon das Licht der Sonne begrüßt, während die übrigen Sänger des Waldes erst das Morgenroth verkünden. Zu diesen letzteren möchte ich unter den Dichtern vorzüglich Alfred de Vigny (in seinen *Élévations*), unter den poetischen Prosaisisten den geistvollen *Ballanche* — und den gemüthreichen *Michelet*, — ja sogar *Ehateaubriand* und *de Lamennais* zählen. — Das Streben nach Gestaltung einer, das ganze Dasein umfassenden, durchbringenden und wieder vereinigenden Kirche hat sich aber bereits in mannichfachen Versuchen kund gethan, die, obgleich noch alle verunglückt, doch alle das Unzureichende der nur äußerlich restaurirten alten Kirche und das Ungenügen mit dem gegenwärtigen Zustande erweisen.

Eben darum hat das geistige Streben in Frankreich jetzt einen welthistorischen Charakter, während es in England zunächst nur eine nationalhistorische Bedeutung ansprechen kann. Die höchste Energie des englischen Volkes scheint nämlich fürs erste nur darauf gerichtet zu sein, die kirchliche und politische Reformation, die auf halbem Wege stehen geblieben war, vollständig durchzuführen, — ein Bestreben, welches zunächst nur als Kampf gegen die anglikanische hohe Geistlichkeit und gegen die feudal-aristokratische Hälfte des Parlaments sich bethätigt. Noch hat England nicht die Höhe weder der französischen Unbeschränktheit noch der deutschen Bildung erstiegen, auf welcher es zur unmittelbaren Theilnahme berufen wäre an der welthistorischen Arbeit des Jahrhunderts, daher selbst *Byron* nur in gewaltfamer Abtrennung von seiner Nation

*) Mit vollem Rechte wird de Lamartine „le cygne mélodieux“ genannt.

und im entschiedensten Gegensatz zu derselben ein europäischer Dichter geworden.

Während aber England noch leidenschaftlich ankämpft gegen veraltete Institutionen, während Frankreich von schmerzlicher Sehnsucht ergriffen ist nach zeitgemäßer, religiöser Fassung seines ungebundenen Lebens, durch welche allein seine staatsbürgerliche Umgestaltung zu einer weisenhaften, geistlichen Wahrheit werden kann, — scheint nur unser ehrwürdiges Deutschland auf einer Stufe der Bildung und Entwicklung angelangt zu sein, auf welcher das Höchste, was der Zeit Noth thut, erzeugt werden kann. Nur die deutsche Nation vereinigt in ihrem Gemüthe jene geistige Unbefangenheit und Vorurtheilsfreiheit, welche die Blüthe der französischen Bildung, und die innige Pietät, die eine Hauptzierde der englischen Nation. Nur Deutschland hat stetig das Christenthum mit allen übrigen Elementen der menschheitlichen Bildung zu vereinigen gestrebt, nur der deutsche Geist hat auf alle erdenkliche Weisen die classische Bildung, den Geist des Orients, die rechtliche Freiheit und die neuere Wissenschaft der Natur, des Geistes und der Geschichte mit der christlichen Religion zu versöhnen und diese zur wahrhaftigen Weltreligion fortzubilden oder richtiger — zu verklären sich zur höchsten Aufgabe des Lebens gemacht.

So ist, wenn mich nicht alle Anzeichen trügen, die deutsche Nation gleichsam guter Hoffnung mit dem Worte des Friedens, mit dem Worte eines neuen Weltbundes, und dieses Wort schwebt schon auf den Lippen seiner gottbegeisterten Dichter und Weisen. Was in Angelus Silesius nur aus weiter Ferne erst wetterleuchtete, was Leibniz nur noch dunkel geahnt, was Lessing, was Herder, Jacobi, Hamann, Kant, Fichte und so viele Andere, jeder auf seine Weise, vorbereitet, was Novalis, was Rückert als nahend verkündet, — was ist es Anders als jenes weltbefriedende Wort der unendlichen Liebe, dessen Europa, dessen die Menschheit harret, um die neue Aera der Humanität zu beginnen. —

Tiefer nun als noch irgend einer der frühern und mitlebenden Dichter scheint eben jener zweite Angelus Silesius, mit welchem ich Sie bekannt zu machen wünschte, von dem Geiste der nahenden Zukunft durchdrungen, und eben darum hoffe ich, daß Sie mir die ernstesten Worte zu Gute halten werden, mit denen ich einleiten zu müssen glaubte, was ich Ihnen aus dem geistlich-schweren und tiefbedeutsamen „Laienbrevier“ unsers Leopold Schefer in meinem nächsten Briefe mitzutheilen gedenke. —

(Leopold Schefer's Laienbrevier *)

Zu den Eigenthümlichkeiten der neuesten Zeit gehört wohl auch das immer allgemeiner werdende Streben, jeden Gegenstand der Betrachtung in dem lebendigen Zusammenhange aufzufassen, aus dem er hervorgegangen, und in den er ergänzend eingetreten. So hat es auch mich getrieben, Ihnen, meine liebe Freundin, die Stelle anzudeuten, welche mir das Laienbrevier in der Weltliteratur einzunehmen scheint. Sie aber möchten noch lieber wissen, welchen Eindruck dieses Werk auf mich gemacht. Dieser Eindruck war nicht ein gleichmäßiger. Mitunter erinnerte es mich daran, wie ich in frühern Jahren am letzten Abend der Charwoche in dem Eölnner Dome zusah, als man die schwarz verhängten Altäre und Bilder der Trauer zu entkleiden und festlich zu schmücken anfing, während auf der Orgel die Probe einer glorreichen Auferstehungsmesse gehalten wurde. Deftter aber verfestete es mich in dieselbe wunderfame Stimmung, die mich einmal ergriffen, als ich an einem stürmischen Tage — mitten im Getriebe hastig durcheinander laufender Geschäftsleute aus der engen Straße den Blick emporgerichtet, und es mir nun vorkam, als schwebe ein blumenumkränztes Duftgewölke dahin, auf welchem in zauberischen Gruppen holbe Genien ruhten, die, den urrewigen Gesang der Sphären wiederholend, des Himmels Frieden auf die Erde zurückbringen möchten.

Ja, liebe Freundin! auch der Sönger unsers Laienbrevier schwingt die Palme des Friedens, und möchte jene selige Eintracht, die so lange nur in dem Wandel der Gestirne wahrzunehmen war, auch in den Herzen, im Geiste der Menschen wieder hervorrufen. Und dieses Streben gerade ist es, durch welches, — mehr als durch eigentlich künstlerische Vollendung seiner Werke, unser Dichter nur durch einen Hinblick auf die Geschichte der Menschheit selbst und ihrer Poesie wahrhaft gewürdigt werden kann.

Als im urweltlichen Morgenlande die nahverwandten, göttlichen Geschlechter der Kurus und Pandus um die Erbfolge stritten, trat in Menschengestalt der höchste Gott zwischen sie und erinnerte daran, wie Alles in Ihm urstände, von Ihm lebe und in Ihn zurückgehe, und Bhagavad = Gita heißt sein unsterblicher Friedensgesang.

*) Berlin, bei Veit u. Comp. 2 Bde. 8. 1835.

Aber kampflustige Stämme zogen in die Fremde, und das einige Weltall schied sich in sterbliche Menschen und unsterbliche Götter. Doch verkehrten noch diese mit jenen, und Homer bewahrte der Nachwelt das Gedächtniß ihres gemeinsamen Lebens.

Immer weiter indes entfernte die Menschheit sich von der göttlichen Heimath, und, des gemeinsamen Ursprunges vergessend, zerfiel sie mit sich selbst und der Gottheit. Auf ewig auseinander fuhren Himmel und Hölle; nur Selbstkraft und Kriegsmuth erstiegen Valhalla, nur Selbstzerknirschung und Schmachterduldung den Himmel; zwischen Natur und Gnade, zwischen Gott und Satan kämpfte, zitterte, sundigte, küßte, glaubte oder verzweifelte der Mensch, — und die Nibelungen und Dante's Divina comoedia bezeugen uns den ungeheuren und unverföhnlichen doppelten Zwiespalt der mittelalterlichen Welt.

Aber schon erhob sich mit Macht das nationale Element, zurück wandte der Geist sich zur classischen, hinaus zur ewig jugendlichen Naturwelt, im eigenen Herzen fand der Mensch das Bedürfniß unbeschränkbarer Versöhnung des gottentstammten Universums. So trat ein heiliges Befriedigungsstreben der unverföhnlichen Feindschaft gegenüber; die Eintracht bekämpfte den Haß und —

„So wird bei wiederholtem Lieben
Der Krieg vom Himmel ausgetrieben *).“

Noch einmal wurden auf gewaltiger Harfe zugleich Hermann und Messias, Valhalla und die Hölle poetisch restaurirt; aber die Harfe zerbrach im Abschiedsturme der alten Zeit, und ein deutscher Frühlingsbote ließ das göttliche Friedenswort ertönen:

„Diesen Kuß der ganzen Welt,
Und die Hölle (soll) nicht mehr sein.“

Des ewigen Hasses Stachel war zerbrochen, und von allen Seiten, aus allen Höhen und Tiefen drängten sich nun die alten Feinde herbei, um sich versöhnen zu lassen von dem befriedenden Liebesgeiste der neuen Zeit.

Von ihm mit unsichtbarer Hand geleitet, hat Göthe seine glorreiche Bahn durchschritten; Novalis und Rückert haben jubelnd seine Ankunft verkündigt, aber mit vollem Bewußtsein, mit ganzer Seele und ganzem Herzen hat Leopold Schefer sich seinem Dienste gewidmet:

*) Aus Knorr von Rosenroth's Uebersetzung der Metra in des Boëthius' Schrift: De consolatione philosophiae.

„Daß Frieden — aus dem Born des All's geflossen —
Auf alle Welt durch ihn zurücker fließt!“ *)

Dies, meine theure Freundin, ist die Stelle, welche ich, Alles reiflich überlegend, dem Sängler des Laienbrevier in meiner Weltanschauung einzuräumen mit Freuden mich genöthigt finde, und versuchen will ich nun, mit des Dichters eigenen Worten Ihnen die leitenden Ideen desselben vorzuführen, damit Sie selbst urtheilen mögen, ob ich zu leicht mich habe nöthigen lassen.

Ich erinnere Sie zuvörderst an des Gottes Worte in jenem uralten indischen Gedichte, dessen ich zuvor gedachte :

— „Die eigne Natur sammelnd, entlass' ich, schaffend, für und für,
Der Geschöpfe Gesammtfügung von selbst; —
An mich geknüpft ist dies All, wie Perlenreih' am Faden hängt;“ —

Und eben dort :

„Von dem der Wesen Ausfluß ist, der ausgespannt dieses All,
Nach seiner Art den anbetend, hin zur Vollendung strebt der Mensch,“ —
— „Der Wesen Gesammtheit“ in sich erst schauend, dann in Ihm, der
„Der Lenker (ist), der Zuschauer, Genießer, Nährer, hohe Herr;
Der Urgeist auch genannt wird — in diesem Leib, der höchste Geist.“ (**)

Und nun beginne ich mit unserm deutschen Sängler:

„Gott selber lebt in diesem Leib der Welt —
Als klarer Geist, lautredend holder Liebe —
Zu seinen Kindern.“ (II. 170.)

Sie, die Liebe, ist „gang
Die Himmlische; wie Geistern, also Menschen,
Und was auf Erden und im Himmel lebt,
Ist Sie der Eine Geist im großen All,
Und Eine Seligkeit gewährt sie Allen!“ (II. 292.)

Sie — „macht die ganze Welt lebendig;“ (I. 144.)

— — — — „ohne Liebe

Fällt dieses große Haus der Welt zusammen,
Ein jedes kleine Haus und jedes Herz.“ (I. 182.)

So ist denn auch „nur Eine Ruh vorhanden, —

Die stille Kraft des Geistes ist sie,
Der in der Welt, doch über aller Welt
Festschwebend, alles Uebel niederhält, —
Und rein die Liebe walten läßt.“ (I. 175.)

— Göttliches zu hören und zu schauen,

Ist aber leicht — „dem,

Der den als Sich erkannt, der in ihm Mensch ist.“ (II. 28.)

*) Laienbrevier. II. S. 83.

***) Bhagavad-gita IX. 8. VII. 7. XVIII. 116. IV. 35. XIII. 22.
(nach Wilh. v. Humboldt's Uebersetzung.)

Aber nicht ein Einzelner, sondern
 „Nur die Menschheit ist der Mensch,“ (II. 23.)
 Und sie „soll Ein Mensch sein,“
 Wie Christus, „als Er. Der Sohn des Gottes. Gott.“
 „Wer Einem ein Glas Wasser reicht, der hat
 Es Gott gereicht. Wer's ihm verweigert, hat
 Gott dürsten lassen; — der nach Liebe dürstet.“ (I. 168.)
 Und „wie viele Male ließe sich
 Noch Christus kreuzigen, um nur noch Einen,
 Den letzten Menschen, den verlorenen Sohn,
 Zu retten, seine Seel' und seinen Leib!
 D'rum spreche keiner nur den Namen Christus,
 Der nicht versuchen will, auch so zu leben, —
 Und Jedem Segliches so hinzugeben!“ (II. 314.)
 Siehst du aber „Götterkirchen zerfallen,“ so klage nicht;
 Denn der sie einschmilzt, ehret Dich; und Dir
 Und Sich errichtet er das neue Werk.“ (II. 124.)

So folgte auf die Verbote Moses erst die Bergpredigt, und
 mit ihr erst

— „Thun sich der Liebe Pforten auf;
 Denn von dem Berge bis in jede Hütte —
 In jedes Herz — in jedes reine Brautbett —
 In jedes Wort — ist wieder weit, weit, weit.
 Dann fangen erst der Liebe Tiefen an,
 Die unaussprechlichen, und nach dem Schaffen
 Der Liebe — dann kommt erst das Leben selbst,
 Das Menschenwürdige, das Reine, Schöne,
 Das Himmlischfrohe auf der alten Erde.“ (II. 351.)
 Und — „die Menschheit, —
 Schon auf dem Weg zur Freiheit, weil sie reiner
 Und edler denkt, und wahrer schaut und lebt —
 Ist auf dem Weg ins Reich der Schönheit, das
 Auf Erden einst erblüht; denn Leibes Schönheit
 Ist nur der Abdruck inn'rer Seelenschönheit.“ (I. 60.)
 „Nur einen Feind noch hat der Mensch auf Erden,
 Den Größten, — seinen Ersten und den Letzten!
 — Es ist des Menschen Bruder . . . der Mensch.
 Und diese Feindschaft löset nur das Wort:
 „Ein Jeder ist des Gottes Kind, und Gott
 Liebt ihn,“ — und „giebst du Menschen, giebst du Gott!“ (II. 81.)
 — D'rum lern' den Einen Spruch:
 „Sei göttlich; denn du bist im Haus des Gottes!
 Sei gut, sonst bist du abscheuwerth und elend!
 Ein Lebes sei mit Freude, was es ist;
 O, Mensch, so sei mit Freude auch ein Mensch!“ (II. 366.)
 „Die Erd' ist nur ein Ruheplatz des Geistes,
 Der in dem All mit heil'ger Liebe schwebt;

Um Gottes willen also lebe göttlich,
Und ruhig, liebevoll, in Seligkeit." (II. 289.)

Denn „wer schon jetzt im hellen Licht der Sonne
Das Große denkt, das Heilige empfindet,
Dem ist die Sonne, ist die Zeit entschwunden,
Und göttlich steht er in der alten Nacht,
Im Zauberglanz der großen Geister alle,
Im warmen, frischen Urquell selbst des Gottes.“ (I. 71.)

„Gedanken sterben nicht. Bist du Gedanke
Geworden, Götten, Lieben, — sage, bist du
Dann nicht der Geist, an den die Welt sich hält,
Die Menschheit, und — auch dort der Abendstern?“ (I. 74.)

„Wißt aber du schon hier ein Wunderbares,
Ein Göttliches besitzen, wie der Mensch
Nur Etwas je besitzen kann, so bitte
Dir ein, nein, siehe, glaube, sage laut:
„Die ganze Welt gehdrt dem Gotte, was ich
In meinen Händen halte, das ist alles
Aus seinen Händen.“ (I. 103.) —

Und „ist der sanfte Geist in dich gezogen,
Der aus der Sonne schweigend großer Arbeit,
Aus Erb' und Lenz, aus Mond- und Sternennacht
Zu deiner Seele spricht, — dann ruhst auch du,
Vollbringst das Gute und erschaffst das Schöne
Und gehst so still auf deinem Erdenwege,
Als wäre deine Seel' aus Mondenlicht,
Als wärst du Eins mit jenem stillen Geist.“ (I. 17.)

So erkenne denn „der Gottheit Geist,
— Der eben waltet, der auch das nur
Mit selbstbeschränkter Allmacht erst hervorbringt,
Was er vollenden will, und diesem Willen
Gemäß nur kann. Erkennst du diesen Geist,
Dann rechne du da draußen überall
Auf ihn, und drinnen in der eignen Brust!
Und wisse klar: er rechnet auch auf dich.
„Und hast du lang' das Gute ausgeübt,
Dann hast du selbst in dir den Gott erfahren; —
Du trägst des Waters Bild, das in dir leuchtet, —
Dann über die Gestirne hoch hinauf, —
Und knüpft die schöne Welt und dich an Ihn;
Du leitest Alles von ihm her und fährest
Auch Alles wiederum zu ihm zurück.
Er war es, der dich selbst in dir gefunden!“ (I. 31. 32.)
„So hält ein Knabe wohl der Kofse Zügel —
Und glaubet seinen Vater stolz zu fahren, —
Indeß Er hinter ihm die Zügel hält,
Dem Kind unmerklich, — daß es frohlich fahre!“ (II. 71.)

Diese kleine Blumenlese, auf welche mich zu beschränken ich mir Gewalt anthun muß, wird hoffentlich genügen, um Sie, meine theure Freundin! zu überzeugen, daß ich nicht durch unsere gemeinsame, tiefgewurzelte Liebe und Verehrung für unsern Leopold mich habe bestimmen lassen, dem neuesten Werke seiner Muse eine so hohe Stelle im großen Dichtergarten der Menschheit einzuräumen. Und doch habe ich bei Auswahl jener Blumen nur diejenigen gepflückt, die, unter vielen, theils anmuthigeren, theils großartigeren Dichtungen *), mir die geeignetsten schienen, Sie auf die höhere, ich möchte sagen weltgeschichtliche Bedeutsamkeit des *Laienbrevier* aufmerksam zu machen.

Der Geist der Humanität, der, erst im vorigen Jahrhundert erwacht, in Herder zu Wort gekommen, ist in Scherer seiner selbst bewußt geworden, und hat sich in seinem tiefsten Grunde als Divinität erfaßt, um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu durchleuchten und zu verklären. Es ist eine Rückwendung und Einkehr in den Ursprung nach dem furchtbarsten, verzweifelnden Schmerz ewig unversöhnlichererspaltung und Verfeindung der Weltwesen; aber es ist keine Rückkehr, die sich von dem Gegensatz abwendet, sondern eine solche, die seine Nothwendigkeit anerkennt, — um der höchsten Seligkeit der Wiedervereinigung willen. Der Gegensatz, sagt uns der Dichter:

„Der Gegensatz gehört zum Menschendasein,
Um uns mit allen Wesen zu verbinden,
Und ihres Wesens theilhaft uns zu machen.
So leben wir im Sinn der ganzen Welt.“ (I. 64.)

So ist denn auch bei unserm weltpriesterlichen Sängers Rückkehr in das urälteste Bewußtsein der All-Einigkeit keine der wesentlichen Vermittelungen vergessen oder übergangen, durch welche das heilige Bedürfniß des allgemeinen Weltfriedens sich erst erzeugt, durch welche allein ihm genügt werden kann.

Wie einem kindlichen Braminen ist unserm Dichter

„Der Geist des schönen All's geworden,“ (I. 1.)
Das „heilig ist und einig, durch und durch.“ (II. 291.)
Und Beten ist ihm: „in das All sich betten,
So wie die Schwalbe fliegt zum Nest.“ (II. 281.)
„Ungebudig“ aber soll der Mensch nicht sein, denn —
— — „Alles wird noch Alles.“ (II. 242.)

*) Wie namentlich *Bd. I. S. 66. 73. 114. 137. 141. 158. 159. 172. 217. 221. 288.* und *Bd. II. S. 10. 54. 72. 99. 101. 103. 148. 157. und 183.*

Nicht minder ist der Geist des wahren Griechenthumes ihm geworden, wenn er das ganze irdische Dasein schön gestaltet und den Menschen durch freie Uebung seiner Kräfte zum inneren Einklange und zum Vollgenusse der Gegenwart führen möchte; wenn er uns daran erinnert, daß

„Wahrer Freude Mutter ist
Besonnenheit — das Götteraug' im Menschen —
Das Alles klar schaut, alles Klare liebt;“ (II. 53.)
Das „sich Beschränkten macht den Meister — und den Menschen.“
(I. 166.)

Wollen Sie dann auch sehen, wie tief und rein er Christi Geist in sich aufgenommen und zur lichtesten Blüthe schöner, heiliger Menschlichkeit entfaltet hat, dann lesen Sie, wie schön er sagt:

„Ein heil'ges Wesen ist, wer diesen Aether
Einathmet! — Keiner ist verachtet,
Den selbst Allvater für sein Kind erkennt,
Wer Ihn darf Vater nennen, und das hört er
Von Allen gern!“ (I. 29.) — Du, sieh in jedem
Menschen — „den Göttersohn, den Götterhaften,“ (I. 147.)
Und „sei der Feinde wahrster Freund! —
Es bittet dich ein Gott in deiner Brust:
Laß nicht von deinen Brüdern ab, mein Kind!“ (I. 126.)
„Laß Keinen Sklaven sein, sonst bist du's mit;
Laß Keinen schlecht sein, sonst verdirbt er dich.“ (I. 143.)
Jeder thue froh das Seine; denn —
— „Alle thun ein unerläßlich Werk.“ (I. 165.)
„Ein Engel ist, — der so lebt, — als schaute Gott ihn immer an.“
(I. 112.)

Und „Geduld, die seligste der Tugenden, —
Allmählig wird sie dein durch Stillesein
Und Tragen, Lieben, Hoffen und Verzeihen.“ (I. 28.)
„Der Menschheit Qual vergessen, macht so selig, —
Wie Weilschen, Bienen und wie Lerchen sind,
Der Menschheit schönes Dasein, schönes Ziel
Vor Augen haben und im Herzen tragen,
Das aber macht den Menschen götterhaft.“ (I. 101.)
Denn „in unsrem Herzen liegt der Werth der Welt;
Wir ziehn durch sie vorüber, wie die Sonne;
So hell wir glänzten und so warm wir strahlten,
So viel wir Blumen aus der Erde lockten —
So schön, so freudevoll war unser Tag.“ (I. 75.)

Sie sehen, liebe Freundin, welch mächtiger Magnet in diesem Werke verborgen liegt, da ich, kaum mit Gewalt von der ersten

Blumenlese ablassend, gleich wieder mich in den reichen Frühling verloren, den unsers Lieblings Muse uns dargeboten. Doch werden Sie, so hoffe ich, meiner Kebseligkeit nicht zürnen, denn auch Sie sind ja Rückert's Meinung:

„Das Herz, es braucht ein zweites Herz,
 Als wie zween Eimer braucht ein Bronnen;
 Getheilte Sonnen nur sind Sonnen; —
 Getheilte Freud' ist doppelt Freude.“ —

Rückblick auf die schöne Litteratur des Jahres 1835.

(Vorgelesen im Museum zu Frankfurt am Main, am 8. Januar 1836.)

Das letzte Wort bei dem Hinscheiden des alten Jahres war ein Wort der Hoffnung auf den kommenden Frühling. Das erste bei dem Aufgang der neuen Sonne sei dem Gedächtniß des abgelaufenen Jahreskreises gewidmet. Die Hoffnung darf frei ihre Flügel entfalten und jauchzend sich aufschwingen in den blauen Himmel der Zukunft. Die Erinnerung hat bedächtigen Schrittes einen abgeschlossenen Zeitraum zu durchwandeln, und ernst und prüfend den Blick auf dessen Ergebnisse zu heften. Und dennoch, wollten wir Alles dessen gedenken, was mit Freude oder Schmerz, was dankbar oder warnend in Erinnerung zu bringen wäre im Tempel der Musen, müßte eine weit längere Frist uns vergönnt sein, als der Rhythmus einer anmuthig wechselnden Unterhaltung gestattet. Nur wenige der denkwürdigsten Erscheinungen auf dem weiten Felde der schönen Litteratur werden wir daher — und auch diese nur flüchtig — berühren, zu solcher Wagniß nur durch die Hoffnung ermunthigt, daß Sie, Verehrteste, mit huldvoller Nachsicht die Mängel der Ausführung mit der Größe der Aufgabe und der Kühnheit des Unternehmens entschuldigen werden.

Beginnen wir nun gleich mit den Briefen eines Kindes, als einer einzig köstlichen Blüthe des deutschen Dichtergartens, dann haben wir wohl am wenigsten in diesem glänzenden Kreise einen Tadel zu gewärtigen. Jenes Kind ist ja in den Mauern dieser Stadt geboren, und seine Briefe sind an Deutschlands größten Dichter, den Frankfurt mit gerechtem Stolge zu seinen Söhnen zählt, gerichtet.

Zwar nicht in gemessener Rede hat sich des Kindes Begeisterung ausgesprochen; aber wer hat noch ein Maß gefordert für das Wirbeln der Lerche, für der Nachtigall Schlag und das Schwirren der lichttrunkenen Schwalbe? — Wie die krysthelle Quelle unaufhaltsam hervorsprudelt, wo des Zauberers Stab die jungfräuliche Erde berührt, so ist dem Herzen des Kindes unrnächtigt ein Strom hochpoetischen Lebens entquollen, als

Himeros, der sehnennden Liebe Gott, ungesehen seine Stirne geküßt. — Und so machtvoll war der Liebe Zug, daß er eine Fülle von Edelsteinen aus der Seele tiefsten Schächten mit sich forttriß, und, dem Kinde unbewußt, sie mit an das Tageslicht strömte. —

Der große Dichter aber, dessen Glanzerscheinung zu so wunderbar schöpferischer Liebe begeistert — er hat nicht blos dem Genius gehuldigt, der dichtend und weisagend sich in den Briefen ihm kund gethan; auch die Liebe des Kindes ist ihm ein unschätzbares Kleinod geworden. Nur wer ihn nicht erkannt, kann eine lebhaftere Erwiederung vermissen. Gehört es denn nicht zu seinem eigensten, unsterblichen Wesen, daß, wenn er auch die Gemüther hinzureißen vermochte, er selbst doch stets in dem Aether harmonischen Lebens gefestet blieb? War es nicht gerade diese in ihm persönlich gewordene Harmonie, die das Kind in ihre Zauberkreise gebannt? Jede wahrhaftige Liebe ist wechselseitige Ergänzung; darum vertheilt der Himmel seine Gaben; darum fühlte das große überreiche Herz des Kindes sich zu dem freien, heiteren Geiste des großen Dichters unwiderstehlich hingezogen; darum waren die Briefe des liebenden Kindes dem Dichter das Liebste, von dem er sich nimmer trennte, dessen er sich täglich von neuem erfreute; — darum wird überall, wo sein Name wird feiernd genannt werden, auch des Kindes Name in schönem Andenken fortleben, und kein Liebender seine Briefe lesen, ohne den Dichter glücklich zu preisen, in dessen Lorbeerkrone auch die Liebe solch' unverwelkliche Rosen geflochten.

Wie aber mit Siegfried's und Chriemhildens Gedächtniß auch der Name des grimmen Hagens auf die Nachwelt übergegangen, so wird auch mit Göthe und Bettinen — jener Todfeind des glorreichen Dichters genannt werden, der mit unauslöschlichem Ingrimme den Abgeschiedenen verfolgt, und der an Dante's Ugolino, wie er immer von neuem seine Zähne in den Schädel Ruggieri's einschlägt, erinnern würde, wenn seine Wuth nur auch als eine gerechte Rache erscheinen könnte.

Mag immerhin Wolfgang Menzel — dies ist der Name jenes leidenschaftlichen Feindes — mag er gegen die Vergötterung Göthe's sich auflehnen, bis zu welcher hier und dort die Bewunderung sich gesteigert; kann denn jemals solche Ueberschätzung die Vertheilung eines Dahingeshiedenen entschuldigen? Und doch nennt Menzel unseren Dichter den „bösen Genius Deutschlands!“ Möge immerhin vor dem nachtheiligen Einflusse, den einige Romane Göthe's ausüben können, gewarnt werden, war nicht auch Göthe ein Sohn seiner Zeit, und ist er nicht auch der Schöpfer Iphigeniens? Wenn ihm aber von scheinbarem Liberalismus zum Vorwurfe gemacht wird, daß er den Kampfplatz der politischen Parteien vermieden, ist es denn liberal, die selbstständige, freie Entwicklung einer

so großen Individualität zu bekräfteln? Geziemt es dem Patrioten, eine Selbstbeschränkung zu tabeln, die dem Vaterlande so kostbare Früchte getragen? — Mag endlich eine im Erwachen begriffene religiösere Stimmung kein volles Genügen finden in den Werken eines Künstlers, den das 18te Jahrhundert erzogen, und der — bei dem erbitterten Kampfe der Theologen sich an den einfachsten, gewissten Gottesgedanken hat genügen lassen — ist denn Shakespeare weniger groß, weil er das Christenthum seiner Zeit nicht in seine unsterblichen Dichtungen verflochten? Sind denn die religiösen Vorstellungen des Kritikers so lichtvoll und erhaben, daß er sich für berechtigt halten durfte zu einem Urtheile über die Glaubensweise eines Dichters und Naturforschers wie Göthe?

Herr Wolfgang Menzel hat im vergangenen Jahre eine Schrift erscheinen lassen, die er den Geist der Geschichte nennt. Wenige Zeilen aus dieser fast durchaus unter aller Kritik stehenden Schrift werden hinreichen zur Beantwortung der eben aufgeworfenen Frage. „Denken wir uns,“ — dies sind Herrn Menzel's eigene Worte, — „denken wir uns eine allgemeine Stillfaction, so wird dennoch hinter diesem Segen der geheime Fluch des Geschickes tückisch lauern, und nach alter Sage werden uns die Götter am furchtbarsten drohen, wenn wir am glücklichsten sind. — So werden die Menschen, alle ihre Kräfte wild austobend in kolossaler Entartung, im allgemeinen Gewürge unter den Schrecken der Natur untergehen,“ und „nur dies“ versichert Herr Menzel, sei „ein würdiger Schluß des großen Heldengebüchtes der Erde.“ — Daß es ihm aber mit dieser Schreckenreligion wirklich Ernst sei, dies hat er im Großen nun seit Jahren schon durch sein wildes „Toben“ gegen Göthe, und im Kleinen noch unlängst durch sein scharfrichterliches, alles Recht und allen Anstand verlegendes — Verfahren gegen einen seiner Jüglinge, den er selbst früher zweimal gekrönt hatte *), auf das bündigste erwiesen. Wirklich hat er hiermit ein, nicht bloß litterarisches, „Gewürg“ eröffnet, welches den letzten Tag der Humanität für unsere Litteratur bald herbeiführen mußte, wenn das Gefühl unseres Volkes für Sitte und Recht minder lebenskräftig wäre. So aber dürfen wir unbesorgt jenen Kritiker und sein Gespenst der Geschichte ihrem unausbleiblichen Gerichte überlassen, und unsre ganze Aufmerksamkeit einem Dichterwerke zuwenden, welches, recht eigentlich aus dem Herzen und Gemüthe deutscher Nation entsprossen, zu den kostbarsten Früchten zu zählen ist, die uns im verfloffenen Jahre gereift sind.

Wie nämlich Deutschlands Frauen auf die Briefe eines Kin-

*) S. Litteraturblatt zum Morgenblatt v. 24. u. 26. Febr. 1834.

des, so dürfen deutsche Männer stolz sein auf das Laienbrevier unseres Leopold Schefer.

Die Liebe, die dort wie ein Springquell aus der Tiefe eines weiblichen Herzens empor zu der Sonne steigt, — senket hier, wie ein goldener Regen, aus dem Aether des Geistes sich sanft und mild auf die Erde herab. Dort drängt sich Blüthe auf Blüthe in bunter Pracht, und die glühenden und schmachenden Blumensterne verhauchen ihre Sehnsucht in berauschenden Düften, und die Däfte zerfließen in ätherisches Licht. Hier sind es lichte Gedanken, die wie duftige Liebesperlen vom Himmel niederthauen, um in die Herzen der Menschen sich einzusenken, und sie zu verklären zu Ebenbildern der himmlischen Sterne. *W e t t i n e* ist stets ein Kind geblieben, auch als ihr Herz in tausend Liebesblüthen sich erschlossen, auch als ihr Geist sich in das Reich der Ideale aufgeschwungen. Aber als *M a n n* ist *Leopold Schefer* mit höchster Freiheit — wieder *Kind* geworden; des Geistes Macht und Reife vereinernd mit des Kindes frommem Sinne und unschuldsvoller Unbefangenheit! So spielt er heiter mit den Blumen und horcht auf ihre leise Liebesprache. Die Bienen, die Käfer und Lerchen sind freundliche Genossen ihm beim großen Abendmahle der Liebe, und gerne lauscht er ihren Reden. Der Morgen- und der Abendstern und Sonne und Mond sind ihm nicht ferne und nicht fremd; sie sind ja Kinder Gottes, wie er selbst, und jauchzen, wie er, dem Allmächtigen zu. Und wo immerdar der kindliche Dichter sich hin mag wenden, in der Armuth Hütte, in den Palast des Reichen, — überall ist er zu Haus und fühlt sich heimisch, und freut sich mit den Frohen, und leidet mit den Leidenden, und weicht die Freude, weicht den Schmerz, und tröpfelt Liebesbalsam auf jede Wunde. Ja selbst dem Bösen, tief Gesunkenen reicht er die Bruderhand, erweckt den schlummernden Gottesfunken in seiner Brust, und lockt und zieht mit liebender Gewalt den selbstsüchtig Abgeschiedenen wieder hinein in die große, die heilige Gemeinschaft des Lebens und Liebens. Denn nicht bloß auf Jenseits lautet ihm die Verheißung eines schönen beseligenden Daseins. Wie ein Kind findet und bildet er hier schon Paradiese, und wie ein Mann bringt er ein in die Geheimnisse des Daseins, löst mit sicherer Hand die tiefsten Räthsel des Daseins, und erweckt und befestigt die Zuversicht ewigen Lebens, die er, „niedertauchend in des Vaters Ewigkeit,“ als die köstliche uns darbringt. So findet er in Allem des Göttlichen Spur, weil „der Geist des schönen „Alls“ ihm geworden,“ der ihn Alles in Gott zu schauen gelehrt. Wie dem *Braminen* ist ihm heilig die allschaffende, allverwandende Weltseele, wie dem *Christen* ist Geduld ihm „die seligste der Tugenden“ und selbst aufopfernde Liebe das Allerheiligste selbst; — wie dem erleuchtetsten

Sohne der Humanität ist ihm Freiheit in allen Sphären des Daseins die unerlässliche Bedingung alles göttlich-menschlichen Strebens und Wirkens und Genießens! —

Fürwahr, eines Jahres rascher Umlauf, der solche Blüten erschloß, der solche Früchte gezeitigt, — ist im Tempel der Musen als ein glücklicher zu feiern, und ein Volk, dessen Herz von solchen Liebesworten überfließt, dessen Geist einen so erhabenen Aufschwung genommen, es hat nichts von den stürmischen Wogen zu befürchten, die von Westen her an seinen Ufern branden.

Beklagen müssen wir zwar, daß zwei reichbegabte Abkömmlinge eines fremden Volkes, die durch ihres Glaubensbekenntnisses Wechsel sich uns anschließen zu wollen geschienen, ja, die wir so gern zu Deutschlands hoffnungsvollsten Söhnen zählen möchten, — beklagen müssen wir, daß Börne und Heine noch immer fortfahren, vom Auslande her die giftigen Pfeile ihres leidenschaftlichen Spottes auf unsere Nation zurückzusenden, und deren guten Namen in der Fremde zu verunglimpfen *). Beklagen müssen wir, daß Börne, von einem Scheinbilde der Freiheit geblendet, und, von dem Dunste eines falschen Patriotismus umnebelt, so manche der schönen Gaben vergeudet, die sich im Sonnenscheine deutschen Geistes ausgebildet hatten! Beklagen müssen wir, daß Heine's kühn anstrebender Geist, vom orgiastischen Taumel des jungen Frankreich's ergriffen, immer von neuem versucht, auch die deutsche Jugend in den Abgrund jener Zerrissenheit hinabzuziehen, die ihm selbst doch das schmerzliche Geständniß abgenöthigt hat, „er sei der Frankste von Allen, und um so bedauernswürdiger, da er wisse, was Gesundheit ist!“ —

Aber nicht wäre die deutsche Nation die gemüthvolle, edle, milde, wenn sie aufhören könnte, mit den Worten ernstster Verwarnung auch die wohlmeinendsten Mahnungen zur Rückkehr den weithin Verirrten zuzurufen, und so wollen auch wir der freudigen Hoffnung uns hingeben, daß wir die erwünschte Versöhnung zu feiern haben, noch ehe die wieder aufsteigende Sonne abermals ihre jährliche Laufbahn vollendet! —

*) Zwar hat Heine, als gegen eine Verunglimpfung, bagegen protestirt, daß man ihn mit Börne zusammen zu stellen und zu nennen pflege, und Börne hat im Reformateur (v. 30. u. 31. Mai v. J.) mit wahrhaft begeistertem Borne jenen Protestanten zermalmt und bei dieser Gelegenheit unvergleichlich schöne Worte über Deutschland gesagt. Die Art und Weise aber, in welcher er unlängst wieder über Göthe sich im Litteraturblatt zum Morgenblatt ausgesprochen, ist wieder eine Verunglimpfung der Nation, die Göthe'n nächst Schiller, als ihren größten Dichter feiert, und so hat Börne nur sich selbst es zuzuschreiben, wenn er wieder Heine'n beigelegt wird.

Nun möchte zwar im Rückblicke auf den kaum abgeschlossenen Jahreskreis noch gar mancher erfreulicher Erscheinungen, aber auch einiger nur zu schmerzlicher Verirrungen zu gedenken sein.

Vor Allem wäre noch an *Rahel's Briefe* zu erinnern, in denen ein reicher, in alle Weltverhältnisse tief eindringender Geist, ein, durch die mannichfaltigsten Leiden schwer geprüftes, aber stets an Allem Großen und Guten und Schönen innig theilnehmendes Gemüth mit der anspruchlosesten Genialität auf ächt weibliche Weise sich entfaltet; — denn, wie lebhaft auch mit fast männlichem Geiste *Rahel* alles ergriff, was als bedeutend in Kunst, Wissenschaft, Leben und Staat ihr entgegentrat, so blieb doch *Liebe*, nach allen Seiten auf die schönste Weise sich bethätigende, ächt weibliche Liebe der goldene Faden, an dem die Tage ihres Lebens wie lichte Perlen sich aufgereiht haben! . .

Zu erinnern wäre noch an so manche schöne Gaben, die unser herrlicher *Müller*, die *Melas* und *Scávola*, die *Anastastus Grün* und *Mosen*, *Chamisso* und *Rühne* und mancher Andere auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt haben. . .

Aber freilich auch zu betrauern hätten wir die, zwar nur vereinzelt, aber darum nicht minder erschreckenden Symptome jenes geistigen Schwindels, — der ein überschwänglich liebendes weibliches Herz in den Wahnsinn des Selbstmordes, — der einen reichausgestatteten Jüngling in Frevel gegen das Heiligste gestürzt, — ein Schwindel, dessen selbst der eblere Genius eines *Wienbarg* auf seinen Feldzügen und Wanderungen sich nicht zu erwehren vermocht hat! . .

Zu lange jedoch, müssen wir fürchten, Ihre gütige Aufmerksamkeit bereits in Anspruch genommen zu haben, und wir eilen, mit einigen allgemeinen Betrachtungen unsern Vortrag zu beschließen.

Unstreitig gehört es gerade zu den erfreulichsten Fortschritten der Bildung, daß die *Kritik* sich auf den wahrhaft humanen Standpunkt zu erheben angefangen. Denn als nothwendig hat sie erkannt, jeden Menschen und seine Thaten und Werke aus dem eigenthümlichen Geiste und Wesen seines Volkes und seiner Zeit, und jedes Volk und jede Zeit aus der Stellung zu begreifen, die das Volk in der Menschheit, und die Zeit in dem Entwicklungsgange derselben einnimmt. Nicht minder ist sie der Pflicht inne geworden, bei Beurtheilung künstlerischer und wissenschaftlicher Leistungen sich jedes Eingriffs in das Weithum der Persönlichkeit zu enthalten, und selbst noch in den Frevelnden den unauslöschlichen Gottesfunken zu ehren, der unter der Asche glimmt. So hat als Richtschnur sie des großen Dichters Wort sich aufgestellt, mit dem er eines Gottes Menschwerdung eingeleitet:

„Soll er strafen, soll er schonen,
Muß er Menschen menschlich sehn!“

Uebersehen wir von diesem Standpunkte aus die mannigfaltigen Erscheinungen, die sich im vergangenen Jahre auf dem Gebiete unserer Litteratur hervorgethan haben, dann werden wir, des vielen Trefflichen, das uns geboten worden, uns erfreuend, manche Verirrung mit dem Schleier der Liebe bedecken, und auch jene Hartherzigen, die selbst keine Nachsicht geübt haben — nur als Unglückliche bedauern, die der Zeit in ihrem raschen Aufschwunge zur Humanität nicht zu folgen vermocht haben, und an die Ueberbleibsel einer früheren Weltgestalt sich festklammern, weil die höhere, schönere, die erst im Werden begriffen, ihrem blöden Auge noch verborgen ist. Sie sehen nicht, daß gerade, was unserer Zeit so hohen Werth und Reiz verleiht — ihr reges Leben und ihr kräftiger Aufschwung — nicht trennbar ist von ihrer Schattenseite. Denn alles Werden ist bedingt durch theilweise Auflösung, und wo diese nicht möglich ist, durch Zerbrechung des früher Gewordenen, Gestalteten. Alle neue Gestaltung ist bedingt durch das Freiwerden gebundener Kräfte. Bevor dann die neue Regel, das neue Maß, die neue Ordnung und höhere Fassung für diese Kräfte gefunden, ist gerade durch die große Freiheit, welche die Umgestaltung bedingt, auch eine größere Möglichkeit ihres Mißbrauchs gegeben. Der Frühling, der die Erde verjüngt, muß die zierlichen Schneekristalle auflösen, und die schügende Knospenhülle muß gesprengt werden, soll die lebendige Blüthe an das Tageslicht kommen. Wo aber Weischen und Rosen sprießen, da können auch Pilze und Nachtschatten aufwachsen, und der vernünftige Landwirth läßt die fröhlich aufkeimende Saat nicht zertreten, um das wenige mitaufschießende Unkraut, das bald von den Fruchthalmen überwachsen wird, auszureuten.

So wollen auch wir mit heiterer Zuversicht auf die Saaten hinschauen, die dem fruchtbaren Boden der Vergangenheit entsprossen, und mit freudiger Hoffnung die Sonne begrüßen, deren Aufgang der zarten Grünung Gedeihen verheißt. Denn aufgethan haben Natur und Geschichte alle ihre Schatzkammern, und eine fast überwältigende Fülle von Samen in die Gegenwart eingestreut. Alles, was in früheren Weltaltern gereift, hat der Geist in sich aufgenommen, um es wiederzugebären zu einer neuen und herrlicheren Weltgestalt. In dem Herzen aber hat sich eine Liebe entzündet, deren Sonne nicht mehr untergeht in ihrem göttlichen Reiche; denn über alle Völker und Kirchen verbreitet sich ihr Licht, und Menschheit ist ihres Lieblings Name.

Mag dann auch in der gewaltigen Aufregung der Kräfte bald hier ein kühnes Streben des rechten Weges verfehlen, oder das rechte Maß

überschreiten, — bald dort das neue Leben und Lieben einem hartnäckigen Widerstande begegnen; — mag von den E i n e n die F r e i h e i t verdammt werden, weil Andere sie zur Verletzung heiliger Ordnung missbrauchen, — von A n d e r e n die O r d n u n g missachtet werden, weil ihre Handhaber sie zuweilen zur Unterdrückung der Freiheit missbrauchen, — das W a h r e, das S c h ö n e und G u t e, sie werden dennoch siegen; — denn wer, so schrieb erhabenschön das K i n d an G ö t t e:

„Wer will der Liebe, wer kann dem Geiste
Grenzen setzen!“

Wir aber können unsere Rede im Hinblick auf die große Zeit, in der wir leben, — nur mit des großen Meisters Worten schließen:

„Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das W e r d e n d e, das ewig wirkt und lebt,
Umsaß' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und, was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.“

Kritische Studien.

1.

(Propylden.)

Wenn Frühlingslüfte wehen, wenn die Sonne emporsteigt, wenn Gewitter sich entladen, dann wird jedes der mannigfaltigen Naturwesen zu eigenthümlicher Thätigkeit, zu verschiedenartiger Rückwirkung erregt. Ebenso in der Menschenwelt, wenn gewaltige Charaktere, große Ereignisse, geniale Geisteswerke sich in ihr hervorthun. Die Mannigfaltigkeit der Rückwirkungen bietet uns gerade den Maßstab für die Macht und Bedeutung des Einwirkenden dar. Daß aber jedes Wesen auf seine, auf eigenthümliche Weise rückwirke, das ist das erste, ursprüngliche Naturrecht; es ist das Recht der Individualität, sich zu äußern, zu verwirklichen, zu behaupten. Wirkt ein anderes Wesen, auf sie ein, so stellt sie ihre Selbstständigkeit wieder her, indem sie solche Einwirkung entweder sich aneignet, oder ganz, oder theilweise wieder ausschleidet — unverändert oder umgewandelt, umgestaltet zu einem eigenthümlichen Erzeugniß. Dieses Recht ist ein heiliges, in so weit die Verwirklichung des gesammten Weltplanes durch Individualitäten und deren Selbstwirksamkeit bedingt ist.

Vor Allem aber ist der Mensch befugt, sich als Selbstwesen anzusehen, und gegen jeden Anderen die Selbstständigkeit und Unverbrüchlichkeit in Anspruch zu nehmen, die er selbst dem Anderen zugesteht. Es ist das Recht seiner Persönlichkeit, sich zu äußern über alles auf ihn Einwirkende; zu erklären, ob es ihm gefalle oder missfalle, ob es ihn erfreue oder verlege, ob es seine Bewunderung oder seinen Unwillen erzeuge. Es ist das uralte Recht, einem jeden Dinge einen Namen zu geben, welcher wieder ausspreche, was das Ding dem Menschen eingerebet.

Insoweit er jedoch nur sich selbst nach seiner unmittelbaren Einzelheit behaupten und bethätigen will, verläßt er den Kreis der bloßen Naturwesen nicht; er bleibt ein Kind, gleichviel, ob er seine Gefühle

und Meinungen in poetischen Briefen — oder in prosaischen Kritiken ausspricht. Innerhalb dieses Kreises der ursprünglichen Natürlichkeit giebt es in der organischen Welt weder Unkraut, noch Ungeziefer. Die Moskito's und die Brenneffeln haben dasselbe Naturrecht, zu stechen und zu brennen, wie die Nachtigall, zu singen und die Rose, zu duften. Auch findet es seine Anerkennung bei dem sinnigen Betrachter, wie bei dem wissenschaftlichen Erforscher der Natur und ihrer im Kleinsten, wie im Größten bewunderungswürdigen Werke und Wirkungen.

Von demselben bloß natürlichen Standpunkte aus angesehen, ist auch die Menschenwelt nur ein Wechselspiel mannigfaltiger Kräfte und Strebungen, und der Karabe hat dasselbe Naturrecht, seine Feinde zu skalpiren, wie der indische Yogy, sich auf Stacheln zu betten. Aus diesem Boden erwächst alles Schaffen und Wirken, alles Bilden und Dichten, welches man, im Unterschiede von dem aus besonnener Ueberlegung hervorgegangen, das naive zu nennen pflegt, und so kann man auch noch die Betrachtungsweise von Thatsachen, Werken und Bildungen eine naive nennen, welche dieselben nur als Naturerzeugnisse erfast. —

Aber das Wesen des Menschen ist nicht bloß instinctive Natur, nicht bloß unmittelbar sich auswirkende Kraft, unaufhaltbar sich ausführender Trieb und unrücksichtlich sich als Einzelheit bethätigendes Selbst.

Der Mensch ist seiner Bestimmung nach nicht bloß Natur, sondern auch Freiwähligkeit, nicht bloß Wirkung, sondern auch Macht über seine Triebe, nicht bloß einzelnes, sondern auch allgemeines Wesen. Wenn er spricht, will er verstanden werden; wenn er verstanden wird, will er auch überzeugen, und je inniger er überzeugt ist, um so eifriger wird er streben, die Andersdenkenden umzuwandeln und sie zu seiner Ueberzeugung herüberzubringen. Dieses Wollen und Streben ist das Adelszeichen seines Wesens, ist das Merkmal seiner höheren Bestimmung. Es ist dasselbe, welches ihn im Wirken und Handeln, im Dichten und Trachten die Uebereinstimmung mit dem Gemeingültigen wünscht, welches ihn schamlich erröthen läßt, wenn er in seiner bloß natürlichen Einzelheit wahrgenommen wird.

Erst durch solches Streben nach dem Gemeinsamen, Allgemeinern, erhebt sich der Mensch aus der unmittelbaren Natur in die Sphäre der Kultur, aus der naiven Daseinsweise in das gebildete Gemeinleben des menschlichen Geschlechtes. — Er erwacht gleichsam zu dem lichten Tage der Sonnenheit; er kömmt zum Bewußtsein des Unterschiedes zwischen bloßer Natur und freier Bildung, zwischen Besondrem und Allgemeinem, zwischen natürlichem Sein und menschlichen Sollen. Dem unmittelbaren Triebe, der selbstlichen Neigung stellt sich das

Ideal gegenüber — im Sittlichen und Rechtlichen, in Kunst und Wissenschaft, in Liebe und Religion. Zwischen beiden, zwischen Sollen und Sein, erwacht, beide vermittelnd, die besonnene, unleidenschaftlich überlegende Vernunft, und leitet und richtet das Gewissen für Wahrheit, für Recht und für Pflicht, den Sinn und Geschmack für das Schöne, das Gefühl für andere, auch fühlende Wesen, und die Begeisterung für das Gute, Erhabene, Heilige. Was die Sonne in der natürlichen, das ist das Licht der Vernunft in der menschlichen Welt. Erst wo dieses scheint, ist der Tag der Menschlichkeit angebrochen; nur wer dieses Gestirn sich zum Führer wählt, wird von ihm mit der hehren menschlichen Würde bekleidet. —

Wenn aber das Bewußtwerden jenes Unterschiedes zwischen Sollen und Sein, zwischen Allgemeinem und Besonderem — nur Ein Moment ist, wie das Erwachen vom Schlafe zum hellen Wachsein, so giebt es dagegen gar viele Stufen vom ganz Einzelnen zum höchst Allgemeinen, wie es viele Farbenübergänge giebt zwischen dem nächtlichen Schwarz und dem reinen, lichterhellen Weiß. Wie nun in der Natur jedes einzelne Wesen sein Naturrecht hat, zu sein und zu wirken, so hat auch in der Geschichte jede Entwicklungsstufe ihr besonderes Recht, das man ihr Kulturrecht nennen könnte. In dem eigentlichen Naturkreise giebt es nur Individuen; die Kultur aber beginnt mit dem Hervortreten eines Gemeinsamen im Gegensatz zu dem bloß Individuellen, Natürlichen. Die Eigenthümlichkeit dieses Gemeinsamen bildet das Charakteristische jeder Kulturstufe. Eben damit kommen sowohl in der Daseinsweise der Einzelnen, als in den Urtheilen über dieselbe, alle die vielfältigen Gegensätze und Widersprüche zum Vorschein, welche das große Gebiet der Geschichte erfüllen; Gegensätze und Widersprüche — zwischen anfänglicher Kultur und ursprünglicher Natur, zwischen gleichzeitiger verschiedenartiger Bildung und zwischen höherer und niederer Kultur. —

Der einzelne, bloß natürliche, noch ungebildete Mensch, — wir kennen als solchen nur das Kind in den ersten Jahren seines Daseins, — besitzt keinen anderen Maßstab zu Beurtheilung der Dinge, als sein eigenes, einzelnes Selbst. Noch aber ist kein Stamm sog. Wilden entdeckt worden, der nicht schon irgend ein Gemeinsames anerkennt. Dieses bildet dann für die einzelnen Mitglieder des Stammes den Common sense derselben, — dasjenige, was Recht hat über die Einzelnen. Sie sind einverstanden über dasselbe, der Verstand eines Jeden weiß es, als das Gemeinsame Aller, und davon abzuweichen ist wieder den gemeinen Menschenverstand. Ebenso haben sie auch einen gemeinschaftlichen Sinn für Wohlgefälliges, Ergößliches, Preiswürdiges, und wer nicht

einstimmt in das Urtheil der Menge, dem mangelt der g e m e i n e M e n s c h e n s i n n .

So ist dem Menschen auf jeder b e s o n d e r e n Kulturstufe das G e m e i n s a m e , das Einzige, schlechthin Gültige, das unbedingt Höchste, Kraft dessen er alles davon Abweichende verwirft, sei nun die Gemeinschaft nur die eines einzelnen Volksstammes, oder dieses oder jenes nationalen oder religiösen Vereines. So hat der Botokude nur Sinn für die botokudische Schönheit; der Grieche hielt jedes anderstrebende Volk für Barbaren; der Offenbarungsgläubige alle Andersglaubenden für Kinder des Satans. So belächelt der einfache Menscheninn in jedem Lande das Gemeinsame anderer Völker, und noch Voltaire, der Chorage des vorgeblich gesunden Menschenverstandes, verspottete das alte Testament und Shakspeare und tausend Andere anderwärts gültige Dinge. So auch hat der sog. gemeine Menschenverstand Jahrhunderte die naiven Dichtungen der Vorzeit verachtet, und die, vielen Millionen viele Jahrhunderte durch, ehrwürdigen Einverständnisse höchstens als C u r i o s i t ä t e n noch eines Blickes gewürdigt. —

Wie aber der Natur und der Individualität — innerhalb ihres Kreises, — ihr n a t ü r l i c h e s , so ist auch der Kultur und jeder ihrer Besonderheiten auf der großen Stufenleiter der Entwicklung ihr g e s c h i c h t l i c h e s Recht zuzugestehen, und so ist uns auch jener beschränkte Menschenverstand achtbar, wo er redlich sein vermeintlich Gemeingütiges als Maßstab bei seinen Urtheilen gebraucht.

Indessen hat die weltgeschichtliche Kultur in der neuesten Zeit eine Stufe erstiegen, auf welcher den höchstgebildeten Nationen ein Stern aufgegangen, der zum erstenmale die ganze Menschheit und ihre Geschichte mit seinem Lichte überstrahlt. Von Stufe zu Stufe hat sich der Geist zu immer weiteren Ausichten, zu immer freieren Ueberblicken erhoben, und, immer weiter auskretend, ist ihm endlich aus dem Verkehre mit allen Völkern und Zeiten das a l l g e m e i n M e n s c h l i c h e zum Bewußtsein gekommen.

Mit diesem Bewußtsein ist ihm aber auch die reine Liebe für sein ganzes Geschlecht und mit dieser Liebe der S i n n für die mannichfaltigen Besonderungen und Entwicklungsstufen desselben geworden. Die frühere Gemeinlichkeit des S t a m m e s , des V o l k e s , des R e i c h e s , der K i r c h e hat sich ihm zur e i n i g e n M e n s c h e i t erweitert, und das G e m e i n s a m e , welches früher nur ein besonderes war, hat zu einem wahrhaft A l l g e m e i n e n , die Gesamtheit der Menschen zur H u m a n i t ä t sich verklärt. Durch diesen Gedanken erst hat er des wahrhaften Maßstabes zur vernünftigen Beurtheilung der Menschen und ihrer Thaten und Werke sich zu bemächtigen angefangen, weil er durch ihn zur Einsicht in die gött-

liche Mannigfaltigkeit und Harmonie der Wesen und ihrer Gestaltungen, so wie in den Rhythmus ihrer Entwicklung gelangt. —

So ist auch die wahrhaftige, vernünftige, humane Kritik die allerneueste Kunst und die Wissenschaft derselben nur erst ein frommer Wunsch. Zuerst vom unsterblichen Vico der Welt als neue Kunde verheißen, dann von Montesquieu mit seinem Takte, und von Herder mit bewunderungswürdigem, mehr noch angeborenem Geschicke geübt, hat solche freisinnigste Beurtheilungsweise erst in Deutschland und mittelst Deutschlands in Frankreich sich einzuheimen begonnen. Aber hier, wie dort, hat sie nur zu sehr noch mit gemeinem Menschenverstande zu kämpfen, der sich zwar über diese oder jene unmittelbare Beschränkung erhob, indefs noch nicht bei dem allgemeinen, mit der humanen Vernunft zusammentreffenden Menschenverstande, sondern nur erst bei irgend einer abstracten Norm angelangt ist, auf deren Prokrustesbett er sofort alles ihm Entgegentretende streckt; — während jene sich nicht nur in alle besonderen Kulturstufen, sondern auch soweit als möglich in jede einzelne Natürlichkeit hinein zu denken und zu fühlen strebt, um aus diesem Mitdenken und Mitfühlen die wahrhaftige, alle Natur- und alle Kulturrechte ehrende Gerechtigkeit zu gewinnen, und hiermit das höchste Recht, das Recht der göttlichen, allwaltenden Vernunft zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. —

2.

(Antithese.)

Zu den vorhergehenden Erörterungen hat zunächst die so verschiedenartige Aufnahme veranlaßt, welche Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde in unserem Deutschland gefunden. So war unter andern in dem Rückblick auf die schöne Litteratur des vergangenen Jahres jener Briefe als „einer einzig köstlichen Blüthe des deutschen Dichtergartens“ gedacht, die uns Zeugniß gebe von jener „schöpferischen Liebe,“ zu welcher ein reichbegabtes Kind durch unseres Dichtersfürsten „Glanzerscheinung begeistert worden.“ Einige Worte in den Nummern 47 und 48 des Phönix (v. 1836) bezeichnen dagegen das Verhältniß des Kindes zu Göthe als ein unnatürliches, seine Briefe als „gänzlich formlos“ und meinen, die Art, in welcher das „Gefühlswesen“ der Briefstellerin sich ausgesprochen, sei „fast rein identisch“ mit der unseres Novalis, dessen „Gemüth ein

durchaus krankhaftes gewesen.“ Dieses Urtheil und einige andere, die sich anderweitig vernehmen lassen, machten es uns zum Bedürfnis, nach dem tieferen Grunde der obwaltenden Divergenzen zu forschen und zu versuchen, ob es uns vielleicht gelänge, dieselben einigermaßen zu vermitteln. Diese Nachforschung bot uns um so mehr Reiz, da noch zu keiner Zeit die Urtheile über fast jeden Gegenstand in eine größere Mannichfaltigkeit, oft selbst in die entschiedensten Gegensätze auseinander gelaufen, als gerade in der gegenwärtigen.

Wir haben nun in dem vorhergehenden Artikel zunächst uns des Rechtes der Individualität zu versichern gesucht, Kraft dessen jeder Einzelne sein Urtheil abzugeben berechtigt ist. Wir haben dann auf den wesentlichen Unterschied aufmerksam gemacht, der anzuerkennen ist zwischen dem unmittelbaren Walten ursprünglicher Natur und dem Standpunkte, auf welchem der Gegensatz zur Besinnung kommt, der sich zwischen irgend einem Gemeinsamen und der natürlichen Einzelheit erzeugt, zwischen Sollen und Sein, zwischen irgend einem Idealischem und dem Nativen. Sofort gedachten wir der Mannigfaltigkeit der Entwicklungsstufen, welche das Kulturrecht begründet, und bemerkten, daß in der letzteren Zeit die stufenweise Entwicklung der Menschheit auf einem Punkte angelangt sei, auf welchem sie zu jener noch höheren Besinnung erwacht, die sie sowohl das Recht der Natur als die verschiedenartigen Kulturrechte und das wahrhaft Allgemeine, Humane — wahrnehmen lasse. Indem wir dann die höhere, diesem Standpunkte entsprechende Kritik als eine nur erst im Aufkeimen begriffene Kunst bezeichnet, wollten wir eben damit andeuten, daß wir die nachfolgenden Äußerungen über die Briefe des Kindes und die über die letzteren gefällten Urtheile — nur als einen Versuch angesehen wissen möchten, uns auf den angeedeuteten humanistischen Standpunkt zu erheben. Zugleich jedoch gaben wir der Hoffnung Raum, daß diese Erörterungen über eine einzelne literarische Erscheinung vielleicht zur Veranlassung werden, die zeitgemäße Gestaltung der Kritik zu einer wissenschaftlich begründeten Kunst in Anregung zu bringen. —

Wie nun Göthe doch wohl das Recht gehabt, die Zeit, in welcher er gelebt, auf eine, seiner Individualität entsprechende Weise zu verarbeiten, so möchten wir vor Allem doch auch jenem Kinde das Naturrecht zugestehen haben, die Erscheinung des seltenen Mannes sich nach seiner eben so seltenen Individualität anzueignen. Erkennen wir dann überhaupt, und noch ganz besonders in einer Zeit, welche den Uebergang bildet von einer Kulturstufe zu einer anderen, einem Leben das Recht zu, das Individuelle an dem Gemeinsamen der Entwicklungsstufe

zu messen, auf welcher der Urtheilende sich eben befindet, dann glauben wir hiermit den Standpunkt bezeichnet zu haben, von welchem aus wir für unser Urtheil dieselbe Freiheit in Anspruch nehmen dürfen, die wir jeder redlich gemeinten Gegendarstellung einräumen.

Hätten wir uns nun zunächst darüber ausgesprochen, wie, überhaupt genommen, zu gegenwärtiger Zeit „ein jugendliches, an Geist, Gemüth und Bildung reichbegabtes weibliches Wesen“ zu irgend einem „hochgefeierten bereits in die spätere Lebenszeit vorgeschrittenen, vermählten Manne“ sich zu verhalten habe, um den jetzt gemeingültigen Gesetzen zu entsprechen, die der herrschenden Weltansicht zufolge das Gedeihen der menschlichen Societät bedingen, dann würden auch wir unbedenklich abrathen, die nothwendigen Verhaltensregeln aus den Briefen jenes Kindes zu abstrahiren. „Naturgemäß“ war allerdings das hier geschilderte Benehmen; denn gerade dies macht für so Viele den unbeschreiblichen Reiz jener Briefe aus, daß sie in dieser so gewaltig reflectirenden Zeit uns ein Wesen vorführen, welches stets nur seiner individuellen Natur gemäß sich zu allen übrigen reflectirenden Personagen verhalten zu haben scheint. Daß aber diese Naturgemäßheit gar häufig mit der Kulturgemäßheit ihrer Umgebungen in Conflict gerathen, dies dünkt uns so augenfällig zu sein, daß, dieses Umstandes zu erwähnen, in gebildeten Kreisen als überflüssig erscheinen dürfte. Selbst von dem bloß ethischen Standpunkte aus angesehen, wird nicht leicht mehr sich Jemand versucht finden, ein Wesen, wie Dittlie, oder Mignon, oder irgend ein solches wirkliches Naturkind an dem gemeingültigen Maßstabe der socialen Verhältnisse messen und ihm die Verletzung von Regeln zum Vorwurf machen zu wollen, die ihm gar nicht zum Bewußtsein gekommen sind. Um so weniger scheint es uns passend, bei Erörterung einer bloß litterarisch = artistischen Frage und namentlich bei Beurtheilung der Briefe eines Kindes solcher Ungemäßheit zu gedenken. —

Hat man sich einmal, was uns ein Leichtes scheint, davon überzeugt, daß jene Brieffstellerin zu keiner Zeit den Standpunkt der Natürlichkeit, oder Naivität, verlassen, dann ist sie auch nur mehr nach den Bestimmungen zu beurtheilen, die in dem Naturkreise auf Gültigkeit Anspruch machen können. Daß nun Bettine im ästhetischen Sinne des Wortes wirklich ein Kind, ein Naturwesen geblieben, dafür würden, wenn auch ihre Briefe und ihre Freunde es nicht einstimmig sagten, schon die Antworten Göthe's Beweise genug sein, da er gewiß sehr bald diesen Briefwechsel abgebrochen hätte, wenn er in den Aeußerungen und dem Benehmen seiner jugendlichen Verehrerin irgend etwas

Gemachtes, Reflectives, Willkürliches, erwachtem höheren Pflicht- und Schicklichkeits-Bewußtsein Zuwiderlaufendes wahrgenommen hätte. Manches in den Empfindungen und Gedanken des Kindes mag er nicht verstanden, nicht mit empfunden, Manches vielleicht belächelt haben; das Eine aber leuchtet klar aus allen seinen Briefen hervor, daß er in seiner jungen Freundin eine seltene, gewaltige, großartige, ungetrübte Naturerscheinung, oder wenn man lieber will, Naturoffenbarung bewundert, geehrt und sehr werth gehalten hat*). Als solche möchte sie daher wohl auch von den übrigen Lesern ihrer Briefe angesehen und beurtheilt zu werden das Recht haben, und es würde sich dann vor Allem als Aufgabe für die künstlerische Kritik herausstellen, jene Individualität in ihrer bedeutsamen Eigenthümlichkeit und Entwicklung zu erfassen und sowohl in ihrer inneren Harmonie — oder Disharmonie, als in dem Verhältniß zu ihren Umgebungen zur Anschauung zu bringen. Wie der Naturgeist sich ganz in seine Schöpfungen versenkt, und mit gleicher Liebe und Sorgfalt alle, auch die kleinsten, scheinbar unbedeutendsten Theile seiner Gestaltungen durchbildet, so verlangt er von denen, die ihn erkennen wollen, eine gleiche Hingabe an seine Werke, eine gleiche Versenkung in seine Tiefen. Müßten wir nun annehmen, daß auch in jenem Kinde der Naturgeist gewaltet, dann dürfen wir auch hoffen, daß es einer tieferen, hingebenden Betrachtung gelingen wird, seine Intentionen in jenen Briefen zu erkennen, und auch für Andere überzeuglich zur Anschauung zu bringen.

Wie uns nun die Naivität des Kindes entwaffnet, wenn wir den Richtstab der gewöhnlichen, socialen Gesetze an sein Verhalten legen wollen, — so entsinkt unseren Händen die kritische Feder, wenn wir uns anschicken, seine Werke — seine Briefe und Tageblätter als ein eigentliches litterarisches Erzeugniß anzusehen und zu behandeln. Briefe und Tagebücher sind ja nicht für den Druck, sondern für Göthe geschrieben. Es sind Laub- und Blumenblätter, aus dem tiefen Grunde überschwänglichen Gefühles an den Tag getrieben, dessen Sonne der — Dichterkürst gewesen. Es sind Worte der Sehnsucht, der Liebe, des Schmerzes, der Bewunderung und Verehrung, die unaufhaltsam laut geworden, ohne künstlerische Absicht, ohne Beziehung auf andere Leser, als auf den einzigen, dem sie huldigen, den sie erfreuen sollten, den sie auch wirklich hoch erfreut, ja sogar zu Liedern begeistert haben. So sind sie

*) Man vergleiche nur Briefwechsel II. S. 58. 83 ff. 87. 166. 175. 218 und Tagebuch S. 200 ff.

nur die unmittelbare Offenbarung eines reichen Lebens, eines überströmenden Gefühles, einer nicht selten mit Gewalt durchbrechenden Begeisterung, deren Ausprüche Göthe allerdings treffend Explosion genannt, da das Kind wohl schwerlich sie zurückhalten vermocht hat. Strömt eine Rose, bezaubert von dem Gesange der Nachtigall, ihre Liebesglut in ungezählten Blüten aus, treibt eine Weinrebe, von der Pracht und Herrlichkeit eines Kometen begeistert, viele Tausend schwellende Früchte, — dann wird man Rebe wie Rose bewundern und sich ihres Reichthums freuen, aber weder sie dem Maler als Musterbild aufstellen, noch über „endlos monotone Wiederholung“ derselben Blüten und Früchte klagen wollen. Die Liebe ist nun einmal, wie ihr Dichter, der unsterbliche Novalis, so naiv bemerkt, eine unendliche Wiederholung; aber hinzuzufügen ist, daß sie sich immer auf neue Weisen wiederholt, und auch keine Rose ist der anderen völlig gleich. Wohl mag nun Mancher es ermüdend finden, auf diese Verschiedenheiten zu achten; der Blumenfreund aber verweilt gern bei so rosigter Mannigfaltigkeit. Auch die Briefe und das Tagebuch des Kindes sind solche Rose und Rebe; aber weder ein Fruchtstück von Hupsum, noch ein Blumenstrauß von Rachel Ruysh. Sie sind als unmittelbar Gefühletes, Geschautes, Erlebtes — wohl ein Stoff für den Künstler, aber nicht selbst ein Kunst-, sondern ein Natur-Werk, wenn auch manche Parteeen derselben so unvergleichlich schön sind, daß kein Künstler sie zu übertreffen vermöchte. Stimmen wir daher mit ganzer Seele denjenigen bei, welche Klage führen über den immer merklicher werdenden „Mangel an Gestaltung und Form“ in der schön, also wohlgestaltet sein sollenden Litteratur, so müssen wir doch Bedenken tragen, diesen Mangel einem Briefwechsel zum Vorwurf zu machen, der nicht einer künstlerischen Intention sein Entstehen verdankt.

Eben so wenig können wir der Behauptung beipflichten, daß Novalis „nun längst schon von allen Gebildeten als ein durchaus krankhaftes Gemüth und als das vollendetste Gegentheil aller geformten Darstellung“ angesehen werde. Seine Lieder ohne Ausnahme, seine Hymnen an die Nacht, so wie der ganze erste Theil seines Heinerich von Osterdingen und namentlich das Märchen von der Königstochter reihen sich dem Schönsten und Besten an, was die neuere Litteratur hervorgebracht, und unter den Aphorismen, von denen die meisten nicht für den Druck, sondern als Entwürfe zu künftiger Bearbeitung niedergeschrieben worden, treffen wir auf Gedanken und Ansichten von solcher Tiefe und Klarheit, daß man sie unter allen krankhaften Erzeugnissen der Natur nur etwa den Perlen vom heißesten Wasser zu ver-

gleichen sich veranlaßt finden dürfte. Solcher Perlen bieten auch nicht wenige die Briefe und das Tagebuch des Kindes uns dar*), und in dieser Beziehung möchte man wohl versucht werden, Bettine als die natürliche Schwester des ebengenannten unvergeßlichen Dichters zu begrüßen. Auch wir lieben das klare, besonnene Denken über Kunst, Wissenschaft und Leben, und werden jede Erörterung willkommen heißen, welche über einzelne Aeußerungen jenes poetischen Geschwisterpaares, die auch uns noch dunkel geblieben, Licht verbreitet, oder auch Irrthümer und Verworrenheiten nachweist, die sich in denselben etwa vorfinden möchten. Immer aber werden wir den Briefwechsel des Kindes und Novalis' Schriften als kostbare Blüthen achtheutscher, tiefpoetischen Geistes und Gemüthes werth halten, bewundern und preisen, und wir würden in der ewig fortrauschenden Symphonie des großen Weltpoeten zwei Stimmen vermiffen, wenn ein mißgünstiger Zufall uns die begeistertsten „Explosionen“ jener beiden liebetrunknen Dichterseelen entriß!

3.

(Novalis — Bettine — Semiramis.)

Als Tieck vor drei und dreißig Jahren mit Fr. Schlegel die Schriften von Novalis herausgab, meinte er in der Vorrede: „ein Geist von dieser Originalität muß erst begriffen, sein Wollen verstanden, und seine liebevolle Absicht gefühlt und erwiedert sein, so daß wir wohl erst, wenn seine Ideen andere Geister befruchtet, und neue Ideen erzeugt haben, aus dem geschichtlichen Zusammenhange sehen können, wo er selber stand, und wie er sich zu seinem Zeitalter verhielt.“ Auf ähnliche Weise möchten wohl die Briefe und das Tagebuch Bettinen's zu bevorworten sein, nur mit dem Unterschiede, daß statt „Geist, Wollen und Absicht“ Ausdrücke gewählt würden, welche zu erkennen gäben, daß hier von einem acht weiblichen, durchaus nativen Wesen und Streben die Rede sei. —

*) Wir erinnern nur an: I. S. 61. 64. 159. 179. 228. 254 ff. 268. 283 ff. 300 ff. 320 ff. II. 4. 28. 145. 290 — 297. 311. und Tagebuch S. 39 f. 57 ff. 66. 71. 74. 76. 90 ff. 102 ff. 124. 138 ff. 163. 174. 194 ff. 228 ff. 240.

Novalis ist eine Incarnation unendlicher Liebe in der ersten Morgenstunde eines herrlichen Frühlingstages. Er war empfänglich für alles Schöne und Wahre und Gute, und so empfing er die ersten Einstrahlungen der Natur, der Geschichte, der Kunst und der Religion, die alle — zu Ende des vorigen Jahrhunderts zur Freiheit, zum Frühling leben wiedergeboren worden. Als in Dante's himmeltiefem Gemüthe die ersten Lichtstrahlen der alten klassischen, plastischen, mit der Blut der mittelalterlichen, mystischen, spiritualisirenden Welt, einander ergänzend und befruchtend, zusammentrafen, zeugten Virgil und Beatrice die göttliche Comödie. Die Grundformen und Grundideen waren gegeben; in Dante's großer Seele feierten sie ihre heilige Vermählung. Als auf einem zweiten großen Wendepunkte der Geschichte in Göthe's großem Geiste das reine Griechenthum und die neuere epische und dramatische Kunst mit der Natur und dem wirklichen Menschenleben zusammentrafen, — auch da noch konnte der Genius den Reichthum des Stoffes bewältigen, und eine wunderbare Fülle vollendeter Gestalten begrüßte das Licht des neuen Tages. — Aber auch des Morgenlandes zauberhafte Traumwelt, auch das Christenthum mit seinen Wundern, auch das germanische Alterthum mit seinen Nordlichtern und das ganze Mittelalter mit seinen Kunstblüthen, auch die neuere Zeit und ihre Musik und Philosophie, und ihr Streben nach rechtlicher Freiheit und Humanität — hatten sich hinzugebrängt zu dem großen Auferstehungsfeste, und Novalis, — ja Novalis — war der Erste, in welchem die Licht- und Ton- und Farben- und Wärmestrahlen aller jener Gestirne wie in einen Brennpunkt zusammenströmten, und in seinem unendlich liebenden Herzen eine überschwängliche Sehnsucht nach harmonischer Weltgestaltung entzündeten! Aber die Flammen schlugen seine irdische Hülle verzehrend über ihm zusammen, noch ehe er die große, alles liebend umfassende, alles künstlerisch durchbildende Idee, die nach Geburt in ihm rang, sich ihm völlig vergegenwärtigt hatte. „Durchaus krankhaft war sein Gemüth,“ wenn man sein Dasein und Streben nur auf negative Weise bezeichnen will, und er erlag sogar diesem unsäglichem Leiden! — Aber es war eine göttliche Krankheit; es war die Uebergangskrankheit, an der nun mehr oder weniger, mit mehr oder minder Bewußtsein darüber die ganze gebildete Welt darniederliegt, — um aus der Jugend zur Mündigkeit, aus dem Zwiespalt zu höherer Einigung, aus der Zersplitterung der Menschheit zur Harmonie der Humanität zu genesen.

Denkt man sich, wie es an dem jüngsten Tage zugehen möchte, der nach einer, selbst bereits gestorbenen und dem jüngsten Gerichte verfallenen Glaubensvorstellung mit Auferstehung aller bis dahin Abgeschiede-

nen beginnen sollte, — so gewinnt man ein Bild jener Zeit, in der *Novalis* lebte, in der wir selbst noch leben. Die Gestalten aller Zeiten, so stellte man sich vor, entwinden sich dem Staube, irren durcheinander, suchen ihre nahen und ferneren Verwandten, und werden nach ihrem Wesen und Wirken gescharret, um ein einziges ewiges Weltreich zu bilden, welches vom geheimnißvollen Lichtthron des Unendlichen in zahllosen, immer engeren Kreisen hinabreicht bis zu dem abgrundlichen Mittelpunkt der Welt, in das Herz des abstractesten Egoismus. So in geistiger Weise sind alle Gedanken und Gestalten der Erde selbst, und aller Zeiten und Völker und Alles, was verborgen und begraben lag, jetzt im Auferstehen begriffen, und noch kreuzt alles bunt durcheinander, und nur dieser rasche Wechsel, diese unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinung und das Sehnen nach Ordnung und Gestaltung, — nur sie eröffnen uns das Verständniß für die Productionen genialer Naturen, wie *Novalis* und *Bettine*, die als Reflere des großen Welt dramas anzusehen sind.

Wir haben hier beide zusammen genannt, weil *Bettine* uns dasjenige als Jungfrau, als Weib zu sein scheint, was *Novalis* als Jüngling, als Mann.

Der Mann erhebt sich vom Besonderen zum Allgemeinen; — *Novalis* idealisirt seine Geliebte zur *Sophia*, wie *Dante* seine *Fiametta* zur *Beatrice*. Im Weibe hingegen individualisirt sich stets das Allgemeine; — *Bettine* sieht, liebt und vergöttert in *Goethe* ihr Ideal, sie bringt ihm alles Herrliche, was die Welt, was der Genius ihr darbietet, sie bringt ihm sich selbst als Huldigung dar; Gott selbst wird ihr in dem einzig, unendlich Geliebten gegenwärtig, und er ist ihr so sehr die ganze Welt, ihr Eins und ihr Alles, daß sie selbst die Gefühle und Gedanken, die ihrem eigensten Wesen entspringen, nur ihm verdanken möchte, wie vielleicht blühende Pflanzen ihre Blumensterne nur für Eingebungen der Sonne zu halten geneigt sind.

So ist *Bettine* eine Virtuosa im naiven, unreflectirten Lieben, wie *Goethe* ein Virtuos ist im besonnenen, in sonnenhaften Gestalten des Schönen. Wie *Goethe*'s geniale Persönlichkeit in eine reiche Schöpfung allgemeingültiger Gestaltungen ausstrahlt, so sammeln die Liebesstrahlen *Bettinens* sich alle in ihrem idealisirten Geliebten, und Geist und Liebe sind Aus- und Einstrahl, Hin- und Rückstrahl, die, wie Zettel und Einschlag, das wunderbare Gewebe gestalten, welches der Briefwechsel *Goethe*'s mit einem Kinde uns zur Anschauung gebracht hat.

Und weil der echte Deutsche „enthusiastisch und von innigem Gemüth,“ und es sein Adel ist, daß überall, „wo er Begeisterung und tiefe Anschauung sieht,“ wo „seine innere Gefühlswelt angeregt wird,“ er „schnell ergriffen und gewonnen,“ das, was ihn angeregt hat, „für ein reiches Geisteswerk hält,“ — darum brachte auch jener Briefwechsel „bei so Vielen“ einen so lebhaften „Enthusiasmus hervor.“ Denn mit Recht schließt der gemüthvolle Deutsche von wahrgenommener Begeisterung auf etwas Begeisterndes, also Mächtiges, Höheres, Poetisches, und auf ein Begeisterungsfähiges, für das Höhere Empfängliches, — gleichsam Hoffähiges für jenes Gebietende, Herrschaftliche, Fürstliche. Das Begeisternde aber weckt den Geist, öffnet sein Auge und befähigt es zu tiefgehenden Anschauungen. Der Begeisterte vergift sich selbst, geht hinaus über seine eigene Beschränktheit, giebt sich hin an etwas Höheres; er verehrt es, er huldigt ihm, er liebt es, weil es ihn in eine befehlende Gemeinschaft emporhebt; er bezeugt ihm seine Liebe, indem er sich ganz durchleuchtig zu machen strebt für das Geliebte, Höhere, Leuchtende; indem er alles Dunkle, alles Starre, Vereinzelnde, Trennende aufzuheben trachtet, um mit dem Geliebten zu einem einigen, höheren Wesen zu verschmelzen, um die ganze Herrlichkeit des Geliebten spiegelnd, ihm die höchste Wonne des Daseins, — das Bewußtwerden des Geliebtheits — zu bereiten!

Alles Lieben, wie alles Gestalten geht aber hervor aus jenem geheimnißvollen Schooße, für dessen Benennung weder Herz, noch Seele, weder Geist, noch Gemüth zureichend sind. Es trat aus ihm hervor und versenkt sich wieder in ihn, und das Weisichsein — ist das Wiederzukunftommen des begeisterten und begeisternden Liebens und Gestaltens, ist eben jenes überschwängliche Gefühl, welches nicht das unendliche wäre, wenn es sich ganz in endlichen Worten aussprechen ließe.

Immer aber ist es sowohl das Schöpferische, als das Befehlende, oder vielmehr die Seligkeit, der Endzweck des Schaffens selbst; es ist das der Willkür Entnommene und darum auch nicht beliebig Mittheilbare, vielmehr der innerste unendliche Lebenspunkt, das Atom in der geistigen Welt, das unergründliche Geheimniß der menschlichen Individualität. Könnte ein Saamenkorn inne werden des unendlichen Reichthums von Gestalten, die in ihm verborgen liegen, könnte der Sonnenstrahl seiner Wirksamkeit inne werden, welche die Knospe zur vollen Rose erschließt, dann würden Knospe und Strahl Ueberschwängliches fühlen! —

Dieses Geheimnißvolle, Ueberschwängliche — ist es nun, für wel-

ches unter allen Völkern der Erde vielleicht der Deutsche den tiefsten, innigsten Sinn bewahrt, und dieser Sinn ist es gerade, welcher nun auch durch die Briefe des Kindes angeregt worden. Wie es aber, nach einer tief sinnigen Bemerkung unseres Novalis, auch unter anderen Völkern Deutsche giebt, — so giebt es auch unter den Deutschen wieder solche, in denen die Germanität noch nicht zum vollen Durchbruche gekommen. Es darf daher nicht befremden, wenn nicht nur jene Briefe, sondern auch Novalis, und der Enthusiasmus, mit dem beide aufgenommen worden, ja sogar der — „deutsche Charakter und folglich auch die deutsche Litteratur selbst,“ deren Grundzug jener Enthusiasmus bildet, — mißbilligender Kritik begegnen.

Um so erfreulicher aber ist es, wenn gerade durch solche Negationen ein ächt deutsches Gemüth zu poetischer Mitwirkung angeregt und zugleich durch Liebe für das Geniale und durch Eifer gegen dessen Verkennung zu einer künstlerischen Würdigung des Verkannten begeistert wird. Eine solche verspricht uns *Semiramis*, ein dramatisches Gedicht, dessen erster Theil unlängst erschienen. Seine Intention spricht der Dichter in der Zueignung an Bettine in folgenden Strophen aus:

„Sah wohl manche schiefe Miene,
Hörte manchen harten Spruch
Ueber Göthe und Bettine,
Ueber Brief und Tagebuch.“

„Selbst des Lobes reiche Spendung
Nahm zuweilen falschen Lauf
Oder trat in feiner Wendung
Als geheimer Tadel auf,“

„Und desselben Sterns Erscheinen
Bot verschiedenen Genuß;
Lucifer war er dem Einen
Und dem Andern Hesperus.“

„Setz in deinen Zaubergärten
Siehest du den Dritten steh'n,
Lächelnd ob des Lebens Härten,
Hin zu deinen Blumen geh'n.“

„Siehest du mit lähnen Händen
Bläthen aneinander reiß'n,
Dir aus deinen eignen Spenden
Einen Kranz, Bettine, weiß'n.“

Schon diese Strophen thun wohl hinlänglich das Talent und die Berechtigung des ungenannten Dichters kund, auch seine Stimme im deutschen Musentempel vernehmen zu lassen. Ob dann, wie er der Sprache

Meister, auch der gewählte Stoff sich ihm zu einem künstlerisch vollendeten Ganzen runde, darüber muß das Urtheil bis zur, hoffentlich baldigen Erscheinung, der beiden anderen Theile ausgesetzt bleiben, obgleich bereits der erste Theil zur Erwartung berechtigt, daß der Dichter glücklich an den Klippen vorbeischnitten wird, welche die Sagen, die das Gedächtniß der heldenhaften Königin aufbewahrt haben, darzubieten scheinen. Doch können wir es uns nicht versagen, schon jetzt zwei Stellen aus dem ersten Theile hier anzuführen, die wohl hinreichen werden, das von uns gehegte Vorurtheil zu rechtfertigen.

Im zweiten Abschnitte beschreibt Semiramis ihrem Pflegevater einen ihrer einsamen Spaziergänge:

„Es war so schön dort außen in der Nacht!
 Vom letzten Roth die Gipfel angehauchet,
 Schlaftrunken rings der Pflanzen müde Pracht,
 Die ganze Welt in sanfte Ruh' getauchet:
 Da trieb mich's fort aus eingeschloss'nem Haus
 In's stumme Thal, zur stillen Hdh' hinaus.
 Noch hab' ich nicht der Felsen Haupt erreicht:
 Da bröhet es dumpf und die Gewitter bliken;
 Vom Sturm gehoben, wie ein Vogel leicht,
 Entschwing' ich rasch mich auf die letzten Spigen,
 Und nieder blick' ich in die bange Welt,
 Unnachtet jetzt, und jetzt von Gluth erhellt.
 Und endlich schleudert seinen letzten Strahl
 Dem Tagesgrauen das Gewölk entgegen,
 Beruhigt lacht ein morgentliches Thal
 Und ausgebreitet liegt des Himmels Segen.
 Der Sinne höchste Lust war mein Gebet:
 Ach, zürnest du, daß es das Kind gesteht?“

Im vierten Abschnitte entwirft dann ein Anführer der Araber des N i n u s — (Göthe's) — Bild in folgenden Zügen:

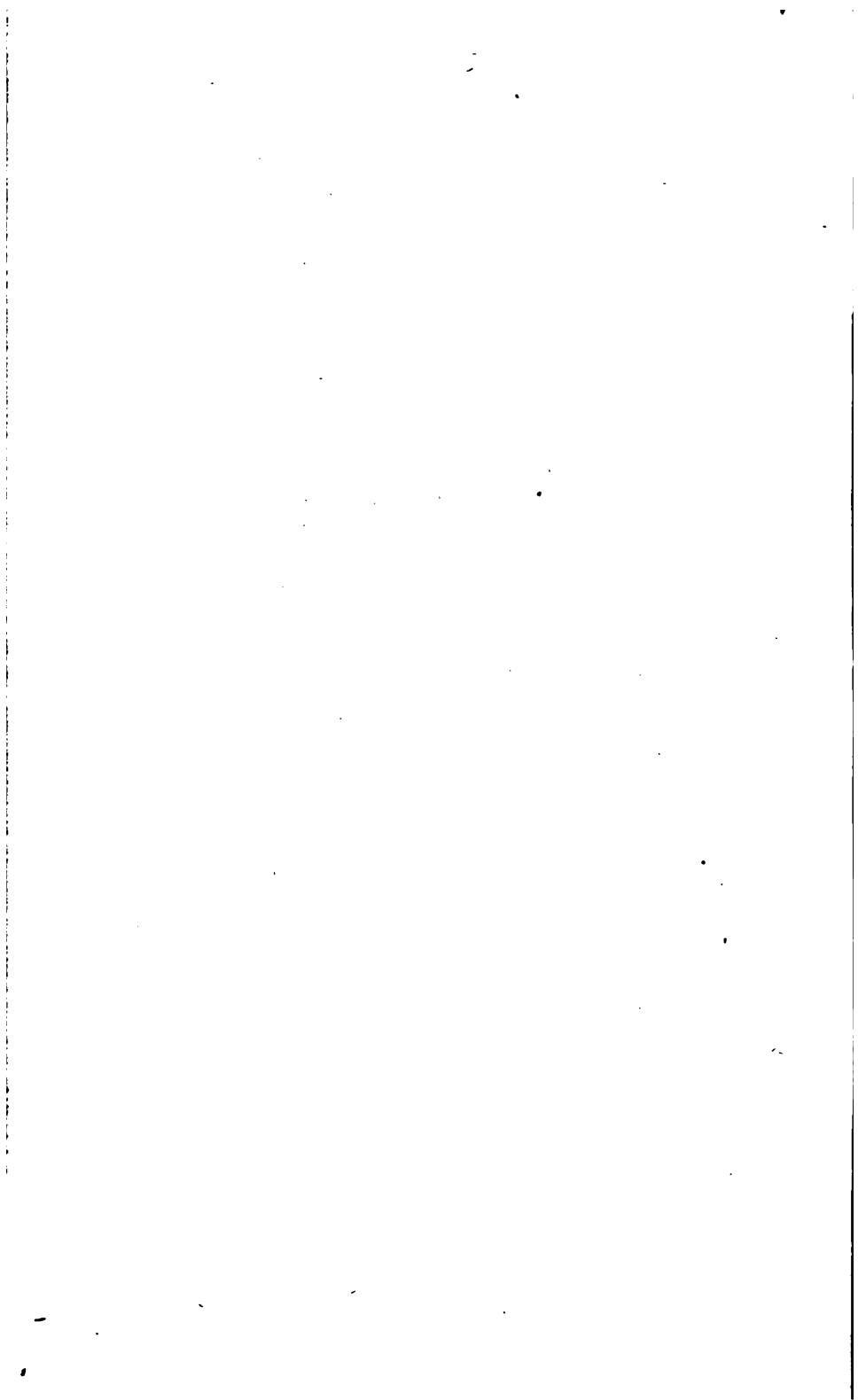
„Sein Anblick schon verkündet jenen Geist,
 Dem nicht Begierde, dem die Gottheit selbst
 Der Herrschaft gold'nes Diadem gereicht.
 In heit'rer Ruhe thront Gedankenfülle
 Auf seiner Stirne majestät'scher Wölbung;
 Der ernsten Braunen Strenge mildert sich
 In sanfter Scheidung; aus dem tiefen Dunkel
 Der Augen blüht der Weisheit reine Flamme
 Und jedem Blick entsprächen Funken.
 Ein göttlich Lächeln schwebt um seine Lippen
 Und jede Miene seines Angesichts
 Ist ein Gedanke, zum Befehl geformet.
 Sein ganzes Antlitz ist ein Schleier nur,

Der, jedem Hauch des Geistes unterthan,
 In leichtem Faltenwurfe die Gestalt
 Der Majestät verhüllt und offenbart. . .“

Mögen dieses Gedicht und die im Vorhergehenden versuchten Andeutungen dazu beitragen, ein erfreuliches Einverständniß über ein Geistes- und Liebeswerk vorzubereiten, welches, zur Verherrlichung unseres Dichtersfürsten bestimmt, auch dem krönenden Kinde eine Krone von Rosen und Immortellen sichert, und es als *Muse**) des unsterblichen Sängers verherrlicht. —

*) Seite 202 des Tagebuches.

Zur Philosophie.



1.

B r u n o *).

Eine Hauptrichtung der neuesten Zeit, und gewiß eine der achtbarsten, wie nützlichsten, geht auf gewissenhafte Ermittlung der Vergangenheit, theils um jedem Ereigniß, und jeder historischen Person höchste Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, theils um die Geschichte in ihrem wahrhaften, lebendigen Zusammenhange zu erfassen, theils endlich, um aus den genau ermittelten Momenten der bisherigen geschichtlichen Progression auf den Exponenten derselben, und somit auf die an die Gegenwart gestellte Aufgabe schließen zu können. Vor allem wird hierzu die Kenntniß des unmittelbaren Thatbestandes erfordert. Es ist daher dankbarlichst anzuerkennen, daß man in neueren Zeiten angefangen hat, für kritische Ausgaben aller irgend bedeutenden Schriftsteller der früheren Jahrhunderte Sorge zu tragen. Leider hatten bisher die Philosophen sich am wenigsten dieser Sorgfalt zu erfreuen. Noch haben wir keine vollständigen und kritischen Ausgaben der Heraclitischen Fragmente, der Schriften eines Sextus Empiricus, Plotinus, Proklus u. Ahd., und nicht blos die Hermetischen Schriften, sondern sogar der Großmeister des philosophirenden Mittelalters, Aristoteles, — sind nur in unvollkommenen Ausgaben zugänglich.

Noch weniger wurde bisher auf die Philosophen des Mittelalters geachtet; Scotus Erigena, Roger Baco, Maimonides, Raim. Lullus u. Ahd. fehlen daher in manchen Bibliotheken. Eben so sind viele der genialen Vorkämpfer der neuesten Zeit aus dem 15. 16. und 17. Jahrhunderte sogar zu litterarischen Seltenheiten gewor-

*) Opere di Giordano Bruno Nolano, ora per la prima volta raccolte e pubblicate da Adolfo Wagner, dottore. in 2 voll. Lipsia, Weidmann, MDCCCXXX. vol. I., col ritratto dell' autore, XXXVI et 292, vol. II. 437.

den. Namentlich waren die Werke Bruno's schon lange theils gar nicht, theils nur zu ungeheuren Preisen zu erhalten. Nach Brunet's Manuel de Libraire wurden für den Spaccio bis 130, die Cabala 240, und die Schrift Degli eroïci furori sogar 425 Franken bezahlt; ja von der Cabala soll nur ein Exemplar sich in ganz Frankreich finden! —

Und dennoch gehört Bruno unter den glänzenden Gestirnen jener Uebergangszeit zu den merkwürdigsten, indem er wie ein prächtiger Komet die damalige gebildete Welt durchzogen, und gewiß vielfach zum Aufkommen einer vorurtheilfreien Philosophie und zur Verbreitung der neueren Natur- und Weltansicht beigetragen hat. So haben namentlich Cartesius und Leibniz mehrere ihrer berühmtest gewordenen Gedanken aus seinen Werken geschöpft. Es ist daher mit dem besten Danke anzuerkennen, daß Herr Dr. Wagner durch die vorliegende, kritische Ausgabe aller italiänischen Schriften Bruno's dieselben der Welt gleichsam wiedergegeben, und uns hiermit zu der Hoffnung berechtigt hat, von ihm in der Folge auch die lateinischen Werke jenes poetischen Philosophen zu erhalten.

Die Texte der hier mitgetheilten Abhandlungen sind den Originalausgaben, die sich auf der Dresdner Bibliothek finden, entnommen, wo es nöthig war, mit denen der Göttinger und Wiener Bibliotheken verglichen, und von manchen Unrichtigkeiten und Ungleichheiten der Orthographie und Interpunktion durch die sorgfältige und geschickte Hand des Herrn Herausgebers befreit.

Die Sammlung selbst wird durch eine, in italiänischer Sprache geschriebene Biographie Bruno's eingeleitet, von welcher wir hier einen gedrängten Auszug folgen lassen, um die nöthigen Bemerkungen gehörigen Ortes einzuhalten, und zugleich die Uebersicht der in den vorliegenden zwei Bänden enthaltenen Abhandlungen zu geben. —

Giorbano Bruno, der gewöhnlichen Annahme zu Folge zwischen 1550 und 1560 zu Nola im Neapolitanischen geboren, widmete sich in früher Jugend der Poesie, später mit Vorliebe der Philosophie, zum Theil wohl, was Hr. W. nicht erwähnt, von den Schriften des Copernikus hierzu angeregt*). Frühe trat er in den Dominikanerorden, und setzte in demselben seine philosophischen und mathematischen Studien fort. Hr. W. hält für wahrscheinlich, daß, einer Andeutung des Sciop-

*) Bruno de Maximo L. III. c. 9. — generose Copernice, cujus Pulsarunt nostram teneros monumenta perannos Mentem etc.

pius zu Folge, Bruno den Orden und sein Vaterland im Jahre 1580 wegen Zweifeln an der Transsubstantiation und der Virginität Mariä verlassen habe.

Bruno selbst aber sagt in der, 1589 zu Helmstädt gehaltenen, Trostrede, er sei „durch seine ehrlichen Studien um der Wahrheit willen verbannt hier (zu Helmstädt) Bürger; dort der verschlingenden Ge-
„frässigkeit des röm. Wolfes ausgesetzt, hier frei; dort an den unsinnig-
„sten, abergläubischen Gottesdienst gebunden, hier zu reformirteren
„Gebrauchen ermahnt; dort todt durch die Gewaltthätigkeit der
„Tyrrannen, hier durch des besten Fürsten Anmuth und Gerechtigkeit lebendig.“ Wir werden auf diesen Punkt noch zurückkommen.

Zunächst floh B. nach Genf und verweilte hier zwei Jahre. Herr W. vermuthet, B. habe sich auch gegen den Calvinismus heftig geäußert und deshalb auch aus Genf entfliehen müssen. Die Biographie universelle hingegen läßt ihn, — wir wissen eben so wenig, welcher Angabe zu Folge, — zu Genf sogar Calvinisch werden, ein Umstand, um dessentwillen er zu Paris nicht habe ord. Professor werden können. Bis jedoch dieser Uebertritt historisch erwiesen, finden wir in der Engherzigkeit des Calvinismus und in der Freisinnigkeit und leidenschaftlichen Hefigkeit Bruno's zureichende Beweggründe, der Vermuthung des Herrn W. beizupflichten. Ja, beinahe zur Gewißheit wird uns dieselbe, wenn wir die, von Hrn. W. übersetzte, Stelle in der Zueignung der zu Wittenberg 1587 herausgegebenen Lampas comb. berücksichtigen, worin er allgemeine Menschenliebe als seine Religion bezeichnet*). Bruno reiste über Lyon nach Toulouse, und von hier nach Paris, wo er 1582 als Lehrer der Philosophie gegen das noch herrschende Aristotelische System auftrat. Hier hätte erwähnt werden können, daß B. von seinem Vorkämpfer Ramus, der in der Bartholomäusnacht ermordet worden, sagt**): „jener erpedantische Franzos verstand zwar den Aristoteles, — „aber er verstand ihn schlecht; sonst hätte er ihn vielleicht so ehrenvoll bekämpft, als der sehr verständige Teleseus.“

Noch in demselben Jahre trat B. (soweit bis jetzt sich ermitteln ließ) zum erstenmale als Schriftsteller auf mit seinem Candelajo (Lichtzieher), einem Lustspiele, worin Pedanterei verspottet und geizige, abergläubische, wollüstige alte Männer auf mannigfaltige Weise als Betrogene dargestellt werden. Wieder aufgelegt 1589, wurde es 1633 als Boni-

*) S. 6. Kennemann Th. 9. S. 383.

***) de la Causa etc. I. 250.

face & le pedant ins Französische übertragen. — Nächst der Polemik gegen die Aristoteliker war es nun die Vervollkommnung der Lullischen Denk-, Erfindungs- und Gedächtniskunst, welcher B. sich am eifrigsten widmete. Zu diesem Zwecke gab er auch noch im Jahre 1582 folgende Schriften heraus: 1) *De compendiosa architectura etc. artis Lullii*, in welcher er die Kategorientafel des Lullus zu Grund legend, ein Alphabet, Syllabicum und Wörterbuch der Begriffe, Urtheile und Schlüsse aufstellte; 2) *Cantus Circaeus ad memoriam prax. ordin.* und 3) *De umbris Idearum*, welcher letzteren, was Hr. W. nicht angiebt, eine *Ars memoriae* angehängt ist. Schon in diesen Schriften finden sich seine später entwickelten Grundgedanken ausgesprochen, daß das äußere Weltall und der menschliche Geist ein gemeinsames Princip haben, daß aber die erste und höchste Substanz unerkennbar sei.

Indessen scheint seine Polemik gegen den scholastischen Aristoteles, besonders gegen die Nachteile, die aus Vermengung des logisch und des physisch Wahren entstanden, ihm in Paris Verfolgungen zugezogen zu haben; denn schon im folgenden Jahre ging er nach England. Aber auch zu Oxford*), wo er Vorlesungen über Unsterblichkeit der Seele und die fünffache Sphäre hielt, wurde ihm, wie er selbst in der *Cena* (I. 179) berichtet, keine erwünschte Aufnahme zu Theil, und noch in demselben Jahre zog er nach London (was Hr. W. anzugeben unterlassen). Hier gab er (noch 1583) seine *Explicatio triginta sigillorum etc.*, welcher ein *Sigillus sigillorum* beigelegt ist, und, als Einleitung zu derselben, seine *Recenset completa ars reminiscendi* heraus, und auch diese Schriften enthalten noch weitere Ausführungen der ihm so lieb gewordenen Lullischen Kunst.

Aber dem jungen Adler waren indessen die Schwingen gewachsen, und zu großer Höhe erhob er sich in den drei, sich aufeinander beziehenden, Abhandlungen, die er 1584 in seiner Muttersprache in Gesprächsform ans Licht treten ließ. In der ersten, *La cena de la cenari*, vertheidigt er zunächst das System des Kopernikus gegen die herrschenden Vorurtheile, sucht dann zu erweisen, daß die Masse des Weltalls unendlich, die Weltkörper unzählig, die anderen Sterne gleichstoffig mit der Erde und Lebewesen, wie diese, und alle von einem inneren Princip, als von einer eigenen Natur und Seele, bewegt werden, und daß diese Philosophie mit der wahren Theologie übereinstimme. So hätte, glauben wir,

*) Hier mußte damals noch der Eid geleistet werden, (quod) nullus ad philosophiae et theologiae magisterium et doctoratum promoveatur, nisi epotaverit e fonte Aristotelis (eod. 226).

Hr. W. den Inhalt dieser ersten Schrift nach Bruno's eigenem Vorbriefe zu derselben angeben mögen. Wir können uns aber nicht entbrechen, aus derselben Schrift (pag. 199) eine prophetische Stelle hier anzuführen, welche leider nur zu pünktlich in Erfüllung gegangen ist. „Wenn der Nolaner (sagt dort einer der Unterredenden) bei dunkeltem Himmel, im seine Wohnung zurückkehren muß, und ihr wollt ihn nicht mit 50, oder 100 Fackeln begleiten lassen, die, selbst wenn er mitten am Tage ein herschreiten (marciare) müßte, ihm nicht fehlen werden, falls es ihm begegnen sollte, auf römischem, katholischem Boden zu sterben, — so laßt ihn doch von einer heim geleiten, oder wenn auch das zu viel scheint, leihet ihm eure Laterne mit einem Seifenlichtchen darin.“

Die zweite Schrift: De la Causa, principio ed uno, ist zwar ihrem wesentlichen Inhalte nach bereits durch Jacobi, jedoch nur in einem keineswegs überall genauen und erschöpfenden Auszuge, worauf Hr. W. hätte aufmerksam machen können, bekannt. Auch der Auszug, den der Letztere giebt, läßt noch Manches zu wünschen übrig, worauf aber näher einzugehen hier uns zu weit führen würde. Wir begnügen uns, die das Ganze am besten charakterisirende, von B. selbst (De la Causa I. 242) angezogene Stelle Virgil's anzuführen: spinitus intus alit totamque infusa per artus mens agitet molem, totoque se corpore miscet; — und den begeisterten Ausruf worttreu zu übertragen, womit Bruno diese Abhandlung schließt: „Gelobt seien die Götter, und verherrlicht von Allen, die da leben, sei die unendliche, einfachste, eineste (unissima), höchste und unbedingteste Ursache, — (welche zugleich) Princip und Eines“! —

In der dritten: De P infinito, universo e mondi widerlegt B. die, seiner Weltansicht entgegenstehenden Behauptungen des Aristoteles und Anderer, bringt auch hier besonders auf innere Bewegungen der Gestirne, schließt aus Gottes unendlicher Macht, Güte, Wirksamkeit und Vollkommenheit auf Unendlichkeit des Weltalls, und unzählige Vollkommenheitsgrade der zahllosen Weltkörper, und bestimmt den Unterschied von Gott und Weltall dahin, daß dieses zwar ganz, aber nicht gänzlich unendlich, weil jedes seiner Theile und jede der unzähligen Welten endlich, daß hingegen Gott auch gänzlich unendlich, weil er ganz in der ganzen Welt in jedem Theile auf unendliche Weise (infinite) und gänzlich sei. —

In demselben Jahre, mit den eben angeführten Schriften, erschien, nach Einigen zu Paris, wahrscheinlicher zu London, der berühmte gewor-

dene Spaccio della bestia trionfante, der 1713 (was Herr B. hätte anmerken sollen, von Toland*) in's Englische, und 1750 zum Theil, (was ebenfalls übersetzt „von L. Val. de Bougny, conseiller de grand'chambre et chanoine de notre Dame“) ins Französische übertragen worden.

Bruno selbst, und, ihm folgend, Herr B., behaupten zwar, es habe in dieser allegorischen Darstellung nur die Reihenfolge der Haupttugenden und Laster aufgeführt werden sollen, um als Einleitung zu einer Moralphilosophie zu dienen, und nur zuletzt überläßt Herr B. es dem Urtheil Anderer, ob auch der Pabst und sein Hof habe persifliert werden sollen. Indessen bedarf es nur eines flüchtigen Durchlesens, um überzeugt zu werden, daß B. besonders gegen alles, was ihm Aberglauben schien, wozu er fast alles sogenannte Positive des Christenthums, alles Wunderbare, alles der natürlichen Vernunft widerstreitende desselben rechnete, näher aber gegen das Katholische Christenthum und seine Mystereien und nicht minder gegen manche Calvinistische Einseitigkeiten darin zu Felde gezogen sei. Hinsichtlich der letzteren mag es hier genügen, auf S. 165 bis 168, hinsichtlich des ersteren auf S. 238 ff. des Spaccio zu verweisen. In Beziehung auf das Katholische erinnern wir an S. 248 bis 250, wo Momus nicht begreifen kann, daß bei dem Centaur Chiron „aus zwei Naturen Eine Person geworden und zwei Substanzen zu „Einer hypostatischen Einheit zusammen geflossen;“ — wo er weiterhin bemerkt, Jupiter habe den Chiron mit Recht zum Priester am himmlischen Altar erhoben, da „dieser selbst und allein zugleich zum Opfer und zum „Opferer dienen könne; worauf dann Jupiter versetzt: „Wohlan! von „hier entferne sich die Thierischeit, die Unwissenheit, die unnütze und „schädliche Fabel, und wo der Centaur ist, da bleibe die gerechte Ein- „falt die moralische Fabel! Wo der Altar ist, entweiche der Aberg- „glaube, der Unglaube und die Gottlosigkeit, und es haufe dort die nicht „eitle Religion, der nicht dumme Glaube und die wahre und aufrichtige „Frömmigkeit.“ — Zum Aberglauben zählte aber B. besonders die gewöhnlichen, beschränkten Vorstellungen von der Providenz, und diese suchte er ausführlich zu berichtigen. Es sei uns noch erlaubt, die goldschwere Stelle hier anzuführen, mit welcher B. diese Berichtigung im ersten Gespräche schließt: „der Act des göttlichen Wissens (cognizion) „ist die Substanz des Seins aller Dinge. Wie daher alle endliches „und unendliches Sein haben, so sind auch alle gekannt, geordnet und

*) Er ist der erste, welcher, wegen seiner Christianity not mysterious, (1696 und 1702) ein Freidenker genannt worden.

„vorgesehen. Das göttliche Kennen ist nicht wie das unsere, welches den Dingen nachfolgt, sondern es ist vor denselben.“

Bald nach dem Spaccio erschienen, unter Angabe des Druckortes Paris (1585) die *Cabala del cavallo Pegaseo*; con l'aggiunte de l'asino Cillenico descritta dal Nolano, dedicata al vescovo di Casamaricano, worin er das Eselthum als Glück bringend anpreist, — und *Degli eroici furori*, wie das vorige in Gesprächsform mit untermischten Gedichten. Im letzteren wird auf allegorische Weise nicht blos, wie Herr W. angiebt, von der edeln und enthusiastischen „Liebe des Ewigen und Göttlichen“ gehandelt, sondern alle Hauptvermögen und Thätigkeiten des Menschen treten in die mannigfaltigsten Beziehungen zu einander, und erst, nachdem vom göttlichen Lichte angeregt, alle Formen durchlaufen sind, wird zur „Consonanz aller Sphären, Intelligenzen, Musen“ und Tonwerkzeuge hingeführt, wo der Himmel, die Weltbewegung, die Naturwerke, die Verstandeserkenntnisse, die Contemplation des Geistes, der Beschluß der göttlichen Vorsehung, — wo alle einstimmig den erhabenen und prächtigen Wechsel feiern, der die unteren Wässer den oberen gleichmacht, und Nacht in Tag und Tag in Nacht verwandelt, — damit die Gottheit in Allem sei, in der Art, in welcher Alles die Möglichkeit von Allem, und die unendliche Güte sich unendlich mittheilt nach der Vermögenheit „(capacità) jedes Dinges“ (II. 311).

Wahrscheinlich war bei dem Drucke dieser letzteren Schrift W. schon wieder in Paris. Hier vertheidigte in den Pfingsttagen 1586 nicht W., wie Herr W. berichtet, sondern Johann Hennequin unter Bruno's Auspicien, des letzteren *Articuli de natura et mundo à Nolano in principibus Europae academiis propositi*, und gab eine Apologie derselben unter dem Titel „*Excubitor*“ heraus, welche beide Schriften W. später als *Acrotismus* erscheinen ließ. Zunächst machte er noch seine *Figuratio Aristotelici auditus* bekannt, verließ aber noch im Juli desselben Jahres, 1586, wahrscheinlich (was Herr W. übersehen) der fanatischen Religionsverfolgungen wegen*), Paris, um, wie er selbst sagte, auch auf anderen Universitäten seine, der peripatetischen entgegengesetzte, Philosophie zu verbreiten.

Zu Marburg (am 25. Juli 1586) immatrikulirt, wollte er philosophische Vorlesungen eröffnen. Da ihm aber die Erlaubniß hierzu verweigert wurde, fand er dies so ungebührlich, daß er unverweilt abreiste und sich nach Wittenberg begab. Ob er nun hier, wie Herr W. behauptet,

*) In der Dedicacion zur *Lamp. combin.* bezeichnet er sich 1587 als „e Galilae tumultibus elapsus.“

Professor wurde, oder, wie Andere berichten, ihm nur Erlaubniß, Privatvorlesungen zu halten, erteilt worden, können wir nicht entscheiden, müssen aber das Letztere, seiner Religionsverhältnisse halber, für das Wahrscheinlichere halten. Er gab hier zuerst eine Abhandlung heraus: *De lampade combinatoria Lulliana* (1587), demnächst eine Logik unter dem Titel: *De progressu et lamp. venatoria Logico-rum* (1587), und ließ ihnen den oben erwähnten *Acrotismus* folgen.

Nach nicht völlig zweijährigem Aufenthalte zu Wittenberg, von welchem uns eben so wenig etwas Näheres bekannt, als von dem in den anderen Städten, nahm er in seiner *Oratio valedictoria* (1588) Abschied von dieser Universität, hielt sich einige Zeit in Prag auf, wo er seine eben angeführte Logik neu herausgab unter dem Titel: *De specierum scrutinio et Lamp. combin. R. Lullii doct. Heremit. omniscii, propemodumque divini* (Pragae 1588). Indessen mag es ihm hier wohl zu katholisch gewesen sein; denn schon im folgenden Jahre ging er nach Braunschweig, wo er von den beiden Herzögen gut aufgenommen und mit Gehalt nach Helmstädt gesendet wurde, um dort Vorlesungen zu halten. Auf den bald darnach erfolgten Tod des Herzogs Julius gab er dort eine *Oratio consolatoria* (1. Juli 1589) heraus, verließ aber auch diesen Ort, nach W. 1591, nach Anderen schon 1590, und zog nach Frankfurt a. M., wo er in dem einen Jahre 1591 seine drei letzten Schriften herausgab:

1. *De imaginum, signor. et idear. compositione etc.*
2. *De triplici, minimo et mensura etc.* und
3. *De monade numero et figura, liber consequens quinque de minimo, magno et mensura. Item de innumerabilibus, immenso et infigurabili etc.*

Bei Aufführung dieser Schriften, als in welchen die gereifte Weltansicht Bruno's sich auf mehrfache Weise angedeutet findet, wäre wohl der schickliche Ort gewesen, aus denselben das Dienliche beizubringen, um ihren Verfasser gegen die ihm gemachten Vorwürfe des Atheismus und Materialismus in Schutz zu nehmen. In der Schrift *De la Causa* hatte W. zwar (I. 233) von einer „göttlichen übernatürlichen Substanz“ gesprochen, wie in der früheren *Cena* (I. 191) sogar von einer „übersubstantiellen Substanz,“ dieselbe aber, obgleich er sie als das „höchste und beste Princip,“ bezeichnet, hier wie dort „von der Erörterung ausgeschlossen,“ die sich nur mit der Weltseele, zu beschäftigen habe, „wie sie die Wirksamkeit und das Vermögen von Allem, und ganz im Ganzen ist.“

Im Spaccio ist in dieser Beziehung ein Schwanken zu bemerken, wenn man die Worte der Sophia als B's eigene Ansicht nimmt, wo er sie sagen läßt (II. 228. 229): „Gott, als absolut, hat nichts mit uns „ zu schaffen, wohl aber insofern er sich den Wirkungen der Natur mittheilt, und da ist er denselben innerlicher (più intimo), als die Natur selbst; so daß, wenn er nicht die Natur selbst, er gewiß die Natur der Natur, wie er die Seele der Weltseele, wenn er nicht die Weltseele selbst ist.“ In den drei zuletzt angeführten Schriften aber wird Gott entschiedener als eben jenes höchste und beste Princip, als das schlechthin einfache Wesen, bei welchem Sein, Können, Wirken und Wollen Eins ist, als unendlicher Herrscher des Einen unendlichen Weltreiches *), als das Urwesen, dessen Abdruck die Natur, dessen Ebenbild wir sind, bestimmt, und die letzte jener Abhandlungen rein theistisch auf folgende Weise beschlossen:

Et rerum facies dum tantum fluctuat extra,
 Intimius cunctis, quam sint sibi quaeque, vicens est
 Entis principium, cunctarum fons specierum,
 Mens, Deus, Ens, Unum, Verum, Fatum, Ratio, Ordo.

Hiermit stimmen dann auch die ebendort auf das großartigste ausgesprochenen Ansichten von der Bestimmung des Menschen, wenn er z. B. im 1. Cap. De Immenso etc. (wie ein Jahrh. später Swedenborg) sagt: „der innerste Mensch (animus) trachte vor allem dahin, daß der Geist im ersten „Wahren, der Wille im ersten Guten zu Ruhe komme,“ da ihm kein particulares Gute oder Wahre genüget. Unerträglich findet der Mensch das bloße Manchmal, Irgendwo, Einzeln, Theilweise u. dgl., da er nach dem Zimmer, Ueberall, Allgemein, Ganz, Alles, strebt.“ — „Die weise Seele fürchtet den Tod nicht, — denn „jeder Substanz harret, Bezugs der „Dauer: — Ewigkeit, des Ortes: — Unermeßlichkeit, der „Wirksamkeit (acta): — Allgestalt (omniformitas).“ Mit Recht „wird daher der Mensch ein großes Wunder genannt, der in Gott übergehe, als sei er selbst Gott; der Alles zu werden wagt, wie Gott Alles „ist, und nach einem unendlichen (obgleich überall endenden) Gegenstande hin strebt, wie Gott unendlich, unermeßlich und überall

*) Von vielen Stellen führen wir nur die Borr. B's zu De monade etc. an, wo er sagt im 3. B. De immenso fanden sich die evidentesten Beweise, qualiter mundorum republicae disponuntur, unum sine fine regnum infinito gubernatori subsit etc. Monstratur ut in universo sint — praecipua subsistentia (sub uno existente omnium principe et ab omni ordine absoluto) solem, terram et coelum etc. —

„ganz ist“*). — B. selbst hatte, was, so wie das nächstfolgende, Herr W. anzumerken unterlassen, noch die Correctur von *De triplici etc.* bis auf den vorletzten Bogen besorgt, — weshalb wir diese Schrift als die letzte von ihm herausgegebene ansehen müssen, — als er durch einen unerwarteten Vorfall**), den er selbst als Mißgeschick bezeichnet, sich von Frankfurt zu entfernen genöthigt fand. — Wie lange er sich in Padua aufgehalten, ist unbekannt; ebenso ist es ungewiß, ob es das Jahr 1595 gewesen, in welchem er zu Venedig von der Inquisition ergriffen wurde. Im Jahre 1598 wurde er nach Rom gebracht, am 9. Febr. 1600 von der geistlichen Behörde, wahrscheinlich als Keger, verdammt, und dem weltlichen Arme mit der gewöhnlichen satanisch-höhnenden Empfehlung übergeben, „daß er allergnädigst (*quam clementissime*) und ohne Blutvergießen bestraft werden möge.“ Mit Gleichmuth bestieg Bruno nach acht Tagen auf dem Campo fiore den Scheiterhaufen, und wenn er wirklich, wie Scioppius berichtet, im letzten Augenblicke von dem ihm dargehaltenen Crucifix den Blick verächtlich weg dem Himmel zugewendet, so wird man weniger bitter ihn deshalb zu tadeln sich gestimmt finden, als diejenigen, welche, den ausdrücklichsten Geboten Christi zuwider, ihn so zu richten sich vermaßen, und hiermit das von ihnen dargehaltene Bild ihres angeblichen Herrn und Meisters durch diese Gräueltthat selbst verhöhneten. Demungeachtet können wir Herrn W. nicht völlig beistimmen, wenn er diese Hinrichtung allein dem fanatischen Eifer des Dominikanerordens, den B. verlassen, und des Pontifikats, dessen Feind er gewesen, zur Last legt, nicht aber dem Atheismus, der Ketzerei und Apostasie, deren B. beschuldigt worden sei. Der römisch katholischen Kirche mußte B. als Atheist und vollends als Keger erscheinen, weil er keine Gottheit mit drei Personen, keinen eigentlichen Welterschöpfer, keinen Sündenfall, und somit auch keinen wiederaufhebenden, erlösenden Gott, keine Kirchenautorität u. s. w. annahm; denn Protestationen, wie z. B. *De la Causa* (I. 270) daß er „nicht minder fürchte, als ein Widersacher (*contrario*) „der Theologie zu erscheinen, als wie ein solcher zu sein“ u. s. w., oder in der *Cena* (I. 119) „daß seine Philosophie mit der wahren Theologie übereinstimmig sei,“ und (I. 172) daß die „heilige Schrift von höhe-

*) Wir glauben hier daran erinnern zu dürfen, daß Scotus Erigena den absoluten Idealismus schon viel bestimmter so ausgesprochen hatte: (*Deus*) *dum in omnibus fit, super omnia esse non desinit.*

**) J. Bachel in der Dedicatio der Schrift *De tripl. minimo etc.* sagt von Bruno: *casu repentino a nobis avulsus, — per litteras — rogavit, ut quod sibi per fortunam non liceret, nos pro se suo nomine praestaremus.*

„ren Intelligenzen ausgehe, die nie irren“ u. s. w., — solche Verwahrungen, so wie die Allegorien, in die er seine Angriffe hüllte, — wollte er wohl selbst nicht als Schutzwehren gegen mögliche Anklagen auf Kezerei angesehen wissen. Folgerichtig, wenn auch widerchristlich, verfuhr dagegen die Hierarchie, wenn sie denjenigen wegräumen ließ, der durch sein System den ganzen alten Weltbau in seinen Grundfesten erschütterte, und durch seinen Naturalismus alle bisherige kirchliche Sittendisziplin bedrohte. Bruno aber starb als Märtyrer der Lehr- und Gewissensfreiheit; denn alle seine Schriften, sein Leben und sein Tod bezeugen, daß er von der Wahrheit seiner Lehre, wie von dem Guten, das er durch ihre Verbreitung stiften könne, innigst überzeugt war, und daß es nur diese Ueberzeugung, nicht aber Prahlerei war, die ihn antrieb zu schreiben*): —
me deus altus

Vertentis seculi melioris non mediocrem

Destinat, haud veluti media de plebe, ministrum.

Nach seinem Tode erschienen, nach Herrn W., noch folgende zwei, ihm zugeschriebene, Werke:

Summa terminorum metaph. J. Brunii Nol. — accessit ejusd. praxis descensus, seu explicatio entis ex msto. per R. E. Jconium Turinum etc. 1609. 8. und

Artificium perorandi etc. 1612. 8.

Herr W. hat aber hier übersehen, daß das erstere schon früher unter folgendem Titel erschienen: *Summa term. met., ad capessendum logicae et philos. studium, ex Jord. Brunii Nol. Entis descensu manuscr. excerpta, nunc prim. luci commissa a R. E. Jconio Tigurino. Tiguri 1595. 4.* Diese Ausgabe dürfte übrigens nachzuforschen berechtigen, ob W. nach seiner Abreise von Frankfurt nicht vielleicht längere Zeit sich in Zürich aufgehalten, bevor er sich nach Padua begeben.

Wohl verdiente überhaupt dieser große Geist, daß seinen Lebensumständen, und besonders zu Rom seiner Verurtheilung, genauer nachgespürt, und auf diesem Wege vielleicht noch irgend eine seiner, bis jetzt als verloren zu betrachtenden, Schriften aufgefunden würde. Herr W. giebt uns folgende Titel derselben: 1. *Liber clavis magnae.* 2. *Lib. triginta statuarum.* 3. *Templum Mnemosynes.* 4. *De anima.* 5. *De multiplici mundi vita.* 6. *De naturae gestibus.* 7. *De principiis veri.* 8. *De astrologia.* 9. *De magia physica.* 10. *De sphaera.* 11. *L'arca di Noé (dedicata al papa Pio V.)* und 12. *Purgatorio dell' inferno.* Auf die bei-

*) *De Innumerabil. etc. p. 328.*

den letzteren beruft B. sich in der (1584 erschienenen) *Cena de la Ceneri*, und zwar, was Herr B. nicht hervorgehoben, auf die erstere als auf eine, wohl schon vor längerer Zeit geschriebene *), auf die zweite, als auf eine solche, worin man sehen könne, „welches die Frucht der Erlösung sei.“ Zugleich bittet er, „diese seine Gespräche geheim zu halten, damit „sie nicht denen zu Ohren kämen, welche er darin gebissen; sie möchten „sich sonst erzürnen und ihm neue Gelegenheit geben, sie noch schlimmer „zu behandeln und noch besser zu züchtigen, als bereits geschehen.“ Diese Stellen und besonders der Umstand, daß Pius V. schon 1572 gestorben, lassen uns vermuthen, daß jene beiden Gespräche noch in Italien geschrieben, und vielleicht die Veranlassung waren, daß B. sein Vaterland verlassen mußte. Wäre diese Vermuthung gegründet, dann würde aber auch das Geburtsjahr Bruno's nicht in die 50er, sondern wohl in die Mitte der 40er Jahre des 16. Jahrhunderts zu setzen sein. Außer den oben erwähnten Schriften finden wir bei *Fsellin* noch angeführt: *De Cosmimetriae praxi*. —

Obgleich nun Herr B. uns nur einen *Abriß* (*abbozzo*) des inneren und äußeren Lebens B's zu geben sich anheischig gemacht, so vermiffen wir doch selbst in einem Abriße ungern eine bestimmtere Charakteristik desselben und eine genauere Andeutung seines Verhältnisses zu den ihm vorangegangenen Philosophen.

Schon aus den hier mitgetheilten italienischen Schriften ergiebt sich, daß B. nicht nur die griechischen und römischen Philosophen, sondern auch die bedeutendsten Kirchenväter, Scholastiker und Araber kannte, und daß namentlich die *Eleaten* und *Plotin* (*prencipe della setta di Platone* I. 274) ihm die Einheit des Seins und die Abstufung der allgemeinsten Begriffe, dagegen die *Atomistiker*, vorzüglich der ihm als Dichter und Aufklärer sehr verwandte *Lucrez*, ihm die Substantialität der Materie dargeboten haben mögen. Unter den Neueren haben *Raym. Lullus* (der *Alleswissende*), *Eusanus* (*il divino*, s. I. 154. 162. 288), und *Copernicus* offenbar am meisten auf ihn eingewirkt. Mit dem ersten suchte er durch scharfe Unterscheidungen alles Besondere in Klarheit und damit in Ordnung zu bringen; der zweite gab ihm mit geometrischen Kenntnissen zugleich die Hauptgedanken über Gott, die Welt, und den Menschen; vom letzteren erhielt er die astronomischen Erkenntnisse, die er dann mit jenen zu einem lebendigen, einträchtigen Ganzen zu vereinigen strebte. Aber seine immer poetisch übersprudelnde *Phantasia* ließ ihn nur sehr vor-

*) I. 149. Non ti ricordi, Nolano, di quel ch' é scritto nel tuo libro intitolato: *L'arca di Noé*.

übergehend zur freien Bewegung in reinen Gedanken kommen, wie seine italienische Leidenschaftlichkeit und die Heftigkeit, mit welcher er überall angegriffen wurde, auch seinen klaren Blick oft trübte und ihn zu Einseitigkeiten, ja selbst zu Ungerechtigkeiten hinriß. So wirft er z. B. dem Aristoteles vor (*De la Causa* I. 283) „daß er als ein trockener „Sophist sich bemüht habe, mit hinterlistigen Erklärungen und leichtfertigen Ueberredungen die Lehrsätze der Alten zu verdrehen, und sich der „Wahrheit entgegen zu setzen, wohl nicht aus Einfalt des Geistes, als „vielmehr aus Neid und Ehrgeiz“ (vergl. *Cena etc.* I. 180). Einen ähnlichen Ausfall auf Plato schließt er sogar mit der unerklärlichen Behauptung, der „Endzweck von Plato's Philosophie sei mehr der eigene Ruhm „als die Wahrheit gewesen.“ Solcherlei Anklagen würden nicht unbilligerweise auf denjenigen zurückgewendet, der selbst sich so oft fast vergöttert, wie z. B. im ersten Cap. *De Innam.* (p. 147):

Tua propter dum tutus iter sic carpo, beata
 Conditione satis studio sublimis avito
 Reddor Dux, Lex, Vates, Pater, Autor, Lterque,
 Adque alios mundo ex isto dum adsurgo nitentes,
 Aethereum campumque ex omni parte pererro,
 Attonitis mirum et distans post terga relinquo.

Dennoch mögen wir darum nicht sowohl seinen Eifer für die Wahrheit aus übertriebener Ruhmsucht, als vielmehr solche Selbstgefälligkeiten aus seiner hohen Begeisterung für die großen Ideen ableiten, durch welche er die alte Verfinsternung der Naturanschauung aufzuhellen sich berufen hielt. Wir können jetzt wohl kaum uns vorstellen, was die ersten Christen empfunden haben mögen, als ihr Herz zum erstenmale für die ganze Menschheit schlagen durfte; so möchte es auch Wenigen gelingen, sich in die Seele des großen Nolaners zu versetzen, um mit ihm zu fühlen, wie es ihn ergriffen, als er an der Hand des Copernicus zum erstenmale von Sonnensystem zu Sonnensystem den erschütternden Ausflug wagte. Geneigt aber finden wir uns, ihm Glauben beizumessen, wenn er in *De la Causa* (I. 217) bei den Göttern betheuert, seinen kynischen Prügel nur gezeigt zu haben, um für sich und seine Sache Friede zu bekommen, und daß er nie „aus schmutziger Selbstliebe oder aus gemeiner Sorglosigkeit für seine Person, sich gerächt habe, sondern aus Liebe zu seiner so sehr geliebten Philosophie und aus Eifer wegen der verletzten Majestät derselben;“ ebenso, wenn er im Vorbriefe zur Schrift *Del' infinito etc.* (II. 3. 4) sich selbst in dieser Beziehung charakterisirte. Da diese Stelle zugleich ein Beispiel seiner Schreibart giebt, so erlauben wir uns, sie hier in möglichst treuer Uebersetzung mitzutheilen.

„Führte ich den Pflug, weidete ich eine Heerde, besorgte ich einen
 „Garten, besserte ich Kleidungsstücke aus, — dann würden Wenige mich
 „beachten, — leicht könnte ich Allen gefallen. Da ich aber das Feld der
 „Natur verzeichne, besorgt bin für die Weide der Seele, gern den Geist
 „pflege und ein Däbalus bin für die Gewänder der Intelligenz, — siehe
 „da, — wer mich nur anschaut, droht mir, greift mich an, beißt und
 „zerreißt mich, und dieser sind nicht Wenige, sondern Viele, fast Alle.
 „Wollt ihr wissen, woher das kommt, so sage ich euch, daß daran Ursache
 „ist die Universität, die mir mißfällt, der Pöbel (volgo) den ich
 „haffe, die Menge, die mir nicht genügt, und Eine, die mich in sie
 „verliebt macht (che m' innamorata), — durch die ich frei bin in der Unter-
 „würfigkeit, zufrieden im Leiden, reich in der Dürftigkeit, und lebendig im
 „Tode . . . Daher kommt es, daß ich nicht wie ein Mäder den Fuß vom
 „steilen Pfade zurückhebe, noch wie ein Verzagender die Hände vom Werke,
 „noch gleich einem Verblendeten die Augen vom göttlichen Gegenstande
 „wegwende, während ich mich meistens für einen Sophisten gehalten
 „sehe, mehr beklissen, scharfsinnig (sottile) zu erscheinen, als es wahrhaft
 „(verace) zu sein; — für einen Ehrsuchter, der mehr darauf denkt,
 „neue und falsche Sekten zu erwecken, als die alte und wahre zu bekräf-
 „tigen; — für einen Vogelsteller, jagend nach Ruhmesglanz, indem
 „er die Finsternisse seiner Irthümer vorhält; — für einen unruhigen
 „Geist, der die Gebäude der guten Disciplinen umreißt, und sich zum
 „Gründer von Verderbnißmaschinen macht! — So mögen (denn) die
 „heil. Gottheiten (numi) alle Diejenigen von mir verschrecken, die mich
 „ungerechterweise hassen! So sei mein Gott mir immer gnädig, so seien
 „mir günstig alle Beherrscher unserer Welt, so mögen die Gestirne mir
 „den Saamen zum Acker und diesen zum Saamen bereiten, auf daß der
 „Welt nützliche und glorreiche Frucht meiner Arbeit zum Vorschein komme,
 „den Geist erweckend und das Gefühl erschließend denen, die des Lichtes
 „beraubt sind, wie ich gewiß nicht erdachte. — Und wenn ich irre, so
 „glaube ich wahrhaftig nicht zu irren, und sprechend und
 „schreibend strecke ich nicht um des Sieges willen an und für
 „sich genommen, — denn für gottfeindlich, niedertsüchtig und ehelos
 „halte ich jeden Ruhm und jeden Sieg, bei welchem die Wahrheit nicht
 „ist; — sondern aus Liebe zur wahren Weisheit, und aus
 „Eifer für wahre Beschaulichkeit ringe ich, ängstige und
 „quäle ich mich.“

Ganz mit dem hier Ausgesprochenen stimmen auch die edeln, geist-
 reichen Züge des Bildes, welches Herr W., in einem schönen, von Herrn

Mayer in Paris gefertigten, Kupferstiche, der vorliegenden Schrift als die erwünschteste Zierde beigegeben hat. —

Papier und Druck dieser Ausgabe sind gut, und wir hoffen, daß der Absatz dieser Werke, die in gleichem Maße dem Philosophen, Dichter und Litteraturfreund willkommen sein müssen, rasch genug statt finden wird, um bei einer zweiten Ausgabe die nicht ganz seltenen Druckfehler zu verbessern, vor allem aber Herrn W. zu bestimmen, auch die lateinischen Abhandlungen Bruno's mit gleich dankenswerther Sorgfalt herauszugeben.

2.

L e i b n i z .

1.

(Leibniz's Dissertation „De principio individui.“ Herausgegeben und kritisch eingeleitet von Dr. G. E. Guhrauer. Berlin. Verlag von Veit und Comp. 1837. 8. 88.)

Wie die Universitäten in der vollen Bedeutung des Wortes recht eigentlich deutsche Institutionen sind, so ist Leibniz einer der ausgezeichnetsten Repräsentanten des achtdeutschen Universalismus. Nichts Menschliches ist ihm fremd, allen bedeutenden Bestrebungen seiner Zeitgenossen im In- und im Auslande widmet er seine Aufmerksamkeit, alle sucht er zu fördern, überall bringt er in die Tiefe, und strebt die Gegenstände seiner Forschungen sowohl in ihrer Bestimmtheit, als in ihren wesentlichen Wechselbeziehungen zu erkennen. Die letzten Gründe, die Urprincipien der Dinge sucht er zu entdecken, um in ihnen das lebendige Band, die Encheiresis zu ermitteln, welche die gegensätzlichen Erscheinungen zu versöhnen vermöge. Plato und Aristoteles, ältere und neuere Philosophie, Mathematik und Metaphysik, Empirismus und Speculation, Individualismus und Universalismus, Atomismus und Spiritualismus strebt er zu vereinigen; „die päpstliche und die lutherische — Religion,“ die Lutheraner und Reformirten, Natur und Gnade, Vernunft und Offenbarung, Philosophie und Theologie möchte er versöhnen, und wie er in dem Weltplane eine prästabilierte Harmonie zu entdecken, so trachtete er von Jugend auf, eine Universalssprache zu finden, welche zur Belehrung und Befehrung aller Völker, zu Beendigung aller Streitigkeiten hinführen könnte. Der Geschichte der Erde und der Völker, der Mathematik, Physik, Chemie, selbst der Medicin widmet er seine Studien, die Jurisprudenz zieht er in den Kreis der Philosophie und die Arbeit seines Lebens krönt er mit einer Rechtfertigung Gottes wegen des Daseins des Uebels und des Bösen. Zuerst des Lateinischen, der bisherigen Welt-

sprache, sich bedienend, verfaßt er in der Folge, als unter Ludwig dem Vierzehnten Frankreich den Ton für Europa anzugeben anfing, auch viele Schriften in französischer Sprache, und wie er in seiner ersten Dissertation sich in Sprache und Darstellung noch der in den Schulen herrschenden abstrusen Scholastik angeschlossen, nähert er sich sehr bald der französischen Popularität, durch welche seine Schriften auch auf die nicht gelehrten höheren Stände bedeutenden Einfluß gewannen. Mit Recht bemerkt daher Herr Dr. Guhrauer in der Einleitung zu vorliegender Schrift, daß Leibniz's „welthistorische Stellung in den wichtigsten Bezügen sich als eine vermittelnde bekundet.“ Was Herder im Uebergange vom achtzehnten auf das neunzehnte, das war Leibniz im Uebergange vom siebenzehnten auf das achtzehnte Jahrhundert, wie jener — ein inniger Verehrer Gottes, ein Freund der Menschheit, ein Vertheidiger der individuellen Freiheit, und in allen Bestrebungen und Eigenthümlichkeiten ein wahrer Deutscher.

Aber er theilte auch mit anderen großen Deutschen das Schicksal, lange Zeit hindurch eines seiner würdigen vaterländischen Denkmals zu entbehren, welches doch vor Allem in einer Sammlung und Ausgabe seiner Schriften bestehen sollte. Eine solche ist bis jetzt nur von Ludwig Dutens, einem Fremden, in den 60er Jahren zu Genf veranstaltet worden. Doch fehlen in derselben mehrere Arbeiten Leibniz's, und namentlich seine erste Druckschrift, die er erst sechzehn Jahre alt (1663), als Baccalaureus der Philosophie und der schönen Künste herausgegeben. Diese hat, wie Herr Guhrauer bemerkt, schon frühzeitig zu den Seltenheiten zu gehören angefangen; von Allen, die über L's Leben und Philosophie geschrieben, hat nur noch Ludovici (1737) sie besessen und gelesen, und bereits gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts schien sie völlig verschwunden. Doch wies später F. H. Jacobi auf dieselbe hin. Aber erst seitdem Hegel auf die welthistorische Bedeutung der Leibniz'schen Philosophie hingedeutet, Steffens den tiefen Denker als christlichen Philosophen begrüßt, und Göthe und Andere auch in anderen Beziehungen auf die Reichhaltigkeit seiner Forschungen aufmerksam gemacht, wird das Bedürfnis einer neuen, vollständigen, kritischen Ausgabe seiner Schriften lebhafter empfunden.

Herr Dr. Guhrauer hat nun das Glück gehabt, auf der königl. Bibliothek zu Hannover die so lange vermißte erste Druckschrift unseres Polyhistor aufzufinden, und die Einleitung, mit welcher er die vorliegende neue Ausgabe begleitet hat, berechtigt zu dem Wunsche, daß der Herr Herausgeber sich entschließen möchte, auf gleiche Weise eine vollständige Ausgabe der wissenschaftlichen Werke des mit Recht weltberühmten

Mannes zu veranstalten. — Es liegt außer unserem Zwecke, auf das Einzelne der werthvollen Leistung des Herrn Dr. Guhrauer hier einzugehen. Wir erfüllen aber eine angenehme Pflicht, wenn wir die Freunde der Philosophie auf dieselbe aufmerksam machen, da nicht nur in der hier neu aufgelegten Dissertation P's und der vorangeschickten Vorrede seines Lehrers, Jacob Thomasius, interessante Actenstücke zur Geschichte der Philosophie, sondern auch in der kritischen Einleitung (S. 7 — 61) ein sehr reichhaltiger Beitrag zum Verständniß der Entwicklungsgeschichte jenes großen Philosophen dargeboten werden.

Wir stimmen Hrn. G. vollkommen bei, wenn er (S. 38) bemerkt: „daß uns durch die Beschaffenheit jener ersten Jugendleistung von Leibniz seine Philosophie von einem neuen Gesichtspunkte aufgeschlossen werde,“ und wenn er weiterhin (S. 44) hinzufügt: „daß, für jene Zeit, in Leibniz's (in jener Dissertation ausgesprochener) nominalistischer Entscheidung etwas Großes liegt, nämlich die Anerkennung der Selbstständigkeit und Gesetzmäßigkeit der Natur der Dinge gegenüber der Reflexion endlicher Geister, eine Denkart, welche die moderne Wissenschaft und Bildung vollkommen von der des Mittelalters unterscheidet.“ . . . „Der Nominalismus,“ bemerkt noch Hr. G. (S. 49), hat in befangenen Köpfen, die geistlose Atomistik, als Naturphilosophie, hervorgebracht: der verklärte, durchgeistete Nominalismus eines Leibniz hat den geistigen Atomen, hat den Monaden den Ursprung gegeben.“ Durch diese individuell unendlichen Substanzen ist aber Leibniz ebenso der absoluten Substanz des Spinoza, — wie durch seine prästabilierte Harmonie des Universums und später durch seine Theodicee, — dem auflösenden, verzweifelden Skepticismus Bayle's, — wie durch seinen Intellectualismus dem Sensualismus Locke's, und durch seinen Versuch, die Uebereinstimmung der Vernunft mit der Offenbarung zu erweisen, dem damals in England auftauchenden Naturalismus erfolgreich entgegengetreten. — Ein solcher wissenschaftlicher Heroe verdient einen ebenso wissenschaftlich gebildeten, als gewissenhaften Historiographen und wir dürfen mit voller Zuversicht hoffen, daß Hr. Dr. Guhrauer sich den Ruhm eines solchen nicht von einem Anderen wird rauben lassen.

2.

(Leibniz's deutsche Schriften.)

Im zweiten Bande von Mundt's Diokuren giebt Herr Dr. Guhrauer uns von einer sehr interessanten Abhandlung Kunde,

welche Leibniz im Jahre 1670 in deutscher Sprache verfaßt und überschrieben: „Bedenken, welcher Gestalt *securitas publica interna et externa* und *status praesens* im Reich jetzigen Umständen nach auf festen Fuß zu stellen.“ Diese, in geschichtlicher und rechtswissenschaftlicher, philosophischer und litterar-historischer Hinsicht bedeutsame, erste deutsche Schrift des großen deutschen Mannes, deren Manuscript sich zu Hannover befindet, war bis jetzt noch völlig unbekannt. Wir freuen uns daher, anzeigen zu können, daß sie zu Anfang des nächsten Jahres im Druck erscheinen wird. Hr. Dr. Guhrauer, der seinen Beruf zur Herausgabe der Schriften Leibniz's bereits durch die von ihm bekannt gemachte Dissertation desselben (*De principio individui*) bekrundet, hat es unternommen, zunächst sämtliche, aus den Handschriften vervollständigte deutsche Schriften von Leibniz herauszugeben, und das oberwähnte Bedenken wird die Reihe derselben eröffnen. — Als Probe daraus vorläufig einige allgemeine Bemerkungen.

In Bezug auf die damalige Lage des „römischen Reichs“ meint Leibniz, die dem Reiche damals „gleichsam überm Kopfe schwebenden Hauptgefährlichkeiten“ seien „nicht etwa die übel eingerichteten Commercien und Manufacturen, das grundverderbte Münzwesen, die Ungewißheit der Rechte und Saumseligkeit der Proceße, die nichtswürdige Erziehung und unzeitige Reife unsrer Jugend, der überhand genommene Indifferentismus cum in *fidei*, tum in *moralibus et politicis* rebus (in Glaubens-, moralischen und politischen Angelegenheiten) und der folglich einreißende Atheismus, die gleichsam mit einer fremden Pest angesteckten Sitten, der Religion erbitterte Zwistigkeiten: welche Stücke zusammengenommen uns zwar langsam schwächen und, wenn wir uns nicht bei Zeiten entgegensetzen, endlich unfehlbar ruiniren, nicht aber verhoffentlich alsobald über'n Haufen werfen können. Was unsre Republik aber auf einmal stürzen kann, ist ein innerlicher und äußerlicher Hauptkrieg, dagegen wir ganz blind, schlüftig, bloß, offen, zertheilt, unbewahrt und nothwendig entweder des Feindes, oder, weil bei jetziger Umstalt solchem selbst nicht gewachsen, des Beschüßers Raub sein.“ — Als einziges Rettungsmittel erscheint ihm „eine wohlformirte, beständige Allianz,“ — nämlich „eine Particularunion gewisser considerablen, der Gefahr nächsten, oder des Reichs Angelegenheiten sich für andern annehmenden Stände.“

Von Frankreich sagt Leibniz, es sei „fatal und von der Vorsehung Gottes vorbehalten, ein Führer der christlichen Waffen in der Levante zu sein, . . . das ihm gegenüberliegende Afrika anzugrei-

fen, die Raubnester zu zerstören, Aegypten selbst, so eines der bestgelegenen Länder in der Welt, anzugreifen, und — selbige Länder wohl gar zu übermeistern.“ — Auch meinte Leibniz, „man fasse an-
 jezo zu Rom genugsam, daß durch Religionskriege nichts zu gewinnen;
 — Summa, daß endlich, da Gott seinen Segen giebt, durch fried-
 liebende Consilia zur christlichen Liebe und Einigkeit
 in der Christenheit sich Alles anlasse.“

Herr Weitz in Berlin hat den Verlag dieser werthvollen Reliquien eines der größten Geister unserer Nation übernommen, und wir zweifeln nicht, daß er sie des edlen deutschen Mannes würdig ausstatten werde. Bis jetzt kannte man Leibniz nur durch seine lateinischen und französischen Schriften; Herr Gührer wird das Verdienst haben, der deutschen Litteratur die in deutscher Sprache verfaßten Schriften des großen Denkers restituirt, und hiermit die reiche Krone desselben durch einige bis jetzt noch fehlende Lorbeerblätter ergänzt zu haben.

Swedenborg.

(Neu = Salemitische Litteratur. *)

Das Volk Israel's harrete seit David eines von Gott gesendeten Nachkommen dieses großen Königs, der die Feinde Jehovah's und seines Volkes zerschmettern, und nach diesem furchtbaren Gerichte das alte Gottesreich wieder herstellen und für alle Zukunft befestigen werde. Eben so erwarteten die Christen von Anfang an die baldige Wiederkunft

*) I. Die neue Kirche des Herrn und ihre himmlische Lehre. Nach Kundten aus dem Himmel. Tübingen. Verlag: Zu = Guttenberg. 1830. (Oder: De nova Hierosolyma ect. Lond. 1758. Uebersetzt von L. Hofacker.) 218 S. 8.

II. Die Lehre von Gott dem Dreieinigen. Nach E. Swedenborg, von Ludw. Hofacker. Tübingen. 1834. Zu = Guttenberg. 180 S. 8. (Auszug aus Swedenb. Apocalypsis revelata.)

III. La nouvelle église du seigneur. Petit aperçu d'un grand avenir par L. G. Hofacker. Tub. Gutt. 1835. 29 S. 8.

IV. Vergleichende Darstellung und Beurtheilung der Lehrgegensätze der Katholiken und Protestanten, mit besonderer Rücksicht auf D. Möhler und seine protestantischen Gegner. Zugleich die erste Darstellung und Begründung der Unterscheidungslehren Swedenborg's u. von D. J. F. Tafel. Tübingen. Zu = Guttenberg. 1835. CVII und 566 S. 8.

V. De la Nouvelle Jérusalem, par M. Edouard Richer. 4 voll. 8. à Paris, chez Treuttel et Würtz, à Nantes, à l'impr. de Mellinet. (contenant:)

Vol. 1. La religion du bon sens pour servir d'exposé préliminaire à la doctrine de la N. Jerus. 1832. 462 S. 8.

Vol. 2. La clef du Mystère. 1834. LXIV und 466 S.

Vol. 3. Suite de la clef d. M. et Introduction à la doctrine de la N. Jérus. 1835. 512 S.

des Sohnes David's (Matth. 1, 1.), „um zu schlagen die Heiden“¹⁾, — „zu richten die Lebendigen und die Todten,“ und sein Reich zu errichten, welches „kein Ende haben“ sollte. Siebzehn Jahrhunderte hindurch hatten die Wächter auf den Zinnen der Kirche stets von Neuem den nahen Anbruch eines jüngsten Tages und Gerichtes verkündigt. Und schon wurden Einige des Glaubens, daß, wie es dem zweiten Stammvater des Menschengeschlechtes zugesagt worden, Gott gedenken wolle des Bundes, den er geschlossen mit „aller lebendigen Seele in allem Fleische, welches auf der Erde ist, — auf ewige Zeiten“²⁾. — Schon hofften Andere, jenes im N. Test. geweissagte Gericht sei wirklich ergangen, als Jesus gesagt: „Jetzt gehet das Gericht über diese Welt“ (*νυν κρισις εστι του κοσμου*. Joh. 12, 31.)³⁾.

Aber siehe! Da erhob sich gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts (1743) im hohen Norden eines Bischofs Sohn, Namens Emanuel von Swedenborg (früher Swedberg), und versicherte: „Gott der Herr habe ihn erkoren, um den Menschen den inneren, geistigen Sinn der heiligen Schrift zu erklären, und er werde ihm eingeben, was er schreiben solle.“ Und dieser Mann versicherte, daß „der Herr ihm das Gesicht seines Geistes geöffnet und so ihn in die geistige Welt (d. h. die Geisterwelt) eingelassen und ihm gegeben habe, die Himmel und Hölle zu sehen, und auch mit Engeln und Geistern zu sprechen“⁴⁾. Und bis zu seinem Ende wiederholte er oft, daß „er nur durch unmittel-

Vol. 4. Invocations à l'usage des vrais Chrétiens. 1834. 384 S.

VI. Das große Jenseits, nun erschaulich gewiß. Eine freudige Botschaft. Von L. Hofacker. Tübingen. Zu-Guttenberg. 1832. 49 S.

VII. Stille Wege zwischen Menschenwelt und Engelwelt, oder: Mein Uebertritt vom römisch-katholischen Glauben zu der neuen Kirche des Herrn, in Begleitung übersinnlicher Erscheinungen. Von Wilh. Degger, gewes. Ober-Bicar der Kathedrale zu Paris; a. d. Franz. von L. Hofacker. Tübingen. Zu-Guttenb. 1835. XXXIV und 256 S. 8.

VIII. Nouvelles questions philosophiques par Guill. Oegger. Berne 1835. VI und 134 S. 8.

1) Offb. 19, 15. in Tafels Vorreb. zu Swedenb. göttl. Offenb. I. S. XXVII.

2) Genes. 9, 12. ff. (nach Jofhsohn's Uebers.)

3) Selbst Tafel giebt als Swedenborgische Lehre, daß Christus bei seiner ersten Herabkunft „die Uebermacht der Hölle durch das Gericht, das er schon damals hielt, gestürzt,“ und zum Vater zurückgegangen, „um, so vollkommen mit ihm vereint, die überwundene Hölle allgegenwärtig und in Ewigkeit entfernt zu halten.“ S. CXXX a. a. D.

4) S. Swedb. Worte, angeführt von Tafel im Vorw. zu Bd. I. S. CCXXIV.

bare Eingebung Gottes schreibe," und daß „seine Schriften, die er alle auf Befehl des Herrn herausgebe, nicht Weissagungen, sondern Offenbarungen genannt werden müßten“⁵⁾.

Als solche Offenbarung verkündigte er aber unter Anderem, daß „die zweite Zukunft des Herrn," Jehovah-Jesu Christi, „nicht in Person, sondern im Worte geschehe, — durch einen Menschen⁶⁾, dem er sich in Person geoffenbart, den er mit seinem Geiste erfüllt habe, die Lehren der neuen Kirche durch das Wort aus ihm zu lehren“⁷⁾, und dieser Mensch sei — der Verkündigende, — Emanuel von Swedenborg — selbst. — Er offenbarte dann weiter, daß das in den Evangelien und der Apokalypse geweissagte jüngste Gericht⁸⁾ — zur Herstellung „des Gleichgewichts zwischen Himmel und Hölle“⁹⁾ — wirklich im Jahre 1757 gehalten worden, „damit die Bösen von den Guten geschieden (und „in die Hölle geworfen“) und diejenigen beseligt würden, welche an den Herrn (Jehovah Christus) geglaubt haben und an ihn glauben, und daß aus diesen ein neuer englischer Himmel und eine neue Kirche auf Erden gebildet würde“¹⁰⁾. „Zuerst“ aber sei das Gericht ergangen „über die, welche zur päpstlichen Kirche (das babylonische Schandweib) gehörten, hernach über die Muhammedaner, dann über die Heiden, und zuletzt über die Protestanten (den Drachen).“¹¹⁾

Ferner offenbarte er, daß der Herr, wie er in der Geisterwelt das letzte Gericht gehalten, so auf der Erde eine neue, und zwar die letzte Kirche bereits gestiftet — durch Eröffnung des geistigen Sinnes seines heiligen Wortes, und diese neue Kirche sei das verheißene, vom Himmel herabgestiegene „neue Jerusalem,“ — „die Krone aller Kirchen,

5) S. Swedenb. Schriften passim und Tafel Borw. S. CCXXVI.

6) Daß Gott sich „am Ende der Kirche — zur Errettung derselben eines Gesandten als Werkzeugs bedienen wolle,“ will Tafel (a. a. O. S. CXLVI) durch Matth. 24, 15. und die Paral. Stelle Dan. 12, 1. erweisen, in welcher letzteren es heiße: „Zu jener Zeit wird aufstehen Michael, der große Fürst u. s. w.“ so wie durch Offenb. 12, 7. ff., wo es heißt: „Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen“ u. c. (!)

7) Swedenb. N. Kirche bei Tafel a. a. O. S. CCXX — CCXXIV.

8) S. Tafel a. a. O. S. CXLV. — Das jüngste Gericht heißt es, weil „schon zweimal auf diesem Erdbörper ein Gericht stattgehabt; eines, welches im Worte unter der Sündfluth beschrieben, das andere vom Herrn selbst gehalten, als er in der Welt war.“ S. Swedenb. Jüngst. Ger. (Lond. 1758) bei Taf. II. S. 332.

9) Swedenb. Ebend. S. 308.

10) Swedenb. bei Taf. I. Borw. CCXXII und II. S. 331 f.

11) Swedenb. J. Gericht bei Taf. II. S. 334 f.

die es bisher auf dem Erdrunde gegeben,“ — welche „von Ewigkeit zu Ewigkeit bestehen werde“¹²). Diese neue Kirche, oder mit anderen Worten, das Reich Gottes, welches vom 18. Juni 1770 an begonnen¹³), „habe jedoch auch heutzutage bloß bei denen Bestand, welche sich an den Herrn (Jesus Christum) allein wenden, und ihn als Gott des Himmels und der Erde anerkennen“¹⁴). „Die wahre Kirche sei im Menschen, und die (neue) Kirche, welche außer ihm sei, bestehe aus den Vielen, in welchen die wahrhafte Kirche sei“¹⁵). — Die Lehre dieser Kirche aber, die auch die himmlische genannt wird, weil sie Swedenborg „aus dem Himmel geoffenbart worden,“ besteht im Wesentlichen darin, daß „Gott, dem Wesen und der Person nach Einer, und daß dieser — der Herr, Jesus Christus sei, mit welchem wir durch Glauben und thätige Liebe verbunden und beseligt werden, ohne jedoch eigenem Verdienste vertrauen zu dürfen“¹⁶).

Diese Lehre nun ist bis in das Einzelste ausgeführt, und von 1745 bis 1771 in zahlreichen Schriften als eine fortgehende Offenbarung bekannt gemacht, und, — nachdem ihr Verkündiger, — allgemein als ein eben so wahrheitsliebender und gelehrter, als sittenreiner Mann anerkannt, — im Jahre 1772 verstorben, — ist diese sogenannte Offenbarung die Grundlage einer neuen Kirche geworden, deren Anhänger des Glaubens sind, daß jener Mann „im höchsten Grade glaubwürdig,“ ja daß es sogar „nicht nur unverständlich und inconsequent, sondern auch im höchsten Grade unsittlich und ungerecht,“ — daß es „nicht nur Verbrechen an der beleidigten Menschheit, sondern auch Hochverrath an dem Geiste Jesu Christi, der in ihm wirkte, sei, ihm nicht zu glauben“¹⁷).

12) Swedenb. L. v. N. Jerus. (1763) bei Taf. I. S. 129 ff. und Vorw. S. CCXXV.

13) S. True Christian Religion; containing the Universal Theology of the new church. By Em. Swedenborg. (Amst. 1771.) Lond. 1819. Vol. II. p. 547. — Dieses Werk hatte Swedenb. am 18. Juni 1770 vollendet, und sobald die letzten Worte desselben niedergeschrieben, „sandte, nach Swedenb. Versicherung, Jesus Christus seine zwölf Apostel durch die Geisterwelt, um derselben die frohe Botschaft zu verkünden, daß Er, dessen Reich kein Ende nehme, für und für regiere.“

14) Swedenb. Ebend. S. 138.

15) Swedenb. L. v. d. h. Schrift. bei Taf. II. S. 114.

16) Swedenb. L. v. N. Jerus. bei Taf. I. S. 139 und Taf. Vorw. S. CCXXI.

17) S. Taf. Vorw. S. CCXXVII f. und S. CCXXXI.

Im Jahre 1783 zu London als ein kleiner Verein beginnend ¹⁸⁾, hat diese neue Kirche sich allmählig ausgebreitet, in den Jahren 1789 bis 1794 ihre fünf ersten Synoden oder allgemeinen Conferenzen gehalten, durch welche „Katechismen, Liturgieen und Gesangbücher sanctionirt wurden“ ¹⁹⁾; schon 1790 hat sie eine Zeitschrift herauszugeben angefangen, bald darauf bereits Missionen gestiftet, auf ihrer vierzehnten Generalconferenz, zu Manchester 1821, sich über ihre Lehre und Verfassung erklärt und auf dem funfzehnten Generalconvente, zu Philadelphia (1822), ein symbolum aufgestellt. — Sie glaubt nicht nur an die wunderbare Erleuchtung ihrer Stifter, sondern weiß auch von wunderbaren Heilungen (St. Amour) und Bekehrungen (Degger) zu erzählen; — sie hat nicht nur heftige Gegner (Baruel, Dutois, Priestley u. s. w.), sondern auch enthusiastische Apologeten (Vertinger, Latrobe, Hindmarsh, Clowes, Proud, Tafel, Noble, Hofacker u. s. w.), ja sogar einen Propheten (Heinrich v. Bülow) gefunden, welcher weissagte: „Die Franzosen würden als wiedergebärender Sauerteig (levain régénérateur) dienen; sie würden die Johannes = der = Täufer der zweiten Zukunft des Herrn, d. h. des (wahren, neuen) Christenthumes sein, und, ohne es zu wissen, den Weg bereiten;“ — von 1832 bis 1847 aber werde man anfangen, die neue Kirche öffentlich anzuerkennen“ ²⁰⁾. —

Und wirklich hat, gerade im Jahre 1832 E d u a r d R i c h e r sein großes Werk: „De la Nouvelle Jérusalem“ zu Paris und Nantes herauszugeben angefangen, und gerade in demselben Jahre ist „die Lehre Swedenborg's“ in der Symbolik von M ö h l e r, zum ersten Male unter den „protestantischen Secten“ aufgeführt worden ²¹⁾, da Winer,

18) Nach Schröckh (Christliche Kirch. Gesch. VIII. S. 407) hat „Swedenborg selbst eine Anzahl seiner Verehrer in Schweden veranlaßt, eine ergetische und philanthropische Gesellschaft zu stiften, die 1786 schon aus 50 Mitgliedern bestand.“ —

19) Die erste Synode versammelte sich am 13. April 1789, die zweite 1790, die dritte 1791, die vierte 1792, die fünfte 1793; s. Vergl. Darst. v. Taf. S. LXIV f.

20) Nunc permissum est, ou coup d'oeil sur la doctrine de la Nouvelle église chret., ou le Swédenborgianisme, ouvrage posthume de Henri de Bulow. 1809. Philadelphia.

21) Warum Hr. Möhler „das Lehrgebäude des schwedischen Propheten“ unter die kleineren protestantischen Secten einrangirt, kann darum befremden, da er geradezu versichert, dasselbe sei „aus der Opposition gegen die protestantische Rechtfertigungslehre und die damit zusammenhängenden Begriffe und anderweitigen Bestimmungen hervorgegangen,“ — wonach es also gerade gegen die dogmatische Grundlage der protestantischen Symbole protestirt. —

Planck und Marheineke, in ihren Darstellungen der Symbole — bisher verschmäht hatten, von der neuen Kirche Notiz — zu geben.

Auch wird von schriftstellerischen Aposteln der neuen Kirche nun auf die zahlreichen Weissagungen Bezug genommen, welche, besonders seit dem zwölften Jahrhunderte, eine neue christliche Kirche verkündigt haben, — von der heil. Hildegard an, durch welche der Herr gesprochen: „meine neue Kirche wird anheben, wenn in Deutschland kein Kaiser mehr ist, und sie wird erstehen, wenn der Papst auf das Reichbild von Rom beschränkt ist,“ — bis auf Wengel, in dessen Apokalypsen-erklärung das Jahr 1836 als Ende einer geschichtlichen Hauptperiode aufgezeichnet, die Offenb. 19, 19. bis 21. angedeutet wäre. — Und wirklich lesen wir in dem „Livre mystique“²²⁾, welches einer der ausgezeichnetsten französischen Novellisten, Hr. v. Balzac, in diesem Jahre herausgegeben, Folgendes: „Die Kirche des schwedischen Propheten zählt jetzt mehr als 700,000 Gläubige, sowohl in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, wo verschiedene Secten sich in Masse zu ihr scharen²³⁾, als in England, wo allein in Manchester sich 7,000 Swedenborgisten finden. Männer, eben so ausgezeichnet durch ihre Kenntnisse als durch die Stellung, die sie in der Welt einnehmen, sowohl in Deutschland, als in Preußen und im Norden, haben öffentlich die Glaubenslehren Swedenborg's angenommen, die übrigens auch weit tröstlicher sind, als die der anderen christlichen Gemeinschaften.“

Wie nun durch Sittenreinheit und — geglaubtermaßen — durch einzig wunderbare, unmittelbare Erleuchtung des Stifter's²⁴⁾, — durch Weissagungen²⁵⁾, und durch stetige Ausbreitung der neuen Kirche — dieselbe eine formale Aehnlichkeit gewonnen mit der ersten christlichen Kirche, so wiederholt sich bei ihr selbst der Umstand, daß, wie jene, auch

22) Ed. de Bruxelles. 1836. Tht. II. 98. f.

23) Nach den neuesten Berichten übersteigt die Zahl der Swedenb. in Nordamerika nicht 3000.

24) Wie Christus versichert hat, daß er nur rede und lehre, was er vom Vater gehört (Joh. 5, 30. 8, 26. 28.), — so versicherte Swedenb., seit dem an ihm ergangenen Verurtheilungsurtheile Alles nur auf Befehl Christi und in göttlicher Erleuchtung niedergeschrieben zu haben.

25) Die Abrahamitisch = Rosaische Bundesgenossenschaft erwartete einen Zerschmetterer der übermächtig gewordenen Volksfeinde, überhaupt — die Vernichtung des Bösen und Uebels. Die christlich = katholische Kirche erwartete einen Bewältiger der übermächtig gewordenen satanischen Herrschaft und fortewige Absonderung der Hölle vom Himmel, des Bösen und Uebels von jeder Art von Gutem.

sie zunächst sich nur für eine Vollenbung, eine Erfüllung der bisherigen Glaubensgemeinschaft gehalten und ausgegeben, gar bald aber sich ein doppelter Gegensatz in ihr hervorgethan, durch den auch die neue Gemeinschaft theilweise über ihre anfängliche Beschränktheit hinaus getrieben werden dürfte.

Wie nämlich 1) sowohl Petrus, als der mit Himmelskraft bekehrte Paulus ihnen zu Theil gewordene Gesichte und Offenbarungen ²⁶⁾, so sehen auch einige apostolisch thätige Anhänger Swedenborg's, — namentlich *Sofaer* und der durch Traumerscheinungen bekehrte *Degger* Träume und Visionen als fortwährend fließende religiöse Erkenntnisquellen an ²⁷⁾, und während die ursprüngliche Swedenborgische Kirche (wie die erste judenchristliche Genossenschaft) sich streng an den Buchstaben der Offenbarungen ihres Stifters hält, will *Degger* dieselben nur in dem Sinne gedeutet wissen, welcher sich mit „den klaren Aussprüchen der Vernunft vereinigen lasse“ ²⁸⁾.

Wie dann 2) die ersten Christen glaubten, das Evangelium von dem nahen Gerichte und der darauf folgenden Erlösung sei nur an das auserwählte Volk gerichtet ²⁹⁾, einige Apostel aber des Berufes inne wurden, dasselbe auch den Heiden zu verkündigen, was dann unausbleiblich zur Auflösung nicht nur des Mosaischen Gesetzes, sondern sogar des Abrahamitischen (Beschneidungs-) Bundes ³⁰⁾ hingeführt, — so ist *Degger* bereits über den Glauben Swedenborg's und seiner Kirche an die Möglichkeit und Wirklichkeit ewiger Bosheit und Verdammniß mit der Erklärung hinausgeschritten: „wir verneinen unbedingt das ewige Unglück mit Unmöglichkeit der Umkehr; die Natur der Freiheit bewiese es, wenn nicht schon die unendliche Güte und Liebe Gottes jede entgegengesetzte Behauptung verwürfe als die entseeligste aller Gotteslästerungen“ (comme le plus horrible des blasphèmes), — als „klare Absurdität, die nur auf den Schöpfer zurückfiele;“ wie denn auch viele Schriftstellen jener Annahme widerstreiten, und „nur die Bosheit des menschlichen Herzens es bisher

26) Ap. Gesch. 9. 10. 11. 13. 15. u.

27) S. Nr. VI. und VII. der hier anzuzeigenden Schriften.

28) Nr. V. I. p. 111: „La révélation ne saurait contenir des thèses diamétralement opposées à ce que la raison enseigne clairement; car la raison, sagement consultée, n'est autre chose que la lumière de Dieu en nous.“ Vergl. p. 114.

29) Ap. Gesch. 1, 6. 2, 16 — 18., zu verb. mit R. 30. 36. 39. 3, 12 — 26.

30) S. unser Antwortschreiben an Hrn. Ph. S. R. der Allgem. Kirch. Zeit. 1836. Nr. 160 — 165.

verhindert hat, daß diese Stellen so beachtet wurden als die scheinbar das Entgegengesetzte ausagenden;“ denn „die Bosheit muß sich mit der Narrheit (folie) vereinigen, um Gott eine so höllische Sprache zu leihen“ ³¹⁾).

Ob die übrigen Anhänger Swedenborg's sich zu dieser Entschränkung der göttlichen Liebe bekennen werden oder nicht, muß zunächst dahin gestellt bleiben. Soviel liegt indeß klar zu Tage, daß durch Annahme dieses Lehresatzes nicht nur den ausdrücklichsten, oft wiederholten angeblichen Offenbarungen Swedenborg's, sondern auch der, von Anfang an in der christlichen Glaubensgenossenschaft vorherrschenden Weltansicht widersprochen, und hiermit sowohl die Swedenborgischen als die neutestamentlichen Offenbarungsschriften ihres unbedingt übermenschlichen Ansehens entkleidet würden. Eben damit würde die neusalemitische Kirche sich nicht mehr als eine Fortsetzung und resp. Restauration der urchristlichen Kirche, ja sie würde sogar nicht einmal mehr Swedenborg als ihren Stifter ansehen können, da dessen gesammte Weltökonomie dadurch radical umgedñndert würde.

Wie nun immerhin diese Differenz zu Ende gebracht werden mag, so möchte doch wohl durch das bis hierhin von uns Erwähnte die Nothwendigkeit dargethan sein, der sogenannten neuen Kirche und vor Allem ihrem Stifter unsere Aufmerksamkeit zu widmen, um zu ermitteln, in wie fern ihr wirklich die hohe Bedeutung zuzuerkennen sei, welche sie für sich in Anspruch nimmt — und — einigen Anzeichen nach — in Anspruch zu nehmen berechtigt scheint. —

*

Als Jesus von Nazareth in seinem Volke hervortrat, um es zur Buße aufzufordern, weil das, in dessen heiligen Schriften verheißene Reich Gottes nahe herbeigekommen (Matth. 4, 17.), und nur die Bußfertigen von dem vorangehenden Strafgerichte verschont werden sollten, das er bei seiner nahen Wiederkunft zu halten von Gott beauftragt sei, — da knüpfte sich dieses Evangelium vom Gerichte und vom Reiche an eine große Reihe allgemein anerkannter Weissagungen und an überall verbreitete Vorstellungen und Erwartungen an. Und als er vom Berge herab das Volk lehrte, welcher Gerechtigkeit es sich zu befleißigen habe, um sich der Aufnahme in das Gottesreich zu würdigen, da beobachtete er selbst das bestehende Gesetz und löste die bisherigen reli-

31) Nr. VI. p. 108. 109. 113.

gibt den Gebote nicht auf, sondern steigerte sie noch, indem er zur Ergänzung der äußeren, noch die innerliche Gerechtigkeit als das Wesentlichste des ganzen religiösen Verhältnisses forderte. Zur Bekräftigung seiner Messianischen Sendung aber ging er heilwirkend im Volke umher, und als er, zur Bezeugung der Wahrheit seiner Verkündigung, den edelsten Kreuzestod gestorben, stützten die Apostel den Ausruf, an ihn, als den Messias zu glauben, auf die Bezeugung seiner Auferstehung (Ap. Gesch. passim und 1. Kor. 15, 14.) und auf die stetige Erweisung des heil. Geistes, den er über die Gläubigen ausgegossen (Ap. Gesch. und 1. Kor. 2, 12. 3, 16. 6, 19. etc.).

Völlig anders verhielt es sich mit Swedenborg. Dieser trat in der Christenheit mit einer (angeblichen) Offenbarung hervor, welche in vielen Hauptpunkten³²⁾ sowohl dem Glauben, als der Erwartung der gesammten kirchlichen Christenheit von den ältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag hin geradezu widersprach, und zur Legitimation derselben berief er sich nur auf das *Ihm = Offenbar sein* derselben. Nachdem er aber abgeschieden, stützten seine Anhänger die Forderung, an die Göttlichkeit seiner Offenbarung zu glauben, im Wesentlichen nur auf „die anerkannte Rechtfchaffenheit und Wahrhaftigkeit seines Charakters,“ als auf den „stärksten Beweis für seine Glaubwürdigkeit,“ und auf „die höchst ausgezeichnete Eigenschaft eines Sehers,“ in welcher er sich der Welt dargestellt habe³³⁾; alle übrigen Gründe nämlich, welche zur Annahme des Zeugnisses Swedenborg's nöthigen sollen, lassen sich auf die Versicherungen zurückführen, daß alle Offenbarungen Swedenborg's sowohl schrift-, als vernunftmäßig, erbaulich und tröstlich seien.

32) Es ist zwar in No. 51 der Allg. Kirch. Zeit. (1836) von einem Anhänger Sw.'s behauptet worden, daß „die Göttlichkeit der heil. Schrift und die Gottheit Christi, also die zwei Hauptlehren des Christenthumes, welche von der ganzen christlichen Kirche formell als Grundlage anerkannt sind, — ausdrücklich auch von Sw. und den Mitgliedern der neuen Kirche als solche anerkannt seien.“ Diese Uebereinstimmung ist aber ein ganz leerer Schein; denn die neue Kirche nimmt nur einen Theil der heil. Schrift als göttliche Offenbarung an und behauptet überdies, daß auch dieser Theil von Anfang an durchgängig mit *ih* verstanden worden sei. Indem sie dann auch Christum für Eine Person mit Jehovah erklärt, widerspricht sie sowohl den Rationalisten als den Supranaturalisten, den Protestanten und Katholiken, den Arianern und den Nicäanern, den Juden- und den Heidenchristen, also der gesammten Kirche.

33) S. Einige schlichte Antworten auf die Frage: Warum nimmst du das Zeugnis Swedenborg's an? Aus dem Engl. nach der zu London 1822 gedruckten 4. Aufl. überf. v. J. Tafel. 1826. — Noch ausdrücklicher erklärt derselbe S. CCXLV der Corr. zu B. I. der göttl. Offen.: „Es ist also wahr, daß seine Lehre unfehlbar und göttlich ist: denn alles dies hat er, der Glaubwürdige fortwährend — standhaft behauptet.“

In so fern nun die Glaubenslehren Swedenborgs als schrift-, vernunft- und gefühlmäßig gelten sollen, wird an rein menschliche Gelehrsamkeit, Wissenschaft und Erfahrung appellirt, und für jene Lehren eine Bewährung in Anspruch genommen, welche dieselben nicht als Offenbarungen, sondern durch ihre Uebereinstimmung mit anderweitigen Voraussetzungen sanctioniren soll. Ob diese Uebereinstimmung wirklich stattfindet, ist an einigen Hauptlehren Swedenborg's leicht zu ermitteln³⁴⁾. In so fern aber für Mittheilungen Swedenborg's Glaube in Anspruch genommen wird, weil Swedenborg ein Seher, und deshalb seine Angaben ganz eigentlich als Offenbarungen anzuerkennen seien, — haben wir um so mehr die Gültigkeit dieser Sanction zu untersuchen, je weiter die angeblichen Offenbarungen sich größtentheils von dem durchgängig geltenden Schriftsinne, von den Vernunftkenntnissen und den Gefühlsforderungen zu entfernen scheinen, auf welche die neue Kirche sich so oft und mit Vorliebe beruft.

*

Was zunächst den sittlichen Charakter S's betrifft, so wird selbst von römisch-katholischen Schriftstellern zugestanden, daß S's „Leben und Gesinnung unsträflich gewesen,“ und daß „dessen Zeitgenossen für seine Unbescholtenheit, Geistesgegenwart und Wahrhaftigkeit Bürgschaft leisten“³⁵⁾. Wollte man aber sich an solcher historischen Gewißheit genügen lassen, um sofort alle von S. für Offenbarungen ausgegebenen Thatfachen und Lehren als ungetrübte göttliche Mittheilungen dahin zu nehmen, dann müßte man tausend andere vielfach einander widersprechende Ueberlieferungen eben so wohl als Offenbarungen anerkennen, da die Rechtschaffenheit ihrer Verkündiger und — Verkündigerinnen — eben so wenig in Abrede gestellt werden dürfte. So müßten, aller Uebrigen hier zu geschweigen, die Schriften Jacob Böhm's — eben auch als göttliche Offenbarungen anerkannt werden, da derselbe für seine Versicherung: nur der Schreiber des dictirenden heil. Geistes gewesen zu sein, dieselbe Glaubwürdigkeit in Anspruch nehmen könnte, als Swedenborg. Näher betrachtet würde sogar J. Böhm noch eher auf solche Glaubwürdigkeit Anspruch machen können, da er selbst auch zum wenigsten darin der gesammten christlichen Kirche Glauben schenkte, daß er mit ihr sämmtliche Schriften des neuen Testaments für echt und glaubwürdig

34) Wir verweisen dafür auf den von in Nr. 106, 107 und 108 des Theolog. Literaturblattes zur Allgem. Kirchen-Zeitung, 1836, erstatteten Bericht.

35) S. Görres im Katholik. v. Weis, Octoberheft 1826. S. 97 f. Vgl. Wbhl.r's Symbolik.

annahm, während S. von denselben nur die vier Evangelien und die Apokalypse für göttliche Offenbarungen anerkannt hat, somit also den Versicherungen des Apostel Paulus — von ihm geschenehen Offenbarungen des Herrn — den Glauben versagt, den seine Anhänger für die seinigen in Anspruch nehmen müssen, da alles, was S. z. B. von der Einrichtung der anderen Welt und von dem in ihr vollzogenen Gerichte ic. aus sagt, keiner anderweitigen Demonstration empfänglich ist.

Jedenfalls aber kann der historische Erweis der Rechtschaffenheit S's nur da für Bürgschaft geben, daß derselbe in sich selbst die von ihm für Offenbarungen ausgegebenen Mittheilungen für wirkliche Offenbarungen gehalten, ohne daß hieraus die objective Wahrheit ihres Inhaltes gefolgert werden könnte.

Wollen wir daher auch den Anhängern S's zugestehen, daß der Stifter ihrer Kirche bis zu seinem Tode hin den festen Glauben an alles dasjenige gehegt, was er unmittelbar vom Herrn empfangen, oder kraft des ihm eröffneten geistigen Gesichtes wahrgenommen zu haben behauptet, so müssen wir doch für die objective Offenbarungswahrheit seiner Lehren und Berichte nach anderen Kriterien fragen.

Vor Allem muß die Frage beantwortet werden: ob S. wirklich ein Seher gewesen, da dann, falls dies erwiesen würde, zum wenigsten die Möglichkeit sich daraus ergäbe, daß auch jene angeblichen Offenbarungen in die Reihe der sogenannten Gesichte zu stellen wären, womit jedoch abermals nichts für den Erweis gewonnen würde, daß das, was S. wirklich auf solche außerordentliche Weise gesehen, auch schlechthin als göttliche Wahrheit anerkannt werden müsse.

Wer nur einigermaßen mit jenem Weltgebiete bekannt zu werden Gelegenheit gefunden, in welchem dem geistigen Wahrnehmungsvermögen die gewöhnlichen Schranken der Zeit und des Raumes mehr oder weniger zu überschreiten vergönnt ist, der hat gewiß auch davon sich überzeugen müssen, daß in diesem, gerade wie in dem Gebiete der Sinnlichkeit und des gewöhnlichen Wahrnehmens, hinsichtlich des Wahrgenommenen sich zahlreiche Abstufungen finden von Licht und Klarheit bis zu bloßer Dämmerung und nebelhafter Unbestimmtheit. Er hat sich eben so wohl überzeugen müssen, daß hinsichtlich des Wahrnehmenden eine gleiche Abstufung stattfindet von dem — seiner beschränkten Individualität sehr weit Entrückten — bis hinab zu dem bald sehr Krankhaften, bald sehr in seiner beschränkten, ja schlechten Eigenheit Befangenen. Er hat endlich wahrnehmen müssen, daß ein und dasselbe Individuum oft eine ganze Reihe solcher Abstufungen durchläuft, ohne selbst dieser Verschie-

denheit inne zu werden. Er wird dann durch diese Wahrnehmungen sich von der Nothwendigkeit überzeugen, auch in diesem Gebiete „Alles zu prüfen,“ und nur dem Glauben zu schenken, was als Thatsache constatirt, oder was sonst sich auf ungezwungene Weise mit den Einsichten und Erkenntnissen vereinigen läßt, welche für wahr zu halten sein theoretisches, sein practisches, oder sein ästhetisches Gewissen, oder alle drei vereint, ihm gebieten. Er wird von dieser Ueberzeugung sich um so inniger durchdrungen finden, je mehr er Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen, daß die Dekonomie der gesammten geschöpflichen Welt vorzugsweise auf Erregung und Entwicklung schlummernder Kräfte und Vermögen, also auf selbstthätige Verarbeitung und Aneignung des Dargebotenen tendirt. Verbinden doch schon die Elementarstoffe sich untereinander nach immanenten Wahlverwandschaften; erweitern doch Pflanzen und vollends Thiere ihren Daseinskreis nur durch zugleich kritische und eigenkräftig assimilirende Thätigkeit. Wie vielmehr wird nicht der Mensch zu solcher Kritik und Selbstwirksamkeit berufen sein? Hätte er die höchsten Wahrheiten unmittelbar durch wunderbare Gesichte und Vernehmnisse zu empfangen, hätte er das Gute kraft unmittelbarer göttlicher Einwirkungen zu vollbringen, so wäre schlechthin unerklärbar, warum nicht von Anfang an alle Menschen solcher Gesichte und Einflüsse theilhaftig geworden; denn, was zur Darlegung der Natur und als zur Erreichung der Bestimmung einer Wesengattung unentbehrlich ist, wird ihr auch in allen übrigen Geschöpfreichen zu Theil. Es ergibt sich hieraus, daß der Mensch gerade bei dem, was ihm auf solche unmittelbare Weise dargeboten zu werden scheint, zur größten Vorsicht und Wachsamkeit sich veranlaßt finden, und vollends dasjenige der umsichtigsten, schärfsten Prüfung unterwerfen muß, was nur in irgend einem Zusammenhange mit jenem stehend — ihm zur gläubigen Annahme präsentirt wird.

Fragen wir nun, von dieser Pflicht überzeugt, zuerst: ob es als erwiesen zu betrachten sei, daß S. ein Seher gewesen, so finden wir in den Schriften seiner Anhänger nur weniger Vorfälle gedacht, welche den directen Beweis dafür bieten sollen, nämlich 1) das Sehen einer *Quittung*, welche von dem verstorbenen holländischen Gesandten Harteville verlegt worden; 2) das Schauen oder Vernehmen dessen, was ein Prinz von Preußen seiner Schwester, der Königin Ulrike von Schweden, vor längerer Zeit gesagt und geschrieben; 3) die Wahrnehmung eines, in der Entfernung von 50 Meilen, ausgebrochenen Brandes und 4) zwei Voraussetzungen, die genau in Erfüllung gegangen sein sollen.

Ueber die drei ersten Punkte sind die Berichte zwar nicht übereinstimmend, doch möchte das Wahrnehmen des Brandes wohl als hinläng-

lich contactirte Thatsache anzuerkennen sein³⁶⁾. Wollten wir indeß selbst auch die beiden anderen Angaben als richtig gelten lassen, so würden diese sämtlichen Schauungen doch S. nur eine untergeordnete Rolle in der unzähligen Menge derjenigen sichern, welche sich dazu disponirt fanden, weiter zu schauen, oder zu hören, oder zu fühlen, als bloß auf die körperlichen Sinne und ihre Wahrnehmungen beschränkte Menschen es vermögen. Die Möglichkeit eines solchen Schauens in die Ferne (d. h. in Räume, die dem körperlichen Auge unzugänglich sind), welches, einmal statuiert, nicht mehr auf so oder so viele Meilen beschränkt werden kann, vermag Ref., theils nach eigenen Beobachtungen, theils nach zahlreichen, von wissenschaftlich gebildeten Männern beobachteten Thatsachen eben so wenig mehr in Abrede zu stellen, als das Schauen oder Wahrnehmen in die Tiefe, wie wir das Einschaun Hellsehender in das eigene und fremde, leibliche, seelische, geistige Innere nennen möchten. Ueber beides hinaus ragt das Schauen in die Zukunft, dessen Möglichkeit eben sowohl durch zahllose Thatsachen und ganz besonders durch das, als zweitens Gesichts bekannte Factum, so wie durch die Voraussetzungen magnetischer oder spontaner Hellsehender bereits für Viele — und eben auch für Referenten — außer Zweifel gestellt ist.

Wir halten es daher zum Wenigsten nicht für unmöglich, daß, wie Vernety von der Frau des Gärtners S's gehört zu haben behauptet, S. dem Bischof Hallenius eine schwere Krankheit und seine Bekehrung zur N. Lehre³⁷⁾, und daß, wie Springer schreibt, S. bei seiner Abfahrt von London Tag und Stunde seiner Ankunft zu Stockholm vorausgesagt, und beides eingetroffen sei³⁸⁾. Wäre aber auch beides hinlänglich bezeugt, so würde es doch auf keine Weise manchen anderen, hinlänglich als wahrhaft constatirten Voraussetzungen gleichzustellen oder vollends über sie zu erheben sein. — Wollen wir daher auch weder die Wahrheitsliebe,

36) S. Kant's Brief vom 10. August 1758 in Taf. Borw. S. CCXXXVIII.

37) Les Merveill. du ciel et de l'enfer etc. par A. J. P. (ernety). 1782. Disc. prel. p. 83. Diesem Berichte nach fing die Unterredung damit an, daß Sw. dem Bischof erklärte: „er trage Lügen in seinen Predigten vor.“ „Sur cette apostrophe, erzählt P., l'Evêq. dit à la jardinière de se retirer, et Mr. Swéd. lui commanda de rester.“ Dann: „la conversation finit par des reproches faits à l'Evêq. sur son avarice et sur ses injustices; et vous vous êtes déjà préparé une place en Enfer, lui dit Mr. Swéd.“ etc. (Alles in Gegenwart der Gärtnersfrau!)

38) Dieser Brief findet sich übersetzt in dem eben angef. Disc. prélim. p. 91 fig.

noch ein gewisses Hellschen S's in Abrede stellen, so kann uns doch jene nicht der Pflicht entbinden, eben auch — aus Wahrheitsliebe, — das letztere, nämlich das angebliche Hellschen S's, in allen Punkten zu bezweifeln, in denen seine Aussagen entweder mit bereits erhärteten Wahrheiten, oder, was nicht selten der Fall ist, — unter einander selbst im Widerspruche stehen. Wie das Vorhandensein solcher Widersprüche mit der in früheren Schriften bewiesenen Gelehrsamkeit, Besonnenheit und Verstandesstärke sich vereinigen lasse, kann freilich — in Ermangelung einer sorgfältigen und kritischen Biographie des seltsamen Mannes — nicht genügend dargestellt werden. Da Aehnliches aber bei vielen Hundert anderen nicht minder ausgezeichneten Menschen der Fall ist, so dürfen wir diesen Umstand füglich auf sich beruhen lassen. Da jedoch S. noch immer von seinen Anhängern als ein von Gott ausersehener Verkündiger eines vollständigen, allgemeinen und fortewigen Religionsystems verehrt wird, so möchte wohl zur Beurtheilung der vorliegenden Schriften ein Rückblick auf die Lebensgeschichte S's hier nicht umgangen werden dürfen.

*

Nicht, wie es in einem Briefe desselben heißt, im Jahre 1689 zu Stockholm, sondern, wie er selbst in die Adelsmatrikel einschreiben lassen³⁹⁾, im J. 1688 zu Upsala geboren, des eifrigen Bischofs Swedberg zweiter Sohn, erhielt unser Geher den Namen Emanuel, und genoß einer sorgfältigen, natürlich besonders auf das Religiöse und zwar das Biblische gerichteten Erziehung. Hr. v. Sandel in der nach S's Tode in der Akademie zu Stockholm gehaltenen Trauer- und Lobrede — meint, einige Schriften des Bischofs Swedberg schienen zur Annahme zu berechtigen, daß derselbe religiöse Ansichten gehegt, mit denen die von seinem Sohne Emanuel später vorgetragene einige Verwandtschaft zeigten. Wie dem auch sei, schon von dem Kinde sagte man: „die Engel sprächen aus ihm,“ und schon vor dem zehnten Jahre soll er viel „vom Glauben und der Liebe,“ den beiden Grundpfeilern seiner späteren angeblichen Offenbarungen „gesprochen haben.“ Von 1710 bis 1714 studirte er zu Upsala und auf ausländischen Universitäten Philosophie, Naturwissenschaften und Theologie, und wurde bald nach seiner Rückkehr als Bergwerksassessor angestellt.

Wie nun der, seiner amtlichen und gelehrten Verdienste wegen, schon 1719 in Adelsstand erhobene Bergwerksassessor Emanuel von Swe-

39) S. Anm. in Vernety's Disc. prélim. p. 41.

denborg — Stifter einer Religion geworden, die, wenn seine angeblichen Offenbarungen für volle, reine Wahrheit zu halten wären, ihn — als Gründer der fünften und letzten welthistorischen Kirche — mit Adam, Noah, Heber (oder Abraham) und Jesus — in gleiche Reihe stellen würde, — dies einigermaßen anschaulich und begreiflich zu machen, dazu hat, nach Herder, bis jetzt wohl Görres in seiner bekannten Abhandlung den schätzbarsten und größtentheils echt pragmatischen Versuch gemacht. Aber Herder hat das somnambulistische, er und Görres haben das historische Moment nicht berücksichtigt; auf Beide verweisend — glauben wir daher noch Folgendes theils zur Ergänzung, theils zur Berichtigung anführen zu müssen.

Die Schriften S's — in ihrer Aufeinanderfolge betrachtet — zeigen einen ganz naturgemäßen Fortgang in der Entwicklung desselben. Als Jüngling mit poetischen Versuchen (1710) beginnend, wird er durch seinen Beruf zur Mathematik und Mechanik, zur Mineralogie und Geognosie (1717) hingezogen, wendet sich dann zur Chemie und Physik (1721 bis 1727), und forscht, als Mann, nach den „Principien der natürlichen Dinge,“ nach dem „Mechanismus der Wirksamkeit der Seele und der Körpers,“ — und nach dem „Unendlichen“ und der „endzwecklichen Ursache der Schöpfung“ (1733). Hier aber mit seiner mathematischen, abstracten Methode gar bald an ein Ende gelangt, wendet sein Forschungstrieb sich zurück auf die gegenwärtige Schöpfung, und sucht sich ein Bild zu entwerfen von der „Oekonomie des animalischen Reiches“ (1740), welches er, im Geiste der damals herrschenden Leibniz = Wolff'schen Philosophie, als eine prästabilierte Harmonie voraussetzte. Neben diesen Naturstudien hatte aber S. von Jugend auf den Grundsatz festgehalten⁴⁰⁾, oft in der heil. Schrift zu lesen und reiflichst darüber nachzudenken. Ordnung = und friedliebend, wie er war, mußte er daher auch früher oder später das Bedürfnis fühlen, Natur und Schrift mit einander zu vereinigen⁴¹⁾, und die Architektonik und Oekonomie zu entdecken, mittelst welcher von dem finsternen, formlosen Stoffe und dem biblischen Abgrunde — bis empor zu dem Schöpfer, der im unzugänglichen Lichte wohnt, das Universum sich zu einem höheren Mechanismus gestalte. Daß

40) S. Sandel's akad. Rede.

41) So schrieb er im Vorw. zu s. Prodrum. philos. ratiocin. de infinito etc. 1734. „*finis rationis non alius esse potest, quam ut percipiat homo, quae revelata sunt et quae creata sunt; sic rationale non potest contrarium esse divino, et Philosophia, si vere rationalis sit, nusquam contraria potest esse Revelationi.*“

er, um solchem Bedürfnisse zu genügen, seine Zuflucht u. a. auch zu den Werken von J. Böhme, Newton und Leibniz genommen, ist eine erwiesene Thatsache. Ebenso lassen seine späteren religiösen Schriften es nicht bezweifeln, daß die Schriften Fludd's und der Hermetiker und Kabbalisten von ihm zu Rathe gezogen worden sind. Namentlich scheinen Fludd und die Kabbala einen großen Einfluß auf ihn ausgeübt zu haben.

Aber auch an äußerlichen Anregungen zu religiösen Forschungen fehlte es ihm nicht.

Ob S. mit den pietistischen Gesellschaften, die sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts in mehreren Kantonen Schwedens mit Lesen und Erklären der heil. Schrift beschäftigten, in nähere Beziehung gekommen, ist uns nicht bekannt. Da er aber eine sehr religiöse Erziehung erhalten und nicht bloß Naturwissenschaften und Philosophie, sondern auch Theologie auf Universitäten studirt hatte, so ist auf keine Weise zu bezweifeln, daß er sowohl durch Lectüre und Correspondenz, als durch mannigfachen Verkehr auf seinen Reisen fortwährend Kunde erhielt von allen den Parteiungen und Ereignissen, die zu seiner Zeit auf dem kirchlichen Gebiete, und zwar ganz besonders in England, das er so häufig besuchte, sich drängten.

Es konnte ihm nicht unbekannt bleiben, daß seit der Reformation die christliche Kirche sich immer mehr und mehr zersplitterte; — daß überall Fürsten und Priester ihren besonderen Glauben an denjenigen, der aus Liebe zu Gott und den Menschen freiwillig die bittersten Leiden ertragen, — mit lieblosester Gewaltthätigkeit aufzunöthigen, geschäftig waren; — daß die widersprechendsten Deutungen der heil. Schrift sich von Tag zu Tag vermehrten, und daß nirgend wo mehr eine kirchliche Behörde vorhanden sei, welche zur Entscheidung der Glaubensstreitigkeiten irgend wie sich als zureichend bevollmächtigt und bekräftigt zu legitimiren vermöge.

Indem er nun überall Zwist, Hader, Verfolgung, Haß und Elend aller Art gewahrte, mußte in seinem wohlwollenden Gemüthe der Wunsch immer lebhafter werden, auch in der Christenheit den heiligen Gottesfrieden gestiftet zu sehen, den er selbst im Herzen trug. Wenn er sich dann fragte, auf welche Weise dieser Friede zu stiften sei, so mußte sich ihm, seine Vorurtheile und Vorkenntnissen gemäß, — wohl die Ueberzeugung aufdrängen, daß dies nur dadurch bewirkt werden könne, daß die heil. Schrift, deren göttliches Ansehen damals noch durchgängig unbestritten war, auf eine Weise gedeutet würde, welche von allen Parteien, auch

von Gelehrten und Forschern, wie er selbst war, als zureichend anerkannt werden müsse.

Das Natürlichste ist nun, daß eine, wegen Verderbtheit oder Unvermögen des menschlichen Geistes für nothwendig gehaltene göttliche Belehrung oder Offenbarung von demselben Gottesgeiste geudeut werde, von dem sie ursprünglich ausgegangen. Daher kam es denn auch, daß gleich seit Anfang der Reformation, welche nur gegen das bisherige angebliche Organ des heil. Geistes, d. h. gegen die lehrberechtigte Hierarchie, — aber nicht gegen die Unentbehrlichkeit des heil. Geistes zur Erkenntniß der christlichen Wahrheit ⁴²⁾ protestirt hatte, — in den verschiedenen akatholischen Parteien sich immer von neuem das Verlangen nach unmittelbarer göttlicher Offenbarung kund that, und die angeblich Inspirirten und Erstatiker immer zahlreiche Gläubige fanden.

Indeß wichen solcherlei vereinzelte Offenbarungen vielfach von einander ab, und ein anderes Bedürfniß war erweckt worden, welches gerade durch die Uneinigkeit der Inspirirten zu immer größerer Stärke gedieh. Es war das Bedürfniß, von der Wahrheit und Verbindlichkeit dessen, was als Heilswahrheit dargeboten wurde, sich irgendwie durch eigene Geistes thätigkeit zu vergewissern. Was dem Einzelnen gelten sollte, — sollte den Stempel nicht nur formeller Allgemeinheit ⁴³⁾, sondern auch wesentlicher Nothwendigkeit haben. Eine solche Nothwendigkeit kann nun auf zweierlei Weisen vermittelt werden: entweder durch den Erweis, daß eine Behauptung in irgend einem wesentlichen Zusammenhange steht mit einzelnen bereits geltenden, bereits gewiß gewordenen Vorstellungen, oder durch Darlegung eines vollständigen Systemes, in welchem die fragliche Lehre als ein nothwendiges Glied des Ganzen zur Anschauung gebracht wird. Vielfache Versuche waren seit der Reformation gemacht worden, die Heilslehre auf eine oder die andere Art zur Gewißheit zu erheben. Aber auch auf diesen Wegen war man immer weiter auseinander gekommen. Nur so viel konnte ein besonnener Zuhörer aus

42) Den reinsten, bündigsten Ausdruck dafür bietet die Conf. Helvet. II. c. 17., welche die Kirche bestimmt als die Gemeinschaft der Gläubigen, Heiligen, — eorum videlicet, qui deum verum, in Christo servatore, per verbum et spiritum s., vere cognoscunt, rite colunt etc.

43) Auch die Katholiken behaupteten und behaupten noch, daß ihre Kirche nichts lehre, was nicht „von Allen, überall, zu allen Zeiten geglaubt,“ aber man weiß, was von dieser präntendierten formellen Allgemeinheit zu halten! —

dem wirren Getöse entnehmen, daß eine neue Schriftdeutung unentbehrlich sei, und daß dieselbe, um die bedeutenderen, damaligen Parteien zu vereinigen, zugleich eine geoffenbarte und eine überzeugende sein müsse. Den Supranaturalisten konnte sie nur als eine inspirirte, den Rásonnirenden nur als eine systematische, oder als eine dem Gewissen sich anschließende genügen.

Schon Clemens von Alexandrien hatte angenommen, die Mosaischen Schriften hätten einen natürlichen und einen allegorischen Sinn, und der letztere sei mystisch, oder moralisch, oder prophetisch (Strom. I. 28.), und Origenes hatte sich dafür ausgesprochen, daß „die heil. Schrift aus Sichtbarem und Unsichtbarem bestehe, gleichsam aus einem Körper, dem Buchstaben, aus Seele, als dem Sinne, der sich darin findet, und Geist, insofern sie Himmlisches enthält.“ (Hom. V. in Levit. §. 1.) Diese Annahme eines mehrfachen Sinnes hatte sich in der katholischen Kirche fortgepflanzt, und obgleich die meisten Reformatoren anfangs behaupteten, daß die heil. Schrift nur einen von dem heil. Geiste bezweckten Sinn habe, so mußten doch selbst schon Luther und Melancthon für gewisse Schriftstellen einen allegorischen Sinn statuiren. Joh. Coccejus im 17. Jahrhunderte, J. Rambach, J. Franke zu Halle und die Herausgeber der Berleburger Bibel im Anfange des 18. Jahrhunderts hatten dann ausdrücklich wieder sowohl einen buchstäblichen, als geistlichen und mystischen Sinn angenommen, dabei auch Rambach (1720) „himmlisches Licht, göttliche Weisheit im Verstande und warme Liebe zu Jesus“ für den Interpreten gefordert, und die Berleburger Bibel (8. I. 1726. Vorw. S. 4.) hinsichtlich des buchstäblichen, geistlichen und prophetischen Verstandes bemerkt: „einer schliesse den anderen ein, und bleibe Alles zusammen nur ein göttlicher Verstand, der aber eben darin als göttlich erkannt werde, daß er Vieles zugleich auszusprechen wisse. . . Dst seien drei Dinge in einem Spruche von Gott ausgesprochen, wovon er das Eine zum Wille des Anderen gemacht,“ die aber eben so Eins seien, „wie auch der Mensch, ob er gleich aus Leib, Seele und Geist bestehe, doch nur ein Mensch sei“ ⁴⁴).

44) Und doch behauptete S. in Weisb. der Engel N. 215: „daß das Letzte jeder Reihenfolge, welches die Rückleistung, die Handlung, das Werk ist, Zusammenfassung und Behälter alles Vorhergehenden sei, ist noch nicht bekannt.“ — Aber nicht nur in der eben angeführten Stelle, sondern noch ausdrücklicher findet sich dies in der kabbalistischen Lehre. So heißt es bei Reuchlin (de arte cabbal. L. I. fol. 20.) von der untersten, körperlichen Welt: „mundus, qui iusta ratione in genere causarum fuisse debebat ultimus, quasi receptaculum omnium superiorum“.

Wie nun gar nicht anzunehmen, daß S. von solcherlei Bestrebungen seiner Zeitgenossen keine Kunde genommen, so läßt sich die Art und Weise, wie er diesen Anregungen entsprochen, auch aus noch anderweitigen auf ihn eindringenden Elementen erklären.

Daß S. nämlich die Schriften Jacob Böhme's studirt, ist eine erwiesene Thatsache. Böhme hatte aber als ihm gewordene göttliche Offenbarung ausgesprochen: daß die ältesten Völker „Alle in Einer Sprache geredet,“ daß diese „einige Zunge die Natursprache“⁴⁵⁾ gewesen, d. h. die „von dem Werkmeister, der in den sensibus ist,“ nämlich von dem „heil. Namen Gottes, der durch Alles ist,“ und „den Adam in seinen sensibus inwirkend, regierend — und fühlend hatte,“ — gebildete „sensualische Sprache der ganzen Creation.“ Durch diese Sprache „habe der h. Geist in den Heiligen der Schrift geredet,“ und „in dieser sensualischen Sprache redeten alle Geister miteinander,“ wie denn „das geformte Wort der menschlichen Sprachen und Zungen im menschlichen Verstande der Tempel Gottes sei.“ „Welcher Mensch nun den Verstand habe der sensuum, als der Geister der Buchstaben, der verstehe, woraus Adam hat allen Dingen Namen gegeben und woraus der Geist Gottes hat ge deutet in den Alten.“ Er lehrte ferner, daß die Völker, als „jede Eigenschaft (derselben) sich in eine Selbstheit und eigen Verstand, aus der allgemeinen sensualischen Zunge eingeführet,“ — durch diese Verselbstigung „die sensualische Sprache verloren und sich eine geformte gemacht,“ so daß sie nun „nicht mehr des heil. Geistes Stimme in ihrer Sprache verstanden.“ Sofort habe „jedes Volk dasselbige einige Wort in seiner Sprache geführt, dessen äußerliche Form und Zertheilung Babel sei,“ und als die Menschen „ohne göttliche Beschaulichkeit des Geistes Gottes in ihnen gelehrt, sei der Streit um Gott und seinen Willen und Wesen entstanden, daß man in der Selbstheit um Gott gekankt habe.“ — „Die gefasste Zunge aber habe der heil. Geist an Pfingsttage wieder eröffnet, da Petrus aus der eröffneten sensualischen Zungen in Einer Sprache alle Sprachen geredet, was auch Adam's Sprache gewesen, daraus er allen Creaturen Namen gegeben.“ Böhme meint nun, „daß weder die Juden, noch die Christen bis daher dessen einen rechten Verstand gehabt, welches bei den Ervätern im rechten Verstande gewesen.“ Auch habe Christus, „da er auf Erden gekom-

45) F. M. B. v. Hellmont in seinem „Kurzen Entwurfe des eigentlichen Natur-Alphabets“ (1667) hält (S. 140) die hebräische Sprache für die göttliche Natursprache.

men, die Geheimnisse alle in Gleichnissen geredet, der Menschen Unmündigkeit halber;“ das „heil. Wort müsse aber wieder in die compactirte sensualische Zunge eingehen, und dieselbe zerschallen, daß der ganze Verstand aller Zungen wieder in Einer offenbar werde.“ . . . „Daß es aber an i h o soll offenbar werden, sei eine große Ursache, davon alle Propheten gedeutet, und sei die Ursache dieses, daß in dieser letzten Posaunen Schall soll vollendet werden das Geheimniß des Reiches Gottes, und zubereitet werden die Braut Christi, — und deutet an den Tag Christi Zukunft, da er will mit der heil. Stadt, dem neuen Jerusalem, erscheinen und seine Braut heimführen, so muß vor ehe das Geheimniß des Reiches Gottes aus seinen Bilden ausgewickelt und ganz offenbar werden;“ denn „nun kommt die Zeit, daß des Lebens Anfang mit dem Geiste der Wunder und Sprachen ins Ende, als wieder in Anfang eingehen soll.“ — Wenn nun Christus „vom Tode in der mentalischen Zungen aufersteht, so eröffnet er alle Schätze der himmlischen Weisheit in der sensualischen Zungen,“ — und „die neue Geburt geschieht wohl in der mentalischen Zungen, als in dem verblichene[n] Bilde der himmlischen Menschheit.“ „So nämlich der Mensch zur neuen Geburt kommt, so redet Christus essentialiter, d. h. wirklich in ihm, und die Augen der Seelen sammt dem inwendigsten Grunde, in welchem Christus als das Wort wesentlich ist, sehen und empfinden dasselbe.“ — Der Widerchrist aber, meint Böhme, „soll unter dieser Posaunen Schall auch offenbar werden und von den Kindern Gottes in den Abgrund gestoßen werden, welches Babel in kurzer Zeit sehen soll.“ „Ob jedoch ein Lehrer von Gott gesandt sei,“ dies sei „daraus zu erkennen, daß, wenn er allgemein aus der Liebe geboren, er das Licht göttlicher Erkenntniß, als den sensualischen göttlichen Verstand hat, — und redet aus dem Geiste Gottes, straft und lehrt gewaltig, ohne jemandes Person Ansehen zc.“ — Die nun „nichts mehr wollen noch begehren, als nur die einige Lauterkeit Gottes in seinem Liebe = Willen, und sich aller Annehmung viel zu unwürdig achten, — und in höchster Demuth — alle ihr Begehren und Wollen in Gottes Erbarmen werfen, was der in ihnen wolle oder thue, das wollen sie auch und nichts mehr,“ — und „spielen einig im Lobe Gottes in der Erkenntniß des heiligen Geistes, — diese sind die Kirche Christi“ ⁴⁶).

46) E. Myster. Magn. c. 29. n. 68. c. 35. n. 47. 48. 56 — 59. 62 — 64. c. 36. n. 6. 16. 19. 54. 60. c. 46. n. 30 — 34. c. 42. n. 43 und 51. c. 72. n. 18. — Von sich selbst sagt J. B.: „mein Sinn ruht in Wahr-

Diese angeblichen Offenbarungen Böhme's, die besonders in England durch dessen Schüler *Porbage* († 1698), durch *Bromley* und *Johanna Leade* († 1704) sich bis auf *S's* Zeit fortgepflanzt hatten, blieben, im Vereine mit dem Vorhergehenden, von uns Angeführten, einen Hauptschlüssel dar zu demjenigen, was *S.* sich als höchste, ihm gewordene Offenbarung vindicirte, nämlich zu seiner Lehre von der Interpretation der heil. Schrift, deren Verständniß bedingt sei durch die Kunde ihres verschiedenartigen Sinnes und namentlich durch die der sogenannten Entsprechungen (Correspondenzen), die seit *Hob* vorgeborgten gewesen sei ⁴⁷).

Da nun sowohl *S.* ⁴⁸) als seine Anhänger ⁴⁹) auf die Offenbarung dieser Entsprechungen eine so eminente Bedeutung legen, und das ganze Glaubenssystem *S's* durch sie bedingt ist, so haben wir nachzusehen, ob nicht auch diese sogenannte Offenbarung sich aus älteren Quellen ableiten lasse.

Die gesammte alte Welt hat ihre Anschauung des Universums construiert, einestheils aus einer Parallelisirung und Analogie oder Entsprechung des Himmels und der Erde, anderentheils aus der Ueberordnung der Götter= über die Menschenwelt. Die Gottheit ist ein Mensch im Großen (man könnte dies durch *μακροανθρωπος* bezeichnen), der Mensch die Gottheit, das Weltall im Kleinen (*μικροκοσμος*); „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde;“ der Mensch stellte sich Gott als Menschen vor. Ueberall finden sich Spuren dieses Parallelismus — in China, Indien und Aegypten, in Iran, Israel und dem ältesten Europa, bei den Orphikern, Hermetikern und Plato und seinen Anhängern, bei *Mani*, den christlichen Mystikern ⁵⁰) und den Kabbalisten. Ebenso läßt sich nachweisen, daß immer und überall zum wenigsten von Einigen geglaubt wurde an die Ueberordnung des überirdischen Momentes jener Parallele über das irdische, und an eine

heit — in der Natursprache; denn mir ist auch Etwas aufgeschlossen worden, die Geister der Buchstaben zu gründen u.“ *Theos. Sendbriefe*, Br. 4 n. 26. 27. (Ausg. von 1715.)

47) *S.* *Pernety* a. a. O. p. 21. und *Swed.* *Jüngst. Bericht* n. 45.

48) Gleich bei der ersten Erscheinung des Herrn soll dieser ihm gesagt haben, daß er ihn auserwählt, „um den Menschen den inneren, geistigen Sinn der heil. Schrift zu erklären.“ *Vergl. auch Jüngst. Bericht.* n. 45.

49) *S.* u. *X.* wie *Degger* und *Hofacker* sich darüber aussprechen in *Nr. VII.* (*Stille Wege* u.) S. 19 ff. 81 und 158.

50) Schon bei *Petr. Damiani* († 1072) findet sich (*L. II. Ep. 5. ad Hildebr.*): „quia homo *μικροκοσμος*.“

correspondirende Influenz zwischen beiden, die dann durchgängig noch als durch ein drittes Zwischenglied vermittelt vorgestellt wurden.

Namentlich finden wir diese Weltanschauung mit großer Bestimmtheit in zwei Schriften ausgesprochen, die höchst wahrscheinlich auch dem sehr belesenen S. bekannt geworden sind.

Die eine ist das berühmte Werk Neuchlin's, welches 1516 zum ersten Male unter dem Titel: „De arte cabbalistica libri tres Leoni X. dedicati“ erschienen. In dieser Schrift, deren Inhalt demnachst in sehr viele andere übergegangen, finden wir nicht nur die Idee der Correspondenz, sondern auch mehrere andere der wesentlichsten Elemente des Swedenborgischen Systemes wieder. Hier wird nämlich als kabbalistische Lehre vorgetragen: drei Welten, — eine göttliche, geistige und sinnliche unter Messia, der auf Alle einfließt (fol. XX) ⁵¹, und Dreieinheit in aller Creatur: Essenz, Vermögenheit (potentia) und Wirkung (operatio), — Ursprung, Mitte und Ende (finis), — Geist, Wort und Stimme, — Einer, Einigendes, Geeinigtes, — und Alles begriffen in der Unendlichkeit, dem Ensoph (f. XXI); — die intelligible Welt die sensible implicirend, beide durch die Bande der Eintracht (concordiae) verbunden, „adeo ut saepe tam suas quam comprehensorum naturas et appellationes mutua sibi liberalitate condonant (f. XVI), — quoniam omnes res inferiores sunt *representativae* superiorum (f. LXXIX); — zwischen dem Firmamente aber und der Erde ein Mittelreich, in welchem gute und böse schattenartige Wesen (f. LXXVII); im Menschen Intellect und Wille Höchstes und diesen entsprechend Erkenntniß und Liebe (also Wahres und Gutes) (f. XX); — das Ende der Gebote — wechselseitige Liebe (f. XVIII), überhaupt der Mensch — Mikrokosmos, der durch Ekstase, durch göttliches Licht wahre Erkenntniß des Göttlichen haben kann (f. XX. LII); — Verkehr mit Engeln (f. XXI) und Gericht über die Feinde des Volkes Gottes durch geistige Lehre (doctrina spirituali), die durch Auserwählte unter alle Völker verbreitet werden soll (f. XVIII). —

Die andere Schrift, welche — der höchsten Wahrscheinlichkeit nach — S. bekannt geworden, ist: „Das Buch der himmlischen Offenbarung der heil. Wittiben Birgitta von dem Kunigreich Schweden,“ von dem eine Ausgabe in Folio (von Koburger in Nürnberg. 1500) vor uns liegt, und welches demnachst öfter

51) Der Ausg. von 1516.

wieder aufgelegt worden. Aus diesem Werke theilt nun Hr. Hofacker selbst in Nr. VII der hier besprochenen Schriften, S. 168 — 256, ausführliche Stellen mit, und führt viele, denselben mitunter wörtlich entsprechende Stellen aus S's Schriften an. Zuvörderst bemerkt er, daß Birgitte, des Herzogs Birger von Nerike Tochter, schon als siebenjähriges Kind „in den Geist versetzt,“ häufig den Herrn gesehen, auf dessen Geheiß im Jahre 1344 nach Rom gezogen (wo sie 1373 gestorben), — und hier „reichlich Eröffnungen im wahren Gesicht empfangen,“ und darunter „Kundgebungen über die geistige Welt“ (S. 168. 169). Auch „kenne Birgit nur Einen Gott, den Gott Himmels und der Erde, den Herrn, Jehovah = Christus.“ Schon aus den von Hrn. Hofacker mitgetheilten Stellen ergiebt sich dann, daß schon Birgit Geister Verstorbener zu sehen und sprechen zu hören (S. 204. 210 ff. 227), — Himmel, Mittelwelt, Erde und Hölle zu sehen vermeint hat (S. 226), und ebensowohl von einer höllischen Ehe spricht (S. 228 ff. 234) und den Willen des Geschöpfes zu seinem eigenen Richter macht (S. 233). Diese und viele andere sachliche Concordanzen würden jedoch nicht hinreichen, eine directe Influenz jener sogenannten Offenbarungen auf die Vorstellungswelt S's höchst wahrscheinlich zu machen, wenn nicht in sehr vielen Stellen die Ausdrucksweise gerade hinsichtlich der sogenannten Correspondenzen oder Entsprechungen sich als identisch erwiese. Wie erinnern hier nur an folgende:

Birgit.

Swed. bei Hofacker.

1) Eine Verdammte sagt zu Birgit: „du, die du mich siehst, du siehst mich nicht als nur durch das Mittel von darstellenden Erscheinungsbildern an meinem Leibe: denn sähest du mich in der Gestalt, worin ich eigentlich bin, du stürdest vor Furcht, weil alle meine Glieder sind Höllengeister.“ (L. VI. c. 52.)

2) Das Gebet von gewissen Menschen kommt Gott „so zu seinen Ohren, wie der Ton von zusammenstoßenden Steinen“ . . . (L. V. Rev. 7.)

1) „In Licht aus dem Himmel angesehen, erscheinen alle Geister in den Höllen in der Gestalt ihres Bösen; jeder nämlich ist der Abriß seines Bösen, sein Inwendiges stellt sich sichtbar dar im Außern, nämlich in Gesicht, Leib &c. Jedoch ist zu bemerken, daß die höllischen Geister zwar in solcher Gestalt im Himmelslicht erscheinen, unter sich hingegen wie Menschen.“ (S. 213.)

2) „Die Rede von solchen kommt in der geistigen Welt zu Ohren, wie das Zusammenstoßen von Mühlsteinen.“ (S. 172.)

Birgit.

3) „Der Rauch ist Weltliebe,“
„der Ruß die Luft,“ — die „nie-
mals sättigt.“ (L. V. Rev. 9.)

4) „Zwei Lippen = zwei Re-
gungen,“ „Farbe = Schönheit,
und alle Schönheit liegt in den Lu-
genden.“ — „Fell oder Haut =
dein Nächster.“ (L. IV. c. 87.)

5) „Grillen = Heuschrecken, d. i.
Ungläubige.“ (L. II. c. 19. 20.)

6) „Esel = Volk, welches kein
Sehnen hat, als nach Irdischem.“
(Ebend.)

7) „Das ebenebete Land =
der Leib Christi.“ (L. IV. c. 81.)

8) „Das Gehirn, welches sich
mit dem Himmel vergleichen läßt.“
(Ebend.)

9) „Werke ohne Gottesliebe ge-
than, vergleichen sich Kohlen, Got-
tesliebe aber Gold.“ (Ebend.)

Diese, nur einigen wenigen Gesichten und Offenbarungen der schwe-
dischen Heiligen entnommenen Stellen werden gewiß schon hinreichen, jedem
Unbefangenen die im Vorhergehenden von uns ausgesprochene Vermu-
thung zur moralischen Gewißheit zu erheben, da S's Erklärungen in
Bezug auf die angeführten Worte der heil. Birgit sich nur als wenig mo-
dificirte, aus verständiger Ueberlegung hervorgegangene Uebertragungen zu
erkennen geben. —

Wir glauben hiermit nachgewiesen zu haben, wie S. auf ganz ge-
wöhnlichem Wege sowohl zu den bei ihm vorherrschenden Vorstellungen,
als zu der Bezeichnungsweise derselben gelangt sein kann. Da er
aber sowohl den substantiellen Inhalt seiner Lehre, als die Kenntniß der
Correspondenzen, mittelst welcher dieser Inhalt aus der heiligen Schrift
eruiert werde, ihm gewordenener göttlicher Offenbarung zuschreibt,
und auch seine Anhänger nothwendig die Göttlichkeit seiner Gesichte urgi-
ren, so haben wir auch dieses Moment noch einer näheren Prüfung zu
unterwerfen.

Swed. bei Hofacker.

3) „Rauch (correspondirt den)
Täuschungen der Weltliebe,“ „Ruß
— dem Lustreize aus Falschem.“
(S. 174.)

4) „Lippen = Gedankenregun-
gen,“ — „Farbe = Schönheit
des Gemüths, nämlich Weisheit“
(S. 176.). — „Fell und Haut =
Auswärtstiegenes.“ (S. 178.)

5) „Grillen = Heuschrecken, be-
zeichnet das Böse aus dem Fal-
schen u.“ (S. 184.)

6) „Esel = Sinnenmensch.“
(S. 190.)

7) „Der Leib des Herrn ist der
Engelshimmel.“ (S. 201.)

8) „Der Engelshimmel hat sein
volles Entsprechungsbild in des Men-
schen Gehirn.“ (Ebend.)

9) „Kohlen bezeichnen, was aus
Selbstliebe geschieht, Gold bezeichnet
Liebe zum Herrn.“ (S. 202.)

Daß zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts pietistische Gesellschaften in Schweden sich mit eigenthümlicher Erklärung der heil. Schrift befaßt, ist bereits im Vorhergehenden erwähnt worden. Bekannt ist auch, daß zu derselben Zeit besonders in England, — welches man als eine zweite Heimath S's ansehen kann, die Latitudinärer sich ausbreiteten, der Socinianer Emlyn (1706) zu London einen unitarischen Cultus eingeführt und die cevennischen Inspirirten großes Aufsehen erregten, während in Frankreich der Janfenismus mit seinen Wundern und in Norddeutschland der Glaube an außerordentliche Erleuchtungen zahlreiche Anhänger fand. Bekannt ist, daß Zinzendorf 1727 seine erste Gemeinde gestiftet, daß schon in dem nächsten Jahre Brüder dieser Gemeinde nach Schweden gerufen, daß 1729 Joh. Wesley seinen heiligen Clubb gegründet, um das reine, ursprüngliche Christenthum aufzurichten; daß wenige Jahre danach (1734) von Strohmirk in Schweden eine Secte gebildet, welche äußeren Cultus, Sacramente und Priesterherrschaft verwarfen, dagegen unmittelbare Inspiration statuirte⁵²⁾, und gleichzeitig eine Schar Pietisten sich auf Wermdoc bei Stockholm niedergelassen, um einen, dem Eßäischen ähnlichen, Bund zu bilden⁵³⁾. Zu bemerken ist ferner, daß in den nächsten darauf folgenden Jahren, in denen S. mehrere Reisen nach England gemacht, Zinzendorf und J. Wesley nach London gekommen, wo der Letztere (im J. 1738) in einer Versammlung seiner Jünger sich auf einmal in den „Zustand der Bekehrung und des Glaubens“ versetzt gefunden, und daß seitdem solche plöbliche Bekehrungen, angeblich durch außerordentliche Einwirkungen des heil. Geistes, sich oft wiederholt. Zu erinnern ist endlich noch an die norwegischen Sioniten, die sich ebensowohl für inspirirt hielten und das Reich des Königs von Sion erwarteten, aber im Jahre 1743 erlirt, sich zu Altona niedergelassen haben⁵⁴⁾.

Faßt man alle diese religiösen Bewegungen zusammen, wie sie unseren frommen und — inmitten zahlloser Glaubensfehden — nach allgemeinen, kirchlichen Gottesfrieden verlangenden Theosophen umdrängten, so wird man zugestehen müssen, daß es nicht an Anregung gefehlt, welche die auch bei ihm vorhandene Disposition zu ekstatischen und anderen verwandten, mehr oder weniger krankhaften Zuständen zur Reife bringen konnten. Daß aber eine solche Disposition wirklich bei ihm vorhanden ge-

52) Grégoire, Hist. des sect. rel. V. 453.

53) Ebd. p. 455.

54) Ebd. p. 409.

wesen, geht aus mehreren Aeußerungen seiner Freunde und Bekannten unbestreitbar hervor. So berichtet Pernetz: „S. hatte heftige und grausame Verfuchungen. Bei solchen Gelegenheiten betete er viel. Die ihn in solchen Zuständen sahen, hielten ihn für sehr krank. War er wieder davon befreit, dann dankte er Gott und sagte zu denen, die ihn beklagten: „„Gott sei ewig gedankt; tröstet euch, meine Freunde, Alles ist verschwunden u.““⁵⁵⁾. — Hartley, einer der größten Verehrer und der innigste Freund S's, welcher auch dessen „wahre christliche Theologie und mehrere andere seiner Werke ins Englische überfetzt hat, bemerkt, daß S. 20 Jahre vor seinem Tode (also 1772) von einem mit Wahnsinn verknüpften Fieber befallen worden sei⁵⁶⁾. — Wesley nannte ihn sogar „einen der sinnreichsten, lebhaftesten und unterhaltendsten Wahnsinnigen, die je die Feder zum Schreiben angefetzt haben,“ was denn in Bogue und Bennett's Geschichte der Dissenters für die vernünftigste und humanste Lösung des Räthfels gehalten wird⁵⁷⁾. Endlich erzählt uns Pernetz, daß er und der Schiffscapitän Dixon am Abende vor S's Abfahrt nach Schweden, im Jahre 1767, durch ein Glasfenster an der Thür zu dessen Schlafzimmer Folgendes beobachtet: „Nous le vimes les mains elevées vers le ciel et son corps dans la plus grande agitation. Il parla beaucoup pendant une demi heure⁵⁸⁾; mais nous ne pûmes rien comprendre de ce qu'il disoit, excepté lorsqu'il laissa tomber ses mains, nous l'entendimes dire à haute voix: mon dieu! . . . Il resta ensuite fort tranquille dans son lit. J'entrai chez lui avec l'hôte, et lui demandai s'il étoit malade: „non, me répondit-il; mais j'ai eu un long entretien avec les anges et les amis célestes, et présentement je suis tout en eau“⁵⁹⁾.

55) Les merveill. du ciel et de l'enfer etc. p. 79.

56) Staudlin: Allg. Kirch. Gesch. von Großbrit. 1819. II. S. 343.

57) Ebendas.

58) Nach Pernetz haben auch zwei Schiffscapitäne, die Swebenb. nach England und zurück nach Schweden gebracht, bemerkt, daß derselbe „viel alles gesprochen,“ und fast die ganze Zeit der Fahrt im Bette gelegen. Les Merv. 88.

59) Les merveill. etc. p. 95 f. — Erwähnt kann noch werden, daß, nach Eindsley's Berichte, Sweb. eines Tages mit einem Freunde über eine Straße in London gehend, sich plötzlich der Länge nach auf die Erde niedergeworfen, und um die Veranlassung dazu befragt, geantwortet: „sehen Sie nicht Moses, der eben vorbeigeht?“ Aus A second adress to the students of Oxford etc. by Th. Lindsey. Lond. 1790. p. 178. bei Grégoire hist des sect. relig. V. 86.

Diese von Freunden S's angeführten Umstände erlauben jedesfalls die Vermuthung, daß derselbe zum wenigsten in den Momenten, in denen er mit nichtirdischen Wesen umzugehen glaubte, sich in krankhaftem Zustande befunden, wie uns einer der berühmtesten Irren = Aerzte versichert: „Viele Gestörte hören Stimmen, die sehr bestimmt auf sie sprechen, die sie fragen, und mit welchen sie aufeinanderfolgende Gespräche führen. Diese Stimmen kommen von Oben, durch die Mauern, unter dem Fußboden hervor; — die Kranken legen diesen Stimmen den Ton ihrer Verwandten, Freunde oder Feinde bei“⁶⁰) u. s. w. In dieser Vermuthung wird man sehr bestärkt, wenn man erwägt: 1) daß die strenge Enthaltung von dem physischen Geschlechtsverkehr bei S., wie bei so vielen Asketen der katholischen Kirche, den natürlichen Schaffungs- oder Zeugungstrieb zum Bilden und Objectiviren von Gestalten und Wesen, auf welche der Geist bereits mit lebendigster Intention gerichtet war, veranlaßt haben mag⁶¹); 2) daß von der Naturseite her der häufige Genuß des Kaffee's viel zu solcher Steigerung der gestalten-schaffenden Phantasie beigetragen haben kann; 3) daß in physischer Beziehung S. durch die vielen, in den nächsten Jahren vor seiner ersten Vision, in London stattgefundenen außerordentlichen Seelenerregungen bei den Mitgliedern mehrerer Secten ebensowohl in solchen magischen Kreis hineingezogen worden sein kann, wie bei den cevennischen Inspirirten selbst unmündige Kinder zu Visionen und Prophezeihungen erweckt worden sind; endlich 4) daß alle angeblichen Gesichte und Offenbarungen S's so durchaus die geistige, sittliche und psychische Individualität desselben ausprägen, daß Jeder, dem sie mitgetheilt wurden, ohne ihm zu bemerken, sie seien die Erzeugnisse göttlicher Inspiration, sie auch schwerlich für etwas Anderes halten würde, als für natürliche, wenn auch mitunter krankhafte Erzeugnisse gerade jenes Individuums. Wir wollen hiermit keineswegs behaupten, daß unter den vielen sogenannten Offenbarungen

60) Esquirol's Pathologie und Therapie der Seelenstörungen, frei bearbeitet von D. Hille, nebst Anhang von D. Heinroth, Leipz. 1827. S. 8. — Auch könnte noch daran erinnert werden, daß Esquirol (S. 85) unter den Krankheiten, welche die Existenz der Gestörten beenden, die Apoplexie nennt, — die bekanntlich auch Swebend. den Tod gebracht.

61) Wir erinnern in dieser Beziehung an die bekannte Thatsache, daß die vielen Scherinnen und Prophetinnen in und außerhalb der Kirche, bei Griechen und Germanen u. s. w. durchgängig Jungfrauen waren, daß aber Kräfte und Vermögen, die sich in der sinnlichen Sphäre zu bethätigen gehindert werden, doch wohl in anderen Sphären analog wirksam werden können, wie bei Pflanzen das gehemmte Blühen die Belaubung vermehrt und umgekehrt.

S's, — die übrigens auch durch die Art und Weise ihrer Abfassung sich von den früheren eingeständlich nicht offenbarten Schriften desselben gar nicht wesentlich unterscheiden, — sich nicht auch Wahrnehmungen finden, welche mehr oder weniger hellsehenden Zuständen ihre Entstehung verdanken können. Nur so viel glauben wir aus den bisherigen Erörterungen mit einiger Zuverlässigkeit schließen zu dürfen, daß S. von der ersten Vision an bis zu seinem Tode sich in einem Zustande befunden, von welchem sich nicht behaupten lasse, daß er ausschließlich der des wahren, gesunden, verständigen Selbstbewußtseins, oder der des Gestörtseins, oder der eines reinen Hellsehens, oder einer vollkommenen Ekstase gewesen; — von welchem es vielmehr höchst wahrscheinlich ist, daß jene drei Daseinsformen auf eine, durch die individuelle Beschaffenheit, Bildung und Lage S's bestimmte, und darum einzige Weise sich so darin theils vermengt, theils einander abgelöst haben, daß auf keine Weise mit Bestimmtheit zu ermitteln ist, aus welcher Quelle irgend eine seiner angeblichen Offenbarungen abzuleiten sei; ob aus der Erinnerung an früher Gelesenes, ob aus eigenem Denken und Phantasiren, oder aus einem magischen Schauen oder Vernehmen von solchem, das ihm von anderen Wesen vorgebildet oder gesprochen worden wäre. In dieser Beziehung ist mithin kein Grund vorhanden, S. über die vielen ihm vorangegangenen sogenannten Seher oder Inspirirten zu erheben, bei denen sich ebenfalls nicht mit Zuverlässigkeit ermitteln läßt, aus welcher Quelle ihre angeblichen Offenbarungen geflossen.

In mehreren anderen Beziehungen sind seine Mittheilungen sogar weit weniger als übernatürliche beglaubigt, als die vieler früheren Visionärs. So bezeugen die Schriften der heil. Hildegard, J. Böhme's und mancher Anderen, wie namentlich die von Hrn. Friedr. von Meyer⁶²⁾ und früher von seinem Oheim mitgetheilten Aeußerungen einer Hellsehenden⁶³⁾ eine Steigerung der Geisteskräfte und Erkenntnisse, welche sich auf keine Weise aus vorhergehender Bildung erklären läßt. So waren die Visionen Engelbrecht's, der Convulsionärs und vieler Anderen von Thatsachen begleitet, die jedenfalls den Charakter des Außerordentlichen an sich tragen. Wenn daher S. ausdrücklich erklärt, daß „seine Schriften (nämlich die seit 1743 verfaßten), die er alle auf Befehl des Herrn herausgegeben, Offenbarungen genannt werden müßten,“⁶⁴⁾ — und daß er „nichts von dem, was die Lehren der Kirche des Herrn betrifft,“ (und hierzu gehört doch wohl alles auf Befehl des

62) Wahrnehmungen einer Seherin. Hamburg. 2 Bde.

63) Auszug aus dem Tagebuche einer magnet. Kur. Frankf. und Leipz. 1787

64) S. Tafel Vorwort zu Sw's Edttl. Offenb. 1. S. CCXXVI.

Herrn Bekanntgemachte), „von einem Engel, sondern allein vom Herrn, während des Lesens des Wortes empfangen“⁶⁵⁾, — so kann deren Göttlichkeit auf keine Weise als durch begleitende Wunder erhärtet angesehen werden, und wir finden uns diesernach genöthigt, unser Urtheil über jene angeblichen Offenbarungen ganz allein von der Prüfung ihres Inhaltes abhängig sein zu lassen.

65) Swed. vera. chr. rel. §. 779 und Tafel's Vergl. Darstellung, Vorwort S. X.

Friedrich von Schlegel.

(Friedrich Schlegel's philosophische Vorlesungen aus den Jahren 1804 bis 1806. Nebst Fragmenten vorzüglich philosophisch-theologischen Inhalts. Aus dem Nachlasse des Verewigten herausgegeben von E. F. H. Windischmann. B. I. 512 S. B. II. Abth. I. 256 S. Bonn bei Eduard Weber. 1836. 8.)

Friedrich Schlegel hat für die Literaturgeschichte sich eine doppelte Beaufsamtkeit erworben. In seinen früheren Jahren war er ein rühriges Mitglied jener theils revolutionären, theils constituirenden Versammlungen deutscher Litteratoren, die von Jena, Weimar, Dresden und Berlin aus — dem neunzehnten Jahrhunderte seine erste Richtung gegeben. So verdient er besonders als Verfasser der „Griechen und Römer,“ als Mitherausgeber des „Athendum's“ und der „Europa,“ und in gewisser Beziehung auch als Dichter der „Lucinde“ mit Auszeichnung genannt zu werden. Aber sein Geist war den Aequinoctialstürmen nicht gewachsen, die er selbst in dem Frühlinge des neuen Seculums zu erwecken beigetragen. Schon im zweiten Lustrum dieses Jahrhunderts flüchtete er sich in die düstern Gewölbe der mittelalterlichen Kirche, und von nun an waren seine litterarischen Bestrebungen theilweise dem subjectiven Zwecke gewidmet, seinen Rückschritt zu justificiren und seine früher oder später gewonnenen Einsichten und Ueberzeugungen mit der Weltansicht seiner Kirche — so gut es eben gehen wollte — in Uebereinstimmung zu bringen. Auch hierdurch hat er, freilich unabsichtlich, sich zwiefache, nicht unbedeutende Verdienste gesammelt. Einerseits nämlich trug er zur richtigeren poetischen Würdigung des Katholicismus bei; andererseits schwärzte er unter seinem katholischen Mantel gar Manches bei seinen neuen Glau-

bensgenossen ein, was sie aus anderen Händen wohl schwerlich angenommen haben würden. Eben deshalb haben jedoch seine zahlreichen Schriften aus dieser zweiten Periode nur einen zweideutigen, transitorischen Werth, und nur die Abhandlung: „Ueber Sprache und Weisheit der Indier“ (v. J. 1808), dürfte noch Leser finden, wenn die übrigen schon längst antiquirt sein werden.

An philosophischem Talente aber hat es ihm zu jeder Zeit gemangelt, und wenn seine Conversion und die sogenannten philosophischen Vorlesungen, die er in den Jahren 1827 — 30 herausgegeben, noch einen Zweifel darüber gelassen hätten, so würden doch die beiden nachgelassenen Werke, deren Herausgabe sich Herr Professor Windischmann unterzogen, denselben völlig beseitigen. —

Diese Vorlesungen, in den ersten Jahren des Jahrhunderts gehalten, bieten uns (B. I. S. 1 — 233) eine Propädeutik und Logik, und demnächst in zwölf Büchern die „Entwicklung der Philosophie.“ Es liegt außer unserm Zwecke, ein ausführliche Analyse und Kritik solcher Schriften zu liefern. Denjenigen aber, die sich für den Gegenstand oder den Verfasser derselben interessiren, sind wir es schuldig, ihnen zum wenigsten anzudeuten, was ihnen hier als Philosophie dargeboten wird. Um ihnen dies anschaulich zu machen, wählen wir einige Stellen aus der „Entwicklung der Philosophie,“ in denen Hr. v. Schlegel, das Höchste besprechend, zugleich sich über alle früheren Philosophen zu erheben gemeint. —

„Thun wir einen Rückblick,“ heißt es (II. 64), „auf das ganze bisherige Bemühen der Philosophie, ein haltbares System des menschlichen Geistes zu construiren, so finden wir, daß sie wirklich alle Versuche erschöpft hat, das Bewußtsein aus intellectuellen Thätigkeiten herzuleiten, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Es bleibt also nur (?) der entgegengesetzte Versuch übrig, die Ableitung aus dem, dem Wissen entgegenstehenden Wollen; dies aber, nicht in dem Sinne zu verstehen, als eine Fähigkeit nach Zwecken zu handeln, nicht als Begehrungsvermögen, als Inbegriff aller Triebe und Strebungen, sondern als Streben, welches allen in bestimmter Richtung beschränkten Thätigkeiten der Scheit entgegengesetzt ist“ . . . „Nur eine Thätigkeit, die gar keinen Zweck hat, und doch Thätigkeit ist, die unbeschränkt und unendlich ist, und doch der Form nach bestimmt sein könnte, kurz, eine solche, die man eine spielende Thätigkeit nennt, kann die erste und höchste im Bewußtsein sein. Als ein solches Streben bezeichnen wir den reinen Willen; dieser ist — ein durchaus unbeschränktes Streben ohne allen Zweck und Gesetz, und zwar immer mit Bewußt-

sein. Unter diesem reinen Willen will Hr. v. S. aber nicht die Willkür, welche „aus Beschränktheit“ sich über die Gesetze wegsetzt, verstanden wissen, sondern — „die Liebe,“ welche „unstreitig ein Verlangen, Sehnen, Wollen zeige, wobei weder auf Gesetze noch Zwecke (!) Rücksicht genommen werde, die aber ganz frei sei von jener Beschränktheit der Willkür.“ — „Wir setzen also,“ schließt Hr. v. S. (S. 65), — „wir setzen also den Anfang des Bewußtseins in die Liebe, und gerade hierdurch wird es uns möglich werden, die größten Schwierigkeiten und Widersprüche zu lösen, die bisher die vortrefflichsten Idealisten und Intellectual-Philosophen übrig ließen,“ — „deren wesentliches Irrthum,“ Hr. v. S.'s Versicherung nach, „darin liegt, daß sie das practische und theoretische Vermögen des Menschen trennen.“ —

Ehe wir den Priesterkönig des bisherigen Philosophen = Übels, — der freilich, wie sein collossaler Zeitgenosse — die eiserne Krone, so die oberpriesterliche Binde mit eigener Hand sich um die Schläfe gewunden, — ehe wir ihn noch weiter auf seinem Triumphzuge begleiten, — bemerken wir nur, daß er selbst — Eingang der eben angeführten Stelle das practische und theoretische Vermögen getrennt, indem er dem Wissen das Wollen entgegenstellt, und sogar das letztere dann nochmals spaltet in ein unbestimmtes Streben, welches entgegengesetzt sei „allen“ bestimmten „Thätigkeiten der Ichheit.“ Dieses Streben wird dann abermals als sogenannter reiner Wille getrennt von Zweck und Gesetz. — Nun hatte zwar Hr. v. S. versprochen, das Bewußtsein aus dem Wollen abzuleiten; — aber schon hat er sein Versprechen vergessen, denn gleich darauf ist ihm der reine Wille — „ein Streben — mit Bewußtsein.“ Gleich darauf wechselt das philosophische Chamäleon wieder die Farbe, und das Streben wird ihm zur Liebe, welche nicht bloß Wollen zeigt, sondern auch Verlangen und Sehnen, und er setzt nun in seiner Machtvollkommenheit „in die Liebe den Anfang des Bewußtseins.“

Kaum indeß hatte er Wollen dem Streben, dann Streben dem reinen Willen mit Bewußtsein, diesen reinen Willen der Liebe, Liebe dem Verlangen, Sehnen, Wollen gleich, und in diese Liebe den Anfang des Bewußtseins gesetzt; so fährt er folgendergestalt fort:

„Daß Sehnsucht eine Art Liebe sei, wird Jeder zugeben, und zwar kann Liebe in dieser Gestalt statt haben bei einem ganz einsamen einzigen Wesen, ohne daß es dazu eines zweiten bedürfte; denn in der Sehnsucht liegt gar keine Beziehung auf ein anderes, schon be-

kanntes, gegebenes Wesen; daher ist eben sie die Quelle des Bewußtseins, der Anfang der Welt" (65 — 66).

So ist also mit einem Male eine Art Liebe, nämlich die Sehnsucht, — zum Anfang, nicht bloß des Bewußtseins, sondern der Welt geworden. Unmittelbar darauf heißt es jedoch wieder: „Über die Liebe“ (ob das Sehnen, oder welche Art sonst, oder die ganze Liebe, ist nicht gesagt) „ist nicht allein der Anfang des Bewußtseins, sie ist noch mehr. Daß in einem liebevollen Wesen, insofern es allein ist (!), die Selbstliebe, und sonach auch das in sich Zurückgehen erfolgen würde, braucht hier nicht erwähnt zu werden. Ist das Denken“ (wo diese Thätigkeit herkömmt und ob es auch eine Art Liebe sei, ist nicht gesagt), — „ist das Denken, und überhaupt die allgemeine Thätigkeit des Ich's eine in sich zurückgehende, so kann das auch im Großen und Ganzen gelten, und es folgt also, daß, wenn Liebe“ (oben war es nur die Art derselben, welche Sehnsucht heißt) „der Anfang der Welt und des Bewußtseins ist, sie auch das Ende und das Höchste, das Ideal und das Maximum des Bewußtseins sein muß.“ Hiermit meint dann Hr. von S. „die Hauptpunkte verzeichnet zu haben, welche der Betrachtung der werdenden Ichheit, der Welt und der Natur zum Grunde liegen müssen.“ (66). —

Hienach ist also eine gesetz-, zweck- und gegenstandlose Art von Liebe, welche Sehnsucht heißt, und zwar das Sehnen eines einzigen Wesens, welches sich selbst liebt und denkend in sich zurückgeht, — Anfang, Ideal, Maximum und Ende des Bewußtseins — und der Welt — und der Natur.

Wir würden es für verschwendete Zeit halten, dieses Thohu-Wabohu unseres Fürsten der Philosophen noch näher zu beleuchten; wir begnügen uns damit, durch Anführung noch einiger anderen Stellen die völlige Ohnmacht des prätentiosen Mannes im Philosophiren — anschaulich zu machen.

Oben hatte er als „die erste und höchste Thätigkeit im Bewußtsein“ — den „reinen d. h. gesetz- und zwecklosen Willen“ bezeichnet, den er einerseits dem Wissen, — anderseits der Willkühr entgegensetzt, demnächst ihn als Liebe und näher als Sehnsucht bestimmt. — Seite 73 f. aber lesen wir: „In der Liebe vereint sich Alles; sie ist als Trieb und Grundgefühl zugleich das umfassendste (sic) aller Triebe und Gefühle, so wohl der Sehnsucht, als der untersten thierischen Gefühle, sie ist, so wie der Anfang, woraus Alles“ (also doch auch Wissen und Willkühr) — „entspringt, so auch die Auflösung, worin alles wieder zurückkehrt.“ — Hier springt es in die Augen, daß

Hr. v. S. damals noch nicht in jenes Kirchengebäude eingetreten war, über dessen einzigen engen Pforte im Innern als Warnungszeichen für den Wanderküftigen die Worte Dante's stehen :

„Per me si va nel' eterno dolore;
Per me si va tra la perduta gente!“

Gewiß aber ist Dasjenige, woraus Alles entspringt, „worin Alles zurückkehrt,“ zugleich das Erste und Höchste, und wenn dieses Höchste, diese Liebe — Gott genannt wird, dann ist auch das Höchste im Menschen wohl nichts anderes als die Liebe. Hr. von Schlegel aber in seiner „Entwicklung der Philosophie“ (Bd. II. S. 88) antwortet auf die Frage: „was das Höchste, das Eigenthümlichste, das Erste im menschlichen Bewußtsein ist?“ — dieses Höchste sei — „das Gewissen,“ — nämlich „das Vermögen, worin alle Verhältnisse des menschlichen zum göttlichen Bewußtsein vorkommen; — eine Fühlbarkeit, eine Empfindlichkeit der Verhältnisse zwischen Mensch und Gott . . .“ Er fügt dann S. 89 die erläuternde Bemerkung hinzu: „Das Gewissen ist die Vermittlerin, der Schlüsselstein alles Bewußtseins, — das Centrum alles Wissens und die Grundlage aller Gewißheit, — die Bedingung und das Kriterium der Liebe im Menschen; — es begleitet im Menschen immer die Liebe, es ist ein sicheres Kennzeichen ihrer Wahrhaftigkeit und Gewißheit. Und so ist dann offenbar in jeder Rücksicht die Gewissenhaftigkeit das Höchste im menschlichen Bewußtsein.“ —

Wie also unserem Philosophen erst das bloße Wollen zur allumfassenden Liebe aufgeschwollen, so ist ihm nun unter der Hand das Gewissen zur abstracten Gewissenhaftigkeit zusammengeschrumpft. Aber auch diese Gewißheit haftet nicht bei Hrn. v. S.; denn S. 121 lesen wir: „Weil die Gesetze und Gegensätze abgeleitet und bedingt sind, so sind sie immer nur vorübergehend, nur Uebergänge und Mittel zum Zweck. Der Anfang und das Ende müssen immer Freiheit und Einheit sein. Anfang und Ende müssen Auflösung, Verschmelzung aller Gesetze und Gegensätze sein. Kein Gesetz ist schlechtthin nothwendig, überhaupt aber kann nichts nothwendig sein, als die Freiheit; Freiheit ist das Erste und Höchste, Nothwendigkeit das Untergeordnete. Die Freiheit ist nothwendig, weil sie nun einmal wirklich ist; alles, was nicht frei, ist nicht wirklich; was aber nicht wirklich ist, ist auch nicht nothwendig, — also ist nichts nothwendig als die Freiheit.“ Worin aber diese Freiheit bestehe, erfahren wir gleich darauf S. 122, wo „festgesetzt“ wird, „daß der erste Ring aller Gesetze in einer absoluten göttlichen Willkühr zu suchen sei, insofern sie (sic) diejenige Form der

Freiheit ist, welche hier die Nothwendigkeit am kürzesten abschneidet. Die Welt ist kein System, sondern eine Geschichte, aus der nachher freilich Gesetze folgen können.“

Hiermit sind wir bei dem Ende dieser Deduction und zugleich auch wieder bei dem Anfange derselben, dem unbestimmten Wollen, welches dem Wissen entgegensteht, angelangt, und es läßt aus dem Gedanken *Fantumei*, der zwischen Anfang und Ende bemerklich, und aus der absoluten Willkühr, welche die Welt zu einer systemlosen Geschichte macht, — es läßt sich aus dieser völligen Haltungslosigkeit psychologisch erklären, wie Hr. v. S., um doch irgend einen Haltepunkt zu gewinnen, nicht lange nach Abhaltung seiner Vorlesungen zu einer Kirche übergetreten, welche ebenwohl die Welt mit einem Male aus einem willkührlichen Schöpfungsbeschuß hervorgehen, sie von einer beliebig erwählenden und verstockenden, befelgenden und verdamnenden Macht beherrschen, und ihre Geschichte mit einer allerdings systemwidrigenerspaltung in Himmel und Hölle beschließen läßt. — Schwer erklärbar dagegen finden wir es, wie Hr. Professor *Windischmann*, dessen mannigfaltige Verdienste wir gern anerkennen, sich entschließen konnte, ein so unphilosophisches Hin- und Herreden der Vergessenheit zu entreißen, da doch Hr. v. Schlegel selbst es derselben gewidmet zu haben scheint, indem er es nicht in seine sämmtlichen Werke aufzunehmen für rathsam gehalten. —

Karl Christian Friedrich Krause.

(K. C. F. Krause's handschriftlicher Nachlaß. Herausgegeben von Freunden und Schülern desselben. Erster Band. Die Lehre vom Erkennen und von der Erkenntniß. Herausgegeben von Hermann Karl von Leonhardi. Mit 3 Steindrucktafeln. Göttingen. Dietrich'sche Buchhandlung. 1836. Vorbericht des Herausgebers LVI, Uebersicht des Ganzen XXVI, und 517). —

1.

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren;
Das Rechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat, erst für Frankreich und Deutschland, dann, immer weiter auskreisend, für ganz Europa, theilweise schon für andere Welttheile, eine Krise begonnen, welcher, wie noch keiner früheren, eine, nicht bloß welthistorische, sondern auch eine universal-menschliche Bedeutung zuerkannt werden muß. Die Geister, die Principien aller Zeiten und Völker sind wie durch ein gewaltiges Zauberwort erweckt worden; aus allen Welttheilen stürmen sie zusammen; — überall treffen sie mit ihren ausschließenden Präntensionen auf einander, überall entspinnt sich — oder wüthet — oder entscheidet sich schon der Kampf um die Herrschaft über die Menschen. So ist die hiermit eröffnete Weltzeit ihrem Hauptcharakter nach eine kritische, d. h. eine prüfende, polemische, urtheilende und entscheidende. Wie bei einem gewaltigen Sturme jeder Baum, jede Staude, jede Pflanze ihre Lebenskraft, ihr Rechte da zu sein und fortzubestehen erhärten muß, so muß auch in der Menschenwelt jetzt alles, was noch forthin gelten und

bestehen will, seine Berechtigung erweisen. Dürre Bäume, die in ruhigen Zeiten noch lange ihre Stelle inmitten des grünen Waldes einnehmen durften, brechen jetzt zusammen, und knicken, zusammenstürzend, selbst gar manche liebliche Blume, die in ihrem Bereiche frohlich emporwuchs!

In dieser allgemeinen Aufregung thun sich besonders zweierlei Bestrebungen hervor. Die Meisten kämpfen für *particulare* Principien oder Interessen, — theils für solche, die in irgend einer früheren Zeit schon zur Geltung gekommen, theils für solche, die erst mit mehr oder minder Recht auf Anerkennung Anspruch machen. Nur wenige umfassen das Ganze, und streben die überall hervorbrechenden Dissonanzen harmonisch aufzulösen, die widerstreitenden Parteien auf ein gemeinsames, alle befriedendes Ziel hinzulenken. Diese Wenigen nun werden durchgängig von allen Parteien am heftigsten befeindet, weil die Einseitigkeit sich weit mehr durch die umfassende Gediegenheit als durch die entgegenstehende Einseitigkeit gefährdet findet. Aber gerade in diesem Nothstande bewährt sich die Geisteskraft, der Seelenadel derjenigen, die, vielfach verkannt, bedrängt, verfolgt, gerade durch den mannigfachen Widerstand, dem sie begegnen, in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ihres Strebens bekräftigt, zu immer eifrigeren Anstrengungen begeistert werden.

Einer dieser wenigen war Karl Christian Friedrich Krause, der, stets dem Höchsten zugewandt, wie er sich selbst zum Tempel göttlichen Geistes, so auch der Gottheit einen ihrer würdigen Tempel zu erbauen gestrebt — im Aether der Wissenschaft durch Gestaltung eines allumfassenden Systemes der Wahrheit, — im wirklichen Leben durch Begründung eines Gliedbaues von Vereinen zur Verwirklichung aller in der Bestimmung der Menschheit begründeten Zwecke. Ein Deutscher von Geburt — hat er sich stets im schönsten und edelsten Sinne als Deutscher, als Germane bewährt, indem er, fest wurzelnd in dem Weithume der Familie, kräftige Zweige treibend in jeden höheren Lebenskreis, zuhöchst alle Menschen mit reiner, unauslöschlicher Bruderverliebe umfaßte, und in den mannigfachsten Bedrängnissen alle seine Kräfte aufbot zur Verklärung seines Volkes; zum Siege der Humanität, zur Verherrlichung Gottes unter den Menschen. Unschuldig wie ein Kind, begeistert für alles Schöne, Erhabene und Liebenswürdige wie ein Jüngling, thatkräftig, arbeitfroh, wahrheitsdürstend und Charakterstark wie ein Mann, war er zugleich mild und nachsichtsvoll, hingebend und hilfsreich, — ein ganzer Mensch im vollen, besten Sinne des Wortes. Das Ziel, dem er von Anfang an zugestrebte, war das größte,

herrlichste, edelste, welches dem Menschen in's Auge zu fassen vergönnt ist; — sich ihm anzunähern hat er auch die mühevollsten Arbeiten nicht gescheut. Was ihm in dieser Arbeit zur Ueberzeugung geworden, das hat er zu jeder Zeit, was es ihn auch kostete, auf das Freimüthigste ausgesprochen. Was er als Pflicht, als höchste Aufgabe des Lebens gelehrt, das hat er stets auch dargelebt, und wenn er in seinen wissenschaftlichen Leistungen bei weitem das Ideal nicht erreicht hat, das er sich aufgestellt, so lag dies in der Unendlichkeit der Aufgabe, in fortwährender Ungunst der äußerlichen Verhältnisse — und in der individuellen Beschaffenheit seines Geistes, über welche sich zu erheben kein Sterblicher vermag. Wenn aber, — was freilich nur zu häufig unbeachtet bleibt, — des Menschen eigenthümlichster Werth in demjenigen besteht, was er mit Freiheit aus den ihm dargebotenen Mitteln in die Wirklichkeit ruft, wenn seine Würde an dem uneigennütigen, unablässigen Streben für die höchsten Interessen der Menschheit, an der steten Uebereinstimmung des Gewissens und Wirkens zu ermessen, — dann wird auch die gerechtere Nachwelt dem frühe Dahingeshiedenen die Krone nicht versagen, die — vor vielen, geistig reicher Begabten und darum Hochgefeierten — ihm zuerkannt werden muß. Wir aber schätzen uns glücklich, daß durch die nunmehr begonnene Herausgabe des handschriftlichen Nachlasses des ehrwürdigen Weisen uns Veranlassung geboten wird, seinem Andenken ein paar Worte innigster Verehrung und Freundschaft zu widmen. —

Karl Christian Friedrich Krause, am 6. Mai 1781 zu Eisenberg im Altenburgischen geboren, ist der einzige Sohn eines geachteten Mannes, der, damals Lehrer an der dortigen Stadtschule, später Pfarrer zu Nobitz wurde. Nachdem er zu Donndorf, Eisenberg, Altenburg seine Schulstudien beendet, bezog er im Jahre 1797 die Universität Jena, wo er, dem Wunsche seines Vaters gemäß, sich für den theologischen Beruf vorbereiten sollte, aber unwiderstehlich zum Studium der Philosophie und Mathematik sich hingezogen fühlte. Bereits früher mit Kant, Plato und Spinoza bekannt geworden, boten vorzüglich Fichte's und Schelling's Vorlesungen ihm neuen Stoff zu eigenen Forschungen dar. Auch entfaltete schon in den nächsten Jahren seine Eigenthümlichkeit sich nach den verschiedenen Richtungen hin, die in der Folge das reiche Gewebe seines geistigen und gemüthlichen Lebens gebildet.

Die innigste, energischste Bestrebung aber, welche der ganzen Entwicklung seines Wesens Einheit und Weihe gegeben, entsprang aus seinem tiefen, liebevollen, durch und durch religiösen Gemüthe. Dieses

führte ihn, als er 1800 sich auch dem Studium der Rechtsphilosophie zugewendet, zur Idee eines allgemeinen Menschheitsbundes, als höchsten Bedürfnisses der Gegenwart und Strebzieles der gesamten weltgeschichtlichen Entwicklung. Diese Idee zum Ideale auszubilden, dem Ideale Freunde zu gewinnen und es in das Leben einzuführen, war die heiligste Angelegenheit, — gleichsam der zum Himmel aufschießende Stamm seines Lebens, aus welchem als Zweige die übrigen Bestrebungen hervortrieben, die ihre Kraft und ihre Bedeutung von demselben empfangen. Die Menschheit sollte, aufsteigend von dem möglichst gebiegenen, reichlichst ausgebildeten Individuum, als Mitglied des heiligen Familienvereines, sich zu immer größeren, höheren Vereinen für alle wesentlichen Werke verketten, bis sie als vollendeter, humaner Organismus ein der Gottheit würdiges Ganze gestaltete. Zur Verwirklichung dieses Ideales sollte sich schon jetzt ein Verein bilden, der, auf alles Allgemeinmenschliche gerichtet, allen geöffnet wäre, die an der Lösung jenes göttlich-humanen Werkes mitarbeiten wollten. Es war dies die, zu höherer Klarheit und Gewißheit durchgedrungene Idee, welche schon im XVII. Jahrhundert dem trefflichen Valentin André und dem seiner Zeit weit voran geeilten Amos Comenius († 1671) in seiner Panergesie (Halle 1702) vorgeschwebt hatte, und deren Ausfluchtungen Krause einestheils in den Mysterien der Alten, andernteils in dem Freimaurerbunde ahnete.

Zunächst fühlte er nun das Bedürfnis, jener Idee eine strengwissenschaftliche Grundlage zu geben, die, von dem allgemeinsten Gewissen ausgehend, das ganze Gebiet der reinen Erkenntnis als ein einiges organisches System zur Anschauung brächte. Nachdem er sich daher im Jahre 1802, — wahrscheinlich um sich der nothwendigsten Existenzmittel zu versichern, — als Privatdocent zu Jena habilitirt, bemühte er sich einerseits, die Mathematik zur Würde einer philosophischen Wissenschaft, andererseits, die übrigen philosophischen Disciplinen zu mathematischer Evidenz zu erheben. So gab er in den nächsten drei Jahren, während welcher er zu Jena Vorlesungen hielt, nach einander eine Grundlage des Naturrechtes (1. Theil. 1803), einen Grundriß der Logik (1803), dann die Grundlage eines philosophischen Systemes der Mathematik (1804) und einen Entwurf des Systemes der Philosophie (1. Theil. 1804) heraus, in denen er, vom einzelnen, unmittelbar Gewissen aus, zur Erkenntnis der allbegreifenden Wahrheit hinzuführen strebte. Je mehr er sich aber in seine Arbeit vertiefte, um so lebhafter fühlte er, daß die Philosophie, als die Wissenschaft der Wissenschaften, noch manche Kenntnisse voraussetze,

die zu erwerben er bis dahin nicht Gelegenheit gehabt. Dies bestimmte ihn gegen Ende 1804, vorläufig die akademische Laufbahn zu verlassen, und zuerst nach Rudolstadt, dann im Jahre 1806 nach Dresden sich zu begeben, um seine Studien über Kunst, Erdkunde, Geschichte u. s. w. zu vollenden.

Zu Dresden, wo er bis zum Jahre 1813 sich aufhielt, beginnt ein neues Stadium seines Lebens und Wirkens. Der Gedanke, daß „die Menschheit sich zu einem organischen und harmonisch = lebenden Wesen zu vollenden habe,“ daß hierzu ein Verein erforderlich, welcher alle Menschen umfasse, alle Kräfte entwickle, alles Wahre, Schöne und Rechte sammle und zur Gesamtbildung wie zum Gesamtwohle verwende, war ihm zur innigsten Ueberzeugung geworden. Da er nun „glaubte, daß in der Ausbildung eines lebendigen Wesens nichts unvorbereitet geschehe, so hoffte er ein Gebiet zu entdecken, wo der Ausführung seiner Idee schon vorgearbeitet, wo er das Leben seines Menschheitsbundes anknüpfen könne“*). Dies führte ihn im Jahre 1805 in den Freimaurerbund, „wo er die Idee des Keimmenslichen — als Ahnung entdeckte,“ und hierdurch bestimmt wurde, die Vergangenheit zu erforschen, „um die dem Maurerbunde zu Grunde liegende Idee als begründet im Menschengenosse und als auch früher unter den Menschen vorhanden nachzuweisen.“ Mit Hilfe der Vorarbeiten von Bode, Bodel, Nicolai, Schneider und Fessler und der reichen maurerischen Bibliothek Mosdorf's, arbeitete er nun jenes reichhaltige Werk aus, welches zum ersten Male im Jahre 1810 unter dem Titel: „Die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft**“) zu Dresden in 2 Bänden erschien. Kurz zuvor hatte er seine „Höhere Vergeistigung der echt überlieferten Grundsymbole der Freimaurerei“ (in 12 Logenvorträgen, 1. Ausg. 1809. 3. 1820) herausgegeben. In dem ersten dieser beiden Werke wies Krause geschichtlich nach, daß der masonische Verein anzuerkennen sei als „ein keimender, in Ahnung der Idee gebildeter Anfang des von ihm (von Krause) philosophisch erkannten Menschheitsbundes;“ aber auch, daß „das Verbergen und Geheimhalten, dem wahren Geiste der Mafonei fremd, nur als eine im Leben des Bundes vorübergehende Erscheinung gelten könne.“ In beiden Werken aber bemühte er sich darzuthun: „daß die Logenthätigkeit der Brüderschaft, bei

*) Siehe daff. drei älteste Kunsturkunden, 2. Aufl. L. C. X. XI. CVI.

***) B. I. 596 CC. Dresden 1810. II. 543 CC. 1813.

aller ihrer jetzigen unverkennbaren und von zahllosen Brüdern anerkannten und beklagten Verderbtheit und Unausgebildetheit, dennoch von den einsichtigen und wohlgestimmten Brüdern nicht verlassen werden solle und dürfe, sondern, daß es höchste Zeit sei, auf die (von ihm) angegebene Art zur Reinigung, Veredelung, Neubelebung des Logenwesens mitzuwirken,“ — da die Brüderschaft „fähig und dazu bestimmt sei, ein erneuer Keim und Anfang des Menschheitsbundes zu werden,“ was jedoch dadurch bedingt, daß sie einen „offenen Verein für Menschlichkeit und Menschheit bilde“*).

Obgleich nun Krause versichert, daß er „nichts im Drucke bekannt gemacht, woran ein allgemeines Gesetz der Brüderschaft, oder ein Beigesetz seiner Loge, oder insonderheit das von ihm bei seiner Aufnahme geleistete Gelöbniß, oder das bestehende Gebrauchsrecht seiner Loge ihn verhindert hätte“ —**), obgleich dieser Versicherung von den achtbarsten Freimaurern beigeplücht worden und deren Unrichtigkeit erweisen zu wollen keinem Sachkundigen einfallen kann, so wurde dennoch Krause der Verletzung des Ordensgeheimnisses beschuldigt. In einem am 17. December 1810, in allgemeiner Versammlung der vereinigten Logen zu den 3 Schwestern und den wahren Freunden zu Dresden gehaltenen und in Druck gegebenen Vortrage erwies zwar Herr August Niquet (Prediger bei der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Dresden), daß durchaus kein Grund zu einer Anklage gegen Krause vorhanden sei, zugleich versichernd, „durch Krause's maurerische Reden sei er wieder für den Bund gewonnen worden, von dem er sich loszusagen im Begriffe gestanden, übersättigt mit Ekel vor den gewöhnlichen mechanischen Spielereien, vor dem gehaltlosen Treiben und dem leeren Scheinwesen in den Logen, und daß sehr viele Brüder sich mit ihm in demselben Falle befänden“***). Deffenungeachtet wurde Krause, wie selbst ein edles Mitglied des Maurerbundes, in einer Zeitschrift berichtet, „obschon Alles, was er von den Gebräuchen und Lehren der Brüderschaft in den Kunsturkunden abdrucken ließ, früher gedruckt, nicht nur der Brüderschaft, sondern auch der ganzen Welt vorlag, . . . dennoch gezwungen, seine Loge zu meiden, und von der Thorheit, im Bunde mit der Unwis-

*) Kenning's Encyclopädie der Freimaurerei. Art. Krause. Leipzig. 1824. B. II. S. 216 ff.

**) Eb. S. 220.

***) S. 18 des oben erwähnten, im J. 1811 zu Dresden gedruckten, Vortrages.

senheit und Feigheit, zum Verräther gestempelt“*). Man hatte ihm, von einigen Großlogen aus, als er das baldige Erscheinen der Kunsturkunden angekündigt, durch den verstorbenen Böttiger in Dresden die Aussicht auf eine sehr einträgliche Stelle für den Fall eröffnen lassen, wenn er einwillige, daß sein Werk nur an Meister vertheilt werde. Als er die Erfüllung dessen, was er für heilige Pflicht — auch gegen den Brüderbund — hielt, der Begründung sorgenfreier Existenz vorgezogen, hatte er bis an sein Lebensende Haß und Verfolgung von Seiten vieler seiner ehemaligen Bundesbrüder zu ertragen. Man verzieh ihm nicht, daß er die Geheimnißkrämerei, und manche Spielerei als den Haupturkunden und der vernünftigen Bestimmung des Bundes widersprechend erwiesen, und, wie noch im Jahre 1830, eine Loge im gedruckten Circular geklagt, auf ähnliche Weise, „wie Lenning, Mosßdorf, Webekind u. A. auch die parties honteuses der Freimaurerei aufgedeckt hatte“**). Man verzieh ihm nicht, daß er „geschichtlich erwiesen, daß die Bruchstücke reinmenschlicher Lehre in der Brüderschaft der Freimaurerei von Außen gekommen sind, als Ergebnisse der freien Entwicklung von Wissenschaft und Kunst, durch die Philosophen alter, neuer und neuester Zeiten, früherhin vorzüglich durch die Kulbeer und 1717 durch Benützung der Gedanken des Comenius und des Selbenus“***). Krause hatte in reinsten Begeisterung für das Fortschreiten der Menschheit dem Freimaurerbunde das edelste, erhabenste Ziel brüderlicher Wirksamkeit vor Augen gestellt; er hatte dieses Ziel als in der gesammten Geschichte, in der Vernunft und in reiner Liebe begründet erwiesen; er hatte Jahre lang sich der mühevollsten Arbeit, den angestrengtesten Studien unterzogen, um den Bund, dem er angehörte, zu zeitgemäßer Verjüngung und Verklärung hinzuführen; — sein Lohn war: verkannt und geschmäht zu werden, war schmerzlichste Verlassenheit von Seiten vieler Mitglieder des Bundes, — freilich aber auch innigste Liebe und Verehrung anderer Brüder und Nichtmurer, die ihn zu würdigen verstanden, vor Allem die nie getrübe Heiterkeit des Geistes und Gewissens, — die unverweilliche Blüthe eines stets dem Göttlichen gewidmeten, für das Wohl seiner Mitbrüder sich aufopfernden Lebens! —

*) R. F. Fischer, Pfarrer in Bocca, in der von ihm herausgegeb. neuen Zeitschrift für Freimaurerei. Altenburg 1833. Jahrg. 1832 und 1833. Heft 3. S. 77 ff. — Pfr. Riquet trat sofort aus dem Vereine; Oberhofprediger Reinhard, als er Kr's Ausschließung erfuhr, brach in die Worte aus: „Tan-taene coelestibus animis irae.“

***) Fischer a. a. O. S. 77.

****) S. Lenning's Encycl. B. II. S. 33. Art. Feldmann. —

2.

Was Alle angeht, sollen alle betreiben, wenigstens wissen.

Amos Comenius.

Es ist eine geschichtlich erweisbare Thatsache, daß in den drei letzten Jahrhunderten, aus den Kämpfen der Kirche mit dem Staate, der Laien mit den Priestern, der niederen weltlichen Klassen mit den höheren, der Völker und der Religionsgenossenschaften unter einander, sich der Gedanke des Allgemeinen menschlichen, das lebendige Gefühl für Humanität und das Bedürfnis erzeugt hat, jenem Gedanken und dem ihm entsprechenden Gefühle in der äußerlichen Wirklichkeit auch eine entsprechende Stätte der Wirksamkeit und des gemeinsamen Genusses zu bereiten. Dieses Bedürfnis hatte, nach mehreren ephemeren Versuchen, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts den Freimaurerbund in's Dasein gerufen. Lessing und Herder brachten jene ideale Bedeutung des Bundes demselben zum Bewußtsein. In Krause ist sie im vollen Sinne des Wortes — Mensch geworden. Er gab dem Bunde — zum wenigsten in Deutschland — das klare Bewußtsein seiner geschichtlichen Entstehung; aus Geschichte, Gegenwart und Vernunft entwickelte er die Nothwendigkeit und die Art und Weise der zeitgemäßen Umgestaltung des Bundes; — es sei uns vergönnt, die hierauf bezüglichen Hauptideen des vielverkannten Mannes, bevor wir zu seiner anderweitigen Wirksamkeit übergehen, in der Kürze mit seinen eigenen Worten darzulegen.

„Die jetzige Wiebergeburt,“ schreibt Kr., „und die Höherbildung der Staaten, Religionsgesellschaften, Wissenschaften und Künste in Europa verlangt, daß in klarer Anschauung der Ideen und der Geschichte der Menschheit ein Menschheitsbund organisiert, daß alle, welche zur Erkenntniß und Liebe der Menschheit gelangt sind, in demselben vereinigt werden, — damit die edleren Völker Europa's,“ — welches „jetzt die Lebensmitte der Menschheit ist,“ — „sich der Ideen der Menschheit und ihres Bundes klar bewußt werden und auf sie wohlgeordneten, geselligen Fleiß richten.“ — „Unter allen europäischen Nationen ist vorzüglich die deutsche berufen, jene Ideen durch gesellige Kunst in die Wirklichkeit einzuführen; keine andere Nation kommt ihr gleich an allseitiger, harmonischer Bildung, und an gleichförmiger Empfänglichkeit für alles Menschliche, und für jede Eigenthümlichkeit, worin sich das

Menschheitsleben bei den verschiedenen Völkern der Erde verschieden entfaltet" . . . Bis jetzt aber ist „die Freimaurerbrüderschaft — ihrem Geschichtsbegriffe und reinem Geiste nach — der einzig bestehende gesellige Versuch, die Ideen der Menschheit, des Menschheitslebens und des Menschheitsbundes zur Anschauung zu bringen, und den offenen Menschheitsbund vorzubereiten.“ In ihrer ersten Periode war sie eine „Gesellschaft wirklicher Baukünstler, welche die reinmenschliche Lehre der alten Baucorporationen, so wie schon Vitruvius sie enthält, mit der reinchristlichen und reinmenschlichen Lehre der unapostolischen Geistlichen in England vereinigten.“ . . . „Die zweite Periode begann 1717/1723 durch Bildung der großen Loge zu London und Anderson's Constitutionsbuch,“ indem der Bund sich lossagte von der Baukunst und „sich umbildete zum Schauplatz reinmenschlicher Bestrebungen und so über die ganze Erde in einzelnen Logen sich verbreitete.“ . . . „Jetzt ist es Zeit, durch völlige Wiedergeburt die dritte Periode zu beginnen — im Geiste der jetzt höher aufgelebten Menschheit;“ — denn „die Freimaurerbrüderschaft hat keine ihr eigene, der übrigen Menschheit unbekanntes Lebenswissenschaft und Lebenskunst.“ . . . „Das Eigenthümliche des neuen (harmonischen) Zeitalters, welches jetzt in Europa sich gründet, das Wesen und der Gipfel seines Lebens, ist aber das Anschauen des ganzen Urbildes der Menschheit und des Menschheitslebens als eines organischen Ganzen, und das bewußte Streben, alle menschlichen Dinge im Geiste gottinniger Menschheit zu vollenden.“ . . . Nothwendig ist deshalb, daß die Maurerschaft zum Menschheitsbunde regenerirt werde, welcher „alle Menschen als ganze Menschen, alle menschlichen Kräfte und Werke, sofern sie im Ganzen sind und mit dem Ganzen wechselwirken, umfasse,“ — womit „volle Offenheit — ohne alle Ausnahme wesentlich verbunden“ *).

Dies sind die Grundideen, auf welche Krause's Vorschläge zur Umgestaltung des Freimaurerwesens sich stützen. — Als nun sein Streben, den Bund für diese Selbstverjüngung zu begeistern, an den Vorurtheilen, der Geheimnißliebhaberei und den particularen Interessen einiger einflußreichen Mitglieder der bedeutendsten deutschen Logen gescheitert **),

*) Älteste Kunstkunden I. 1. S. XIII. XV. XX. XXV. f. Vergl. Urbild der Menschheit S. 499, 501 und Tageblatt des Menschheitslebens S. 17 u. f. w.

***) Die urkundlichen Beweise davon finden sich u. a. in Stuvén's Abhandlung über den Einfluß geheimer Gesellschaften auf das Wohl der Menschheit, neu herausgegeben von Fr. Noßdorf, Freiberg 1811; Lenning's En-

wandte er sich an die deutsche Nation, und vereinigete sich mit mehreren Gleichgesinnten im Jahre 1811 zur Herausgabe eines *Tageblattes des Menschheitslebens*, in welchem viel Treffliches über Recht, Staat, Geschichte, Religion, Publicität u. a. m. vorgetragen wurde. Um dieselbe Zeit eröffnete er zu Dresden Vorlesungen über das Urbild der Menschheit, in denen er in systematischem Zusammenhange aus der Idee Gottes und des in Gott seienden Universums zur Idee der Menschheit und des einzelnen Menschen herabstieg, um von diesem und der Familie aus, durch Entwicklung des Ideales eines Organismus der Menschheit, diese selbst zum einigen, seligen Leben in Gott hinzuführen. Mag auch Manches in diesem Glibebau des Allwesens und näher der Menschheit — sowohl im Allgemeinen als im Einzelnen — sich vor dem Richterstuhle der wissenschaftlichen Kritik als unhaltbar erweisen, — so ist doch die Idee im Ganzen so großartig, die Ausführung mehrerer Partien so gelungen, die Sprache so rein, der Alles befeelende Geist so edel und liebenswürdig, daß die deutsche Nation wohl stolz auf dieses Erzeugniß ihres Geistes und Gemüthes sein dürfte.

Leider scheiterte aber das *Tageblatt des Menschheitslebens* schon nach wenigen Monaten an Hindernissen, die dem Verleger von Seiten der verborgenen Feinde Krause's in Dresden entgegen gesetzt wurden. Die schönen Friedensworte, die als „Urbild der Menschheit“ im Jahre 1812 im Druck erschienen, verhallten bald in den politischen Stürmen.

Krause zog im folgenden Jahre, von dem Kriegslaufe bedrängt, mit seiner Familie nach Berlin, in Hoffnung, dort einen größeren Wirkungskreis für seine wissenschaftlichen Bestrebungen zu gewinnen, weshalb er sich auf der dortigen Universität als Privatdocent habilitirte.

Schon früher hatte er sich überzeugt: „jede Höherbildung des Menschheitslebens fordere und ursache eine Reinigung und Höherbildung der Sprache.“ . . . „Wie nun das deutsche Volk jetzt ein neues Leben beginne, so müsse auch seine Sprache ein neues, reineres und freieres Leben gewinnen. Mit bewußter Kunst und wissenschaftlicher Tiefe müsse sie in ihren ursprünglichen Anlagen und Kräften erkannt, in ihrer ganzen freien Fülle und Macht entfaltet werden.“ Vieles war von ihm zu diesem Zwecke vorgearbeitet. Verwandte Bestrebungen, denen er in Berlin begegnete, veranlaßten ihn, dort im J. 1814 eine Gesellschaft

cyklopädie der Freimaurerei, Leipzig 1824; Moschdorf's Mittheilungen an denkende Freimaurer, Dresden 1818, und Silber's Briefen darüber.

für deutsche Sprache zu stiften, an welcher die ausgezeichnetsten Sprachforscher, Heinsius, Zeune, Wolke, Bauer, Radlof u. A. Theil nahmen. Aber schon im folgenden Jahre fand er sich genöthigt, der in Berlin herrschenden Theuerung wegen, wieder nach Dresden zu ziehen, wo er sich nun vorzüglich der Ausarbeitung seines „Urwortthumes der deutschen Volkssprache“ widmete, welches durch Wissenschaftlichkeit und Vollständigkeit die früheren Leistungen eines Fulda, Campe, Adelung und Anderer überbieten sollte. Als Einleitung hierzu gab Krause im J. 1816 eine Abhandlung heraus: „Von der Würde der deutschen Sprache und von der höheren Ausbildung derselben überhaupt, und als Wissenschaftssprache insbesondere.“ Obgleich aber seine Ankündigung jenes Unwortthumes — als „neuen vollständigen Wörterbuches der deutschen Volkssprache,“ — dessen Herausgabe 1817 beginnen sollte, — auf das Kräftigste von mehreren der berühmtesten deutschen Sprachgelehrten empfohlen wurde, so fand doch die dafür eröffnete Pränumeration nicht die gewünschte Aufnahme, und auch in diesem nationalen Unternehmen, wie früher in seinen masonischen Bestrebungen, erfuhr Krause jene Ungunst, die vor ihm schon Keppler und so viele andere edele Männer in ihrem Wirken begleitet hatte. Wie sein Streben aber aus seiner eigensten, gebiegenen Natur hervorging, so ließ er sich nach wie vor durch äußeres Mißgeschick in Verfolgung seiner großartigen Pläne nicht aufhalten.

Nachdem er in Gesellschaft eines, die Kosten allein bestreitenden Freundes im J. 1817 eine Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland gemacht, wandte er sich mit frischer Kraft an die Umarbeitung des ersten Bandes der „drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft,“ dessen erste Ausgabe erschöpft war, und an die Vollendung des zweiten und letzten Bandes dieses Werkes, welches, wie seine „höhere Vergeistigung der echt überlieferten Grundsymbole der Freimaurer,“ von der bereits eine dritte Ausgabe nothwendig wurde, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf jene Gesellschaft geblieben.

Indessen hatte er neben seinen masonischen, mathematischen und sprachlichen Arbeiten auch seine rein philosophischen Studien fortgeführt, über deren Resultate er im J. 1824 als Privatdocent zu Göttingen Vorlesungen eröffnete. Sowohl in diesen, als in den, in den folgenden Jahren von ihm herausgegebenen philosophischen Schriften bewährte er sich als scharfsinnigen, systematischen, selbstständigen Forscher, dessen Streben stets auf Gründlichkeit, Klarheit und Universalität

tät gerichtet blieb. Diese zweite Reihenfolge seiner druckschriftlichen, philosophischen Mittheilungen, eröffnete er im J. 1826 mit der ersten Abtheilung seines Abrisses des Systemes der Philosophie, und einem Abriss des Systemes der Logik, von welchem 1828 eine zweite, vermehrte Auflage erschien. In demselben Jahre folgten — erst ein Abriss des Systemes der Rechtsphilosophie, dann die Vorlesungen über das System der Philosophie, in welchen Krause zuerst die Grundzüge seiner Lehre vollständig und wissenschaftlich darlegte. In den „Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft,“ welche 1829 erschienen, exponirte er dann die Art und Weise, wie das Denken von dem Gewissesten aus, über welches alle übereinstimmen müssen, zur Wissenschaftslehre hinzuführen sei (S. 1 — 243); zeigte dann in der Wissenschaftsgeschichte (S. 243 — bis 500) den Gang, welchen die Entwicklung des philosophischen Denkens von der ältesten bis auf die neueste Zeit genommen, wobei er zuletzt schlagend nachwies, wie die Systeme von Fichte, Schelling und Hegel auf keine Weise als Vollendung der Wissenschaft anzusehen seien, und schloß (von S. 501 — 586) mit Darlegung der Grundwahrheiten der verschiedenen philosophischen Disciplinen.

Das System zu exponiren, welches Krause in den bisher angeführten Schriften aufgestellt hat, müssen wir uns hier versagen, uns darauf beschränkend, im Allgemeinen den Standpunkt und das Princip dieses Philosophen hier anzudeuten, wie das Wesentlichste derselben in seinen Schriften sich auf den einfachsten Ausdruck zurückgeführt findet. — So lesen wir in den zuletzt erwähnten Vorlesungen (S. 494) Folgendes: „Der rechte subjective Anfang der menschlichen Wissenschaft in der Grundschauung: Ich ist wiedergewonnen; auch ist bereits der rechte Fortgang gefunden, wonach der sich selbst erkennende Geist sich zur Erkenntniß Gottes, auch als des Princip der einen Wissenschaft, erhebt, — welches Princip „als der objective Anfang und als der Inhalt der einen Wissenschaft von vielen Denkern bereits wiedergefunden und anerkannt ist. Jetzt gilt es, daß die Wissenschaftsforscher im Geiste dieser Einsicht die Wissenschaft selbst als einen Organismus vollführen.“ Näher wird das Princip der einen Wissenschaft in folgender Weise bestimmt: „Gott, als Urwesen, ist außer und über allem Besonderen, außer und über dem Weltganzen, welches in Gott, unter und durch Gott ist. Auf keine Weise aber kann gesagt werden, daß die Welt Gott selbst ist, obgleich sie, in ihrer Endlichkeit mit Gott der Wesenheit nach ähnlich, eine Darstellung der

Wesenheit Gottes selbst in Gott, und zugleich mit Gott = als = Urwesen wesentlich vereint ist" *).

Spinoza war, echt-orientalisch, vom Gedanken Gottes, als absoluter Substanz, ausgegangen, von deren unendlichen Attributen er den Gegensatz von Ausdehnung und Denken hervorgehoben, — die, nothwendig auf einander bezogen, ihren Schluß in dem einzelnen Menschen finden, welcher im Erkennen Gottes und im Leben nach seinem Willen seine volle Freiheit und Seligkeit findet.

Leibniz hingegen, echt deutschen Geistes, hatte Gott als unendliche Urmonade bestimmt, deren Fulgurationen unzählige, beschränkte, aber in sich selbst unendliche Monaden seien, die, in verschiedenartigen Entwicklungszuständen, als Leib und Seele sich zu einander verhaltend, durch eine, von Gott prästabilierte Harmonie zur vollkommensten Welt zusammen geschlossen würden, worin jede Monas zu freier, unendlicher, individueller Entwicklung bestimmt ist, und das Böse und alles Uebel durch Gottes Weltreglerung aufgehoben wird.

Krause's System, welches er selbst Panentheismus und organischen Harmonismus nennt, ist als ein Versuch anzusehen, den absoluten Substantialismus Spinoza's und den Monadismus des Leibniz in einer gebiegenen Construction zu vereinigen. Ihm ist „Gott das Eine, selbe, ganze, sich sein selbst bewußte, selige (All-) Wesen,“ in welchem, und durch welches, die Welt als „Inbegriff aller bestimmten, ihrer Art nach endlichen Wesen,“ — unterschieden ist in Natur, als „das Leibwesen,“ und Vernunft, als Geistwesen, — und vereinigt zur „einen unendlichen Menschheit, welche in dem einen Universum überall in Gott ist“ **), in der Weise, daß jedes Einzelwesen zu unendlicher Entwicklung seiner Individualität, und zugleich zur Gestaltung eines harmonischen Weltorganismus bestimmt ist, unter Gottes über jeden Einzelnen, wie über das ganze Eine waltender Vorsehung.

Eine Kritik dieser Construction liegt außer dem Zwecke dieses Aufsatzes, welcher nur die Aufmerksamkeit der Leser auf die bis jetzt noch zu wenig gekannte Wirksamkeit und Schriften jenes eben so verehrungswürthen als liebenswürdigen Weisen hinzulenken bestimmt ist.

*) Ebend. S. 174.

**) Die hier zuletzt angeführten Stellen haben wir Krause's mit nächstem im Buchhandel erscheinender Philosophie der Geschichte (S. 38. 40 ff. 151 ff.) entnommen, deren Durchsicht wir der freundlichen Mittheilung des Herausgebers verdanken.

Krause's Verdienste um die Mathematik haben wir noch nicht berührt. Sie sind (nach dem Urtheile Sachkundiger) von größter Bedeutung und stellen ein neues, das höchste Princip der Forschung in dieser Wissenschaft auf; dem mathematischen Denker wird ein anderes Ziel seines Strebens als bisher angewiesen. Nicht mehr blos auf das unmittelbare Wissen und auf seine strenge Bewahrheitung, sondern auf die Ableitung desselben aus den ursprünglichen und zwar nothwendigen Grundbegriffen kommt es an. Der einfache, natürliche, nicht wie bisher ein künstlicher, Zusammenhang der Grundwahrheiten unter sich und mit den höheren Ableitungen ist das nun vorliegende große Problem, und Krause war einer der ersten, der bedeutende Schritte zu seiner Lösung gethan. Daß sich ihm dabei neue Methoden und neue Gebiete der Wissenschaft enthüllten, ihm wichtige Entdeckungen, z. B. in der höheren Geometrie, gelangen, zeugt augenscheinlich von dem hohen Werthe seiner Forschungsweise. Ein Umstand aber, der selbst hartneckige Zweifler auf den großen Schatz, den er zu heben angefangen, aufmerksam machen mußte, liegt in dem unwillkürlichen Zusammentreffen anderer jetziger Forscher mit seinen Methoden und Resultaten: so daß Krause einst an die Spitze der Männer gestellt werden wird, die in der Entwicklung der mathematischen Wissenschaften die Epoche begründen, welche in unserem Jahrhundert, und zwar zunächst in Deutschland, unfehlbar zum Durchbruche kommt.

Nun hatte er zwar auch zu Göttingen, wie früher zu Dresden und Berlin, einzelne begeisterte Freunde und Schüler gewonnen. Obgleich aber seine Vorlesungen über Logik, Rechts- und Sittenlehre, und andere Zweige der Philosophie weit vorzüglicher waren, als die eines Schulze und anderer gleichzeitig docirenden sogenannten Philosophen, so wurde ihm dennoch keine Beförderung zu Theil. Nicht selten mit zahlreicher Familie dem drückendsten Mangel ausgesetzt entschloß er sich zuletzt, im J. 1831, nach München überzuziehen, in Hoffnung, auf der dortigen Universität ein Lehramt zu erhalten, welches ihm zu Göttingen vom Parteigeist beharrlich vorenthalten worden.

Leider endete er hier schon im folgenden Jahre (am 27. Septbr.), von unablässig angestrengtesten Arbeiten und vielfachen äußerlichen Bedrängnissen erschöpft, sein stets der Erkenntniß Gottes, dem Wohle der Menschheit und der angelegentlichsten Erfüllung seiner Pflichten gewidmetes Leben!

Sein frühes Hinscheiden war um so bedauerlicher, als er nicht nur eine zahlreiche, größtentheils noch unverforgte Familie, sondern auch noch mehrere seiner bedeutendsten Arbeiten, wie namentlich sein *Urwort*

thum und seinen Giebbau der Wissenschaft unvollendet zurückließ; auch sollte dem „Urbild der Menschheit“ noch das „Geschichtsbild“ derselben und eine „Würdigung des gesammten Lebens der Gegenwart“ folgen.

War es uns aber schmerzlich, berichten zu müssen, wie der edle Mann von Einzelnen des Bundes, dem er die schönsten Jahre seines Lebens, dem er seine besten Kräfte gewidmet, zurückgestoßen, verlassen, — ja sogar verfolgt worden, — wie er, seiner wissenschaftlichen Leistungen ungeachtet, von den Universitäten stets der Noth des Lebens überlassen geblieben, — so gereicht es uns zu um so höherer Freude, nun anzeigen zu können, daß es den mehrjährigen Bemühungen des Freiherrn Hermann Karl von Leonhardi und mehrerer mit ihm vereinter Freunde und Schüler *) in Verbindung mit dem ältesten Sohne des Abgeschiedenen gelungen, sowohl die Herausgabe (theilweise selbst die Vollen- dung) der nachgelassenen Schriften desselben zu sichern, als ebendamit dessen Angehörigen „einen Ertrag für ihr zum größeren Theile der Wissenschaftsforschung geopferetes Familienerbe zu verschaffen“ **).

Der handschriftliche Nachlaß besteht „aus den Vorarbeiten und theilweisen Ausführungen zu dem Systeme der Wesenlehre, und zu dem deutschen Urwortthume,“ und enthält, in 4 Hauptabtheilungen: 1) reinphilosophische, 2) mathematische, 3) sprachwissenschaftliche und 4) geschichtphilosophische und vermischte Schriften, welche zusammen in ungefähr 25 Bänden erscheinen sollen. Den größeren Theil der Herausgabe hat Herr von Leonhardi übernommen; die Herausgabe der mathematischen Abtheilung besorgt Hr. Prof. Heinrich Schröder***).

Der vorliegende erste Band der philosophischen Abtheilung, welcher Krause's „Vorlesungen über die Lehre vom Erkennen und von der Erkenntniß“ — für Gebildete aus allen Ständen enthält, — wird gewiß von allen noch nicht in ein System festgebannten Freunden wissenschaftlicher Forschung als eine gewissenhafte, die logische Erkenntniß fördernde und erweiternde Arbeit dankbar aufgenommen werden. Der Herausgeber, Hr. v. Leonhardi, hat in

*) Dr. A. Peters, W. Strauß, Justus Secerf und Prof. Zeune.

**) S. XXXIV des Berichtes, welcher dem hier anzuzeigenden ersten Bande von Krause's handschriftlichem Nachlasse vorgebrucht ist.

***) Der Subscriptionspreis auf einzelne Bände oder Abtheilungen beträgt $\frac{1}{2}$ des Ladenpreises, d. i. für 36 Bogen 2 Thlr.

einem gediegenen Vorbericht alles dasjenige zweckmäßig zusammen gestellt, was die Leser über die Entstehung dieses Werkes, sein Verhältniß zur Hegel'schen Logik, und dessen Bedeutung für die Wissenschaft und das Leben aufzuklären bestimmt ist. Sowohl hier (XXVIII SS.), als in der musterhaft ausgearbeiteten Uebersicht des Inhaltes (XXIV SS.), und den zahlreichen, zur Erläuterung und Ergänzung beigelegten Anmerkungen hat Hr. v. L. seinen wissenschaftlichen Beruf zur Herausgabe der philosophischen Werke seines Lehrers und Freundes auf das Vollständigste bewährt, wie er durch mehrjährige, uneigennütige und allen Hemmnissen trotende Bemühungen, ohne welche die Herausgabe des Nachlasses wohl schwerlich zu Stande gekommen wäre, einen schönen, in jegiger Zeit leider nur zu seltenen Beweis von Pietät gegen seinen Lehrer gegeben, welche eben so sehr den Schüler, als den Meister, dem sie gewidmet ist, ehrt.

Herr v. Leonhardi ist aber nicht der Einzige, der dem zu frühe Dahingeshiedenen mit inniger Verehrung und Liebe zugethan ist. Wer, ohne von Vorurtheilen verblendet zu sein, den wahrhaft religiös-humanen Forscher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, mußte ihm für immer gewogen werden. So unterschreiben auch wir aus innigster Ueberzeugung, was wenige Wochen nach seinem Hinscheiden einer seiner Freunde*) zu seinem Gedächtnisse geschrieben: „Sein scharfdenkender Geist, womit er in die Tiefe der Wissenschaft eindrang, sein liebevolles Gemüth, sein tabelloser Wandel, so wie seine menschenfreundliche, unermüdete Thätigkeit, verbunden mit einem unerschütterlichen Muth, machen ihn des Andenkens der Mit- und Nachwelt werth; seine Forschungen und Leistungen auf dem Gebiete des Maurerthums, seine Liebe und Treue gegen den biederen Männerbund haben ihn hoch über ein sinnliches Denkmal im Maurervereine gehoben, und es bedarf sein Name keiner Gedächtnisfeier, um den Brüdern einer spätern Zeit bewahrt zu werden; dennoch achtet es die Dankbarkeit seinem Geiste verwandter Brüder für Pflicht, auf sein Grabmal den Kranz der Liebe zu legen, und dies um so mehr, je öfter den Hochverdienten während seines Lebens menschliche Leidenschaft verwundete, verwundete — selbst durch Bruderhand! . . .“

Auch Ref., indem er dem Andenken des Vielverkannten diese Zeilen widmet, ist nur der Erfüllung einer Pflicht sich bewußt, wie er ebenwohl überzeugt ist, daß es eine heilige Pflicht für die deutsche

*) Dr. und Pfarrer R. K. Fischer in der neuen Zeitschrift für Freimaurerei. Jahrgang 1832 und 1833. S. III, S. 63.

Nation ist, durch Förderung der hier zur Anzeige gebrachten Herausgabe der hinterlassenen Schriften eines ihrer edelsten Forscher demselben das einzige seiner würdige Denkmal zu setzen.

Welches Urtheil auch die Wissenschaft über das philosophische System des Verewigten fällen mag, seine Verdienste um die höhere Mathematik und mehrere andere philosophische Disciplinen, seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten, seine eben so gründlichen als freisinnigen maurerischen Forschungen, und vor allem seine echt humanen Bestrebungen und die reinste, selbstaufopfernde Liebe zu seiner Nation haben ihm einen gerechten Anspruch auf deren dankbare Anerkennung erworben, und wir hoffen, nicht vergeblich sie an die Erfüllung einer eben so schönen als heiligen Pflicht erinnert zu haben!

6.

B e r l i n .

(Berichte eines Visionair's über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlasse Joh. Friedr. Oberlin's, gewesenen Pfarrers im Steinhale, mitgetheilt von Dr. G. H. v. Schubert, Hofrath und Professor in München, nebst einem Fragment: Die Sprache des Wachens. Ein Anhang zu des Herausgebers Symbolik des Traumes. Leipzig. F. A. Brochhaus. 1827.)

1.

Der Glaube an irgend eine Fortdauer unseres Wesens, unseres Selbstes, ist so alt als die Welt und so weit verbreitet als die Menschheit. Der Mensch erfährt sein Selbst als die Macht über seinen Körper, als das Beharrende im Wechsel, als das sich gleich Bleibende im Wandel der Außenwelt. Sein Schauen in die Zukunft ist ein unmittelbares Fortsetzen seines Selbstes. Sein werthvollstes Dasein hat er in den Angehörigen seines Herzens: in den Eltern, als den Urhebern seiner eigenen Existenz, in seinem Weibe, als seiner eigenen Hälfte, in seinen Kindern, als den lebendigen Zeugen seiner Liebe. Er lebt fort in den Abgeschiedenen; denn was von ihnen zurückbleibt, ist nicht, was er geliebt, was ihn wiedergeliebt. Das noch eben Lebendige entlebt sehend — muß er das Leben, die Seele, das Selbst — von der vergänglichlichen Hülle unterscheiden. Die Liebe kennt keine Vernichtung. Auch sieht der Zurückgebliebene die Abgeschiedenen im Traume wieder. Der Traum aber ist nicht das Werk seines Vorsatzes, seines Willens; der Naturmensch glaubt an die volle Wirklichkeit der ihm erscheinenden Gestalten. Noch höher steigert sich sein Glaube an die Fortdauer der Seele, wenn er in der Natur das Wiederaufsteigen des Erstarrten im Frühlinge, das Erstehen des Lebens aus dem langen

Winterschlaf gewahrt. Zur Gewißheit wird ihm sein Glaube, wenn das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit in seinem Herzen erwacht. Recht und Pflicht werden das Gewisseste für ihn; Gerechtigkeit wird zur unabweislichen Forderung, wird zu einer Macht, welche selbst Lebensgefahr gering zu schätzen antreibt. Wer Unrecht gethan, muß bestraft, wer Unrecht erlitten, dem muß genug gethan, dem Einen wie dem Andern muß vergolten, wer für das Rechte, das Gute gearbeitet, gestritten, sein Leben geopfert, der muß auch belohnt werden. Wie daher das Gefühl, der Sinn für das Ewige, Heilige, Unverbrüchliche im Menschen erwacht, und das wahrhaft Menschliche in ihm Gestalt gewinnt, so befestigt sich auch das Bewußtsein der Unsterblichkeit, gestaltet sich die Vorstellung von dem anderen Leben. Es wird nun zu einer Stätte der Vergeltung, und der Glaube an dieselbe wurzelt jetzt in dem erwachten Gewissen, wie der Glaube an die Fortdauer aus dem Wissen von dem eigenen körperbeherrschenden Selbst, aus dem Schauen der Abgeschiedenen im Schlafe und aus Liebe und Verlangen erwachsen.

Dies in allgemeinsten Zügen die Genesis des Glaubens an das Jenseits, wie er sich überall wiederfindet, wo der Mensch sich über bloß thierische Triebe und Bedürfnisse erhoben.

Seine bestimtere Gestalt empfängt der Glaube überall von der übrigen Bildung des Menschen und von den Umgebungen, welche dieselbe bedingen. Das Jenseits wird überall zu einem mehr oder minder phantastischen Reflere des Diesseits, und die Abgeschiedenen und ihre Bleibstätten metamorphosiren sich wie die Lebendigen, wie ihre Anschauungen, Erkenntnisse und energischen Bestrebungen. Was dem Lebenden als freude- oder schmerzbringend, was ihm als Ideal und Endzweck oder als ungethüm und abscheulich für dieses Leben erscheint, danach gestaltet sich ihm auch seine andere Welt.

Die Ueberlieferungen aus allen Weltaltern und von Völkern auf allen Bildungsstufen liegen jetzt vor uns. Allen gemeinsam ist der Glaube an Fortdauer, und wie dieser Glaube aus der Natur und der Erfahrung des Menschen — entspringt, so besondert sich dies Gemeinsame auf gleiche Weise, wie der ursprüngliche Mensch sich zu einem großen Menschenreiche entfaltet. Diese Besondere aber geht fort bis zur Vereinzelnung, in welcher das Bedürfnis des höheren Allgemein-Menschlichen erwacht. Eben wie dann in der Weltgeschichte eine Verflüchtigung aller bloß naturwüchsig en oder Abstammungsunterschiede sich bemerklich macht, wie dann zuerst sich ein abstractes Ideal des Menschen erzeugt, welches allmählich zur Idee der Menschheit, zum vollständigen Gedankenbilde des ganzen Menschenwesens sich steigert, — so werden auch die vereinzelt-

ten Gestaltungen des Glaubens an das Jenseits allmählich verflüchtigt. Alle die mannigfaltigen Ausdrücke, welche dieser Glaube gewonnen, schmelzen zusammen in den einen allgemeinsten und einfachsten Gedanken der Fortdauer und Vergeltung. Erst wenn alle ursprünglichen, unwillkürlichen Productionen jenes Glaubens sich aufgelöst haben, senkt der befreite Geist sich nieder auf die zerflossene Glaubenswelt, um mit Bewußtsein nach der Idee des Menschthumes auch ein verklärtes Jenseits zu bilden, wie er bestrebt ist, das Diffsaits nach derselben Idee zu gestalten.

In der Naturwelt entfaltet die schöpferische Lebensseele im Frühling einen unendlichen Reichthum von Bildungen, scheint im Sommer sich in Vereinzelnung verlieren und in den einzelnen Productionen verharren zu wollen. Aber schon treibt der Herbst das Leben in das Innere zurück, die schaffende Seele sammelt ihre Bilder in dem reisenden Samen, und wenn der nahende Frühling die allgemeine Erstarrung löst, beginnt von Neuem das allmächtige Schöpfungswerk. — Auch das Menschenwesen hat eine solche Naturgeschichte; aber sein Winter ist nicht eine bloße Rückkehr in den Anfang, und sein zweiter Frühling nicht eine bloße Wiederholung des ersten. Aus seinem unwillkürlichen Naturleben und Schaffen erwacht er zum höheren Frühlinge des freien Denkens und Wollens und Schaffens. Aus den Schranken der bloß natürlichen Wirklichkeit erhebt er sich zum Schauen der ewigen Ideale und zur besonnenen Ausbildung und Verwirklichung derselben. Was er, noch befangen in unmittelbarer Natürlichkeit, gestaltet, wird dann zum bloßen Stoffe, den er zu einer vollkommeneren Schöpfung verwendet, und wie oft er auch sein Werk von Neuem beginnen muß, — ein göttlicher Unwille ist es, in dem er seine Versuche zerschlägt, ein göttliches Ideal ist es, dem er diese Trümmer opfert.

Auf diesem Stadium der Entwicklung sehen wir nun die Choragen der Menschheit, die geistigen Heroen der neuen Civiltation angelangt, und, wie freie Bürger der neuen Welt ihre Verfassungen auf die einfachsten und allgemeinsten Grundgedanken von Gott und von jenseitiger Vergeltung gestützt *), so haben in der alten Welt Sklaven erstarrter Ueberlieferungen, nachdem sie im grimmen Borne ihre Fesseln zertrissen, noch zähneknirschend jene höchsten Ideen als ewige, unverbrüchliche Wahrheiten proclamirt **).

So hat also, auf der Höhe der abstractesten rein formellen Frei-

*) So u. a. die Verfassung von Pennsylvanien v. J. 1776.

**) Decret des franz. National-Convents v. 7. Mai 1792.

heit angelangt, der Geist aus innerster, seinem eigensten Wesen entspringender Nothigung, sich auch der allgemeinsten, allumfassenden Wahrheit wieder zugewendet, und seine angelegentlichsten Bestrebungen sind nun darauf hin gerichtet, diese allgemeinsten Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit in einer neuen Welt geistiger Gestaltungen auszuführen.

Noch aber verharret die große Masse der Menschheit auf untergeordneten Bildungsstufen, und jede dieser Stufen, wie sie ein weltgeschichtliches — aber transitorisches Recht hat, so hat sie auch ihre Vertreter, ihre Sprecher, ihre Anwälte, die aber dem Glauben ihrer Klienten ein absolutes Recht vindiciren. Und zwischen den letzten Stufen und dem höchsten Standpunkte giebt es mancherlei Uebergänge, auf denen wir Manche hin- und herschwanken sehen, die bald von einer, bald von der anderen Sphäre angezogen, bald einem besondern, bald dem allgemeinen Gestaltungsprincipie huldigen.

Zu diesen transitorischen Geistern gehört auch der berühmte Herausgeber der vorliegenden Schrift. In seinen hochpoetischen Ansichten von der Nachselte der Naturwissenschaften, in seiner tiefsinnigen Symbolik des Traumes, in den Uebungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens und noch in seiner allgemeinen Naturgeschichte und der Geschichte der Seele herrscht das zeitmäßige Streben vor, die Natur und die geschichtlichen Ueberlieferungen auf freie Weise — und nach den höchsten, allgemeinsten Principien zum Aufbau einer geistigen, harmonischen Welt zu verwenden. In mehreren anderen Schriften und so auch wieder in der vorliegenden macht sich dagegen ein Streben bemerklich, eine particulare kirchliche Weltansicht in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren, über welche die neueste Zeit in ihren höchsten und heiligsten, wie lebenskräftigsten Tendenzen, — und mit ihr auch Hr. Schubert selbst in vielen seiner wissenschaftlich-poetischen Bestrebungen, — bereits hinausgeschritten ist. Bevor wir uns jedoch hierüber eines Weiteren aussprechen, wollen wir in der Kürze andeuten, was dem Publikum in vorliegender Schrift dargeboten wird.

2.

Vielen unserer Leser wird wohl erinnerlich sein, daß vor einigen Jahren Herr Schubert die Lebensbeschreibung Dberlin's, des „vielgeschäftigen Pfarrers“ im Steinhale bei Strasburg herausgegeben, der eine lange Zeit hindurch als ein ächt evangelischer Hirte seiner Gemeinde vorgestanden hatte. Aus dem Tagebuche und den Predigten dieses wackeren Mannes,

aus handschriftlichen, von seinen Bestreuten gesammelten Notizen, und aus mündlichen Erzählungen hat nun Hr. S. dasjenige zusammengestellt, was Oberlin in Träumen und Visionen in Betreff der Bleibstätten der abgeschiedenen Seelen in Erfahrung gebracht haben soll, und was er über den Umgang mit seiner abgeschiedenen Frau berichtet. Daß nun an der persönlichen Wahrhaftigkeit des edlen Pfarrers auf keine Weise zu zweifeln, wird man unbedenklich Hrn. S. zugestehen müssen. Aber Hr. S. äußert auch nicht die mindeste Bedenklichkeit über die objective Wahrheit dessen, was Oberlin gesehen zu haben versichert, und scheint eine Bürgschaft für diese Wahrheit in dem Umstande finden zu wollen, daß „in allen Beschreibungen der Heimath der Geister, welche fast aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeit, etwa von Origenes bis auf Oberlin — so gar kein Fortschritt, den etwa die fortgehende Bildung der Jahrhunderte bewirkt hätte, sich zeigen wolle“ (S. 7). „Alle Fernseher der unsichtbaren Welt, versichert Hr. S., hatten bis in die neueste Zeit noch Alles so bestellt gefunden, wie es vor Alters war; es walten auch da drüben, fügt er hinzu, neben dem Arme des ewigen Richters, die Kräfte eines Erbarmens, das kein Ende nimmt, über die Seelen, in denen hienieden ein Zug nach Oben erwacht war“ (S. 7 u. 8). Was aus den vielen armen Seelen werden soll, die hienieden weder nach Oben noch nach Unten gezogen, in der Schweben zwischen beiden gelassen wurden, läßt Hr. S. an dieser Stelle zwar unbestimmt; da er aber an die alte andere Welt zu glauben scheint, wie sie „von Origenes bis Bromley und Oberlin“ immer sich gleich geblieben sein soll, so glaubt er wohl auch an den anderen ewigen Tod“ jener nicht emporgezogenen, von dem noch Bromley und andere neuere und neueste Visionaire gesprochen.

Wie nun Hr. S. „Oberlin's Berichte über jene Welt“ in vollem Glauben an deren objective Wahrheit mittheilt, so scheint er sich hierzu auch keineswegs durch die Absicht etwa bestimmen zu lassen, der wissenschaftlichen Erörterung, welche sich jenem dunkeln Gebiete neuerdings zugewendet, neuen Stoff zu bieten. Vielmehr beschränkt er sich auf den Wunsch, daß „jene Berichte für den einen oder den andern seiner Leser noch dieselben Kräfte in sich tragen möchten, die sie in Oberlin's Munde so oft bewiesen: die Kräfte zum Aufregen eines Andenkens an das, was künftiglich ist“ (VI).

Welcher Art nun diese Berichte sind, darüber nur wenige Worte.

„Der Papa, (so wurde Oberlin von seinen Umgebungen genannt) — „der Papa sagte, daß er schon 1774 die „„schriftgemäße Erklärung der wahrhaften Erscheinung Samuels nach seinem Tode““ gelesen, damals alles das für Träumereien gehalten, was

dort von dem dritten Himmel, Paradiese, gläsernen Meere, Berge Zion und von der Hölle gesagt ist" (19). Später wurde Oberlin mit Dettinger's irdischer und himmlischer Philosophie bekannt, und dankte Gott „für die Offenbarung, die er ihm in diesem schätzbaren Buche mitgetheilt" (ebb). Dettinger aber war bekanntlich ein begeisterter Verehrer Swedenborg's; Swedenborg ein Verehrer Thom. Bromley's, der am 8. Jan. 1684 „das Gesicht der Jenseitswelt" empfangen zu haben behauptete, wie sie in drei Mansionen und diese wieder in Provinzen abgetheilt, und zwar in der Weise, daß „das himmlische Jerusalem die höchste und innerste der Mansionen gebildet. Und auch Oberlin sieht das Jenseits in „Mansionen" abgetheilt und als deren höchste „das neue Jerusalem;" — statt drei sieht er aber deren sieben, die er vom künftigen Feuersee zur Hölle, zum Tode, zum Meere, Paradiese, Berg Zion endlich ebenwohl zum himmlischen Jerusalem aufsteigen läßt, was Alles aus dem alten und neuen Testamente und vorzüglich aus der Apokalypse mit Stellen belegt wird (4 — 19). Wann, und auf welche Weise, und unter welchen Umständen Oberlin zu dieser Vision gelangt sei, darüber schweigt unser Mystagog. Dagegen berichtet er uns, daß in Oberlin's Gemeinde „viele schon früher als ihr Pfarrer und mit ihm zugleich das Ferngesicht in's Geisterreich besaßen," und daß „die Gabe der Geisterseherei mit ansteckender Gewalt in D's Gemeinde unter mehreren Männern und noch mehreren Frauen sich verbreitet"!! (7). Einen besonderen Werth legt dann Hr. S. auf „die große Uebereinstimmung der Aussagen der Seher einer Jenseitswelt von Origenes an bis auf Oberlin (8), während dieses Factum, — wenn es auch, was keineswegs der Fall ist, sich historisch erweisen ließe, — doch zunächst weiter nichts erweise, als daß jene angeblichen Seher fest geglaubt haben an die angeblich dem Evangelisten Johannes zu Theil gewordene Offenbarung, die selbst wieder aus dem Glauben an die untergehobenen Gesichte Daniel's hervorgegangen, deren Ursprung sich zuletzt in das geheimnißvolle Dunkel persisch-babylonischer Ueberlieferungen verliert! —

Nächst jener aus altorientalischer Weltanschauung entsprungener und nur innerhalb ihrer Beschränktheit begreiflichen Vision bietet Hr. S. uns allerhand Bemerkungen über die sog. Gabe der Geisterseherei und eine bunte Reihe von Geistergeschichten (S. 19 — 51), zu deren Charakteristik wir nur Folgendes hervorheben wollen. Oberlin glaubte, heißt es (S. 19), „daß sich die Seele eines abgeschiedenen Menschen, welche noch in einer der unteren Bleibstätten ist, gewaltfam in den Rapport eines lebenden Menschen, mit welchem sie etwa in näherer Verbindung gewesen,

hereinziehen lasse.“ Ferner bemerkt Hr. S.: „die abgesehenen Seelen, welche der Zug nach Unten in dem unseligen, qualvollen Schweben zwischen Hölle und Tod hält, haben an unserem Leben und Treiben ein großes Interesse; sie sind Neuigkeitskrämer u. s. w.“ (24). Medicinisch interessant ist jedoch die Geschichte von einer Geisterseherin „deren Gesicht für Geister schwächer wurde, als sie Hoffnung bekam, Mutter zu werden“ (46), vielleicht aus der nämlichen natürlichen Ursache, weshalb die Geistergestalten, von denen der bekannte Nicolai selbst im wachenden Zustande molestirt wurde, allmählig erblaßten und zuletzt ganz verschwanden, als er zu Blutentziehungen seine Zuflucht genommen.

In einer dritten Abtheilung berichtet uns Hr. S. über „Dberlin's Umgang mit der Seele seiner verstorbenen Frau“ (S. 51 — 88), dessen sich Dberlin zu erfreuen gehabt, bis ihm am 22. April 1797 die Kunde geworden, „daß sein liebes Weib nun mit jenem Leibe der seligen Engel bekleidet sei, von denen es heißt, daß sie nicht werden freien, noch sich freien lassen“ (S. 86). Auch erfahren wir beiläufig, daß D's Obermagd, Sara Cocq, dreimal im Schlafe „avertirt worden, daß sie ein Unglück mit dem Weine bekommen würde,“ — und daß „ohne das Avertissement 4 Dhm Tischwein von Dorlesheim verloren gewesen sein würden“ (80). Zum Schlusse bietet uns Hr. S. ein Fragment über die Sprache des Wachens, welches „einen Theil der Einleitung zu einer beurtheilenden Anzeige von Steinbeck's „der Dichter ein Seher“ — ausgemacht (S. 95 — 105). Dieses Fragment, obgleich sehr unklar und verworren und in mancherlei Widersprüche sich verlierend, enthält dennoch mehrere geistreiche Bemerkungen, von denen wir einige hier anführen wollen, zum Erweise, daß wir nicht mit Unrecht Hr. S. zu den transitorischen, oder — wenn man lieber will — amphibologischen Geistern gezählt, welche noch in einer antiquirten Weltanschauung wurzelnd, mit der Blüthe ihres Geistes in das Morgenroth des neuen, lichten Tages hineinragen, der über den zerfallenden Trümmern der alten Welt angebrochen ist.

In jenem Fragmente spricht nämlich Hr. S. von jener „ewigen Harmonie, in der sich alle scheinbaren Dissonanzen des Vereinzeln und Sonderns gegenseitig ergänzen und zum Wohlklang auflösen“ (95). Hier heißt es ferner: „der Mensch hat inwohnend in sich eine Kraft, welche selbst von der Natur des allbedenkenden Geistes ist; welche deshalb diesen erfasset und erkennt“ (S. 97). Diese „Gleichartigkeit aber besteht in der Selberkräftigkeit und Selbstständigkeit des geistig schaffenden Wirkens“ (S. 102). Ebenso lesen wir S. 97: „der Mensch trägt in sich mit der Fähigkeit zum Erkennen des Anfanges alles Lebens

und Wirkens zugleich die Kraft des selbstständig geistigen Wirkens oder des freien Willens.“

3

Hiermit sind jene Grundgedanken angedeutet, von denen die neueste Zeit bei ihren Forschungen bestimmt wird. Freiheit als Ausgangspunkt, — Vermögen, das Göttliche, das in allem Wahre zu erkennen, als Vermittelung, — Harmonie, in welcher alle ephemeren Dissonanzen sich zum Wohlklang auflösen, als höchstes Strebezziel des wissenschaftlichen Erkennens und des freien Wollens, Wirkens und Schaffens.

Von diesem, selbst von den geistvolleren Apologeten der alten Geisteslehre, von Jung-Stilling, Friedr. v. Meyer und Schubert, gelegentlich eingeräumtem Standpunkte aus ergiebt sich uns die Nothwendigkeit einer doppelten Protestation.

Gegen diejenigen nämlich, welche ihren emancipirten Zeitgenossen zumuthen, irgendwelche Ueberlieferung gläubig als Wahrheit anzunehmen, bloß weil sie irgendwie — durch Visionen oder Inspirationen, oder anderswo offenbart sei, gleichviel ob sie dem Bewußtsein der Freiheit, dem als gewiß erkannten Wahren oder dem heiligen Postulat der allgemeinen Harmonie widerspreche, — gegen diese muß mit aller Kraft und Strenge der einmal gewonnene Standpunkt vertheidigt, es muß gegen ihre zudringliche Glaubenszumuthung stets von Neuem protestirt, und an die unveräußerlichen Rechte und Pflichten der Vernunft, der Freiheit und der Harmonisirung appellirt werden.

Aber ebenso muß man protestiren gegen den leichten, bloß subjectiven Scepticismus, welcher nicht nur das Ephemere, Unhaltbare, den höchsten Forderungen des Geistes und Gefühles Widersprechende in den einzelnen Ueberlieferungen, — sondern auch das wesentlich Allgemeine verwirft, welches den lebendigen, wahrhaften Kern derselben bildet, und nicht aus lauter Irrthum, Täuschung und Betrug abgeleitet werden kann, ohne die Harmonisirung der gesammten Geschichte, ohne die Einverständigung der Menschheit unmöglich zu machen.

Wie der bornirte Dogmatismus der Einen aus einer Geisteslehre hervorgeht, welche die ewige, göttliche Wahrheit für gefährdet hält, wenn der zur freien Erkenntniß der Wahrheit bestimmte Geist sich herausnimmt, alles ihm zum Glauben Dargebotene an den höchsten Kriterien der Wahrheit zu prüfen, — so entspringt der beschränkte Scepticismus der Anderen aus einer Geisteslehre, welche ängstlich an dem unmittelbar Gewissen festhält, und sich fürchtet, den eng umschrankten

Sicherheitshafen zu verlassen, um auf dem stürmischen Meere der sich durchkreuzenden Glaubensmeinungen und Ueberlieferungen einer neuen, andern Welt entgegen zu schiffen, die aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit, aus dem Unendlichen in die Endlichkeit hineinragt. Verleugnen Jene die wesentlich = allgemeine Menschen = Vernunft und ihre Bestimmung zur freien Aneignung des zu vernehmenden Göttlichen, so verleugnen die Letzteren den allgemeinen Menschen = Glauben und die Nothwendigkeit vertrauender Hingebung an fremde Erfahrungen. Brüsten die Einen sich mit angeblich demüthiger Unterwerfung unter angeblich rein göttlichen Einschreitungen, so pochen die Anderen in ihrem Eigendünkel auf ihre angebliche Aufklärung, welche sich allein für den gesunden Menschenverstand ausgiebt, und hiermit fast die ganze frühere Menschheit für geisteskrank erklärt.

Und doch kann die Menschheit eben so wenig des Gewissen und Bewusstseins für die Gegenwart, wie der Hoffnung und des Glaubens in Bezug auf die Zukunft und das Jenseits enttrathen. Wie der physische Mensch der umgebenden Luft und des Aethers und des Sonnenlichtes zu seinem Bestande, zu seinem Leben und Gedeihen, so bedarf der innere Mensch der umgebenden Seelen = , Geistes = und Gotteswelt, so bedarf er innerhalb der zeitlichen und räumlichen Schranken der Gemeinschaft mit dem zeitlich und räumlich Unendlichen. Ohne den Glauben an Gott muß er verzagen und mit sich und der Welt zerfallen; ohne den Glauben an eine andere Welt muß er zum trost = und lieblosen Genüßling zusammenschrumpfen. Nur im lebendigen Zusammenhange, in der innigen Verketzung des Unendlichen gewinnt jedes Endliche seinen vollen Werth und seine höchste Würde; nur im Bewußtsein dieses Aufgenommenseins in die all = durchdringende Weltordnung kann der Mensch schon hier dauernden beseligenden Frieden genießen.

Auf welche Weise aber das Ueberirdische und Nachzeitliche mit der unmittelbaren Gegenwart verknüpft ist, auf welche Weise das Ueberirdische des Menschen sein schon hier beginnendes ewiges Leben fortsetzt und welcher Art die Beziehung desselben zu der hinterlassenen Menschheit sein möge, darüber sind aus den verschiedenen Zeiten und Völkern der Religionsgenossenschaften so verschiedenartige Ueberlieferungen vorhanden, daß die nächste Aufgabe für die zum Bedürfniß der Universalität und Organisirung erwachte Forschung keine andere sein kann, als: Alles mit größter Umsicht zu prüfen und Nichts als gültig anzuerkennen, was der gemeinsamen, unendlichen Bestimmung des Menschen, was der allgemeinen Weltharmonie entschieden widerspräche. Um aber jene Aufgabe zu lösen, um diesem Bedürfnisse zu entsprechen, ist dem forschenden

Geiste in der Entdeckung Mesmer's und den darauf folgenden, verwandten Erfahrungen ein Mittel geboten, das selbst zwar noch theilweise eine genauere, tiefere Erforschung bedarf, aber theilweise schon Blicke in jene wundervolle Sphäre gestattet, welche bestimmt sein dürfte, die Vergangenheit mit der Gegenwart und das Diesseits mit dem Jenseits in die ersehnte Uebereinstimmung zu bringen.

Was etwa in der vorliegenden Schrift bei dieser großen Arbeit mit Nutzen zu verwenden sein möchte, müssen wir der strengen Wissenschaft zu bestimmen überlassen! —

(Zur Philosophie der Geschichte. Von Karl Gutzkow.
Hamburg, Verlag von Hoffmann und Campe. 1836. 8.
XII und 305 S.)

Als die Erde sich noch für das Centralwesen des Weltalls hielt, welchem die großen und kleinen Gestirne als Faceln und Lämpchen dienten, lag die Naturkunde noch in ihrer Wiege. Neben ihr lag die Geschichte, die erst nach Jahrtausenden aus einer Stamm- und Volksgeschichte zu einer Kirchengeschichte erwuchs. Wie im Raume die Gestirne auf die Erde, so waren in der Zeit alle übrigen Völker und Glaubensgenossenschaften auf ein einziges Centralvolk, auf eine einzige Gottesgemeinde, als auf den einzigen Weltendzweck bezogen. Aber zwei Jahrtausende vor Copernikus und Kepler ahnete Pythagoras die Harmonie der Sphären, begrüßte Aristoteles die Gestirne als ewig selbige Götter. Und ebentwohl nahe an zweitausend Jahre vor Vico und Herder ahnete Cicero die innige Gemeinschaft des Menschengeschlechtes (N. D. II. 62 und Offic. III. 6), und verkündete Antonin das heilige Verbündniß (*συνδεσις ἕρα*) der uralten, großen Menschengemeinde (*εἰς ἕαντον* II. 16 VII. 9).

Indeß sind die höchsten Ahnungen der alten Zeit die Grundgedanken der neueren Zeit geworden; in glorreichem Aufgange ist jetzt eine wissenschaftliche Kunde der Natur und der Geschichte, und als höchste Blüthe der gesammten Vergangenheit ist die Idee einer Philosophie jener beiden Kunden am Horizonte des menschlichen Geistes aufgestiegen. Von der Realisirung dieser Idee erwarten die Wächter auf den Zinnen der Zeit jene alldurchdringende Versöhnung, deren die Völker der alten, wie der neuen Welt in so hohem Maße bedürfen. Unserer Hochachtung darf sich darum ein Jeder

versichert halten, der dieser wahrhaft göttlichen Wissenschaft seine besten Kräfte widmet; unseres Dankes kann gewiß sein, wer zur Lösung solcher Aufgabe mit treuer Hand auch nur das kleinste Scherlein beigetragen. Er ist ein Mitarbeiter an dem menschheitlichen Tempel der Gottheit, dem einzigen, der würdig wäre, an die Stelle zerfallender Kirchen in der alten und der neuen Welt zu treten; dem einzigen, der dem eben so tief gefühlten als klar eingesehenen Bedürfnisse der Gegenwart zu entsprechen vermag.

Daß auch Herr Guzkow, — nachdem er sein Glück mit Romanen versucht, und es mit den „politischen Charakteren“ theilweise gemacht, — sich der Philosophie der Geschichte zugewendet, dürfte deshalb zu schönen Hoffnungen für den aufstrebenden Jüngling berechtigen. Wer so frühe sich das höchste Ziel vorsteckt, der muß die Kraft in sich fühlen, es zu erreichen; gesellt solchem Streben sich treu ausdauernder Fleiß, dann winkt nicht umsonst ihm der unverwelkliche Kranz.

Aber die Aufgabe ist riesenhafte, und noch lange sind nicht alle Stoffe und Mittel zu Handen, um das Werk mit einiger Hoffnung bleibenden Erfolges unternehmen zu können. Noch ist die Wissenschaft der Natur, des Menschen und seiner Sprachen, Werke und Thaten erst im Werden; noch hat die Kritik in allen Gebieten des Schuttes und der Schalen viel wegzuräumen. Dies mag auch Hrn. G. vorgeschwebt haben, als er beiläufig (S. 64) den Titel seines Schriftchens durch die Versicherung berichtigte, daß es nur „Vorstudien“ zur Philosophie der Geschichte enthalte. Die Hauptfrage wäre also die, in wiefern Hr. G. sich für berechtigt halten konnte, seine Vorstudien der Publicität zu übergeben? Daß er dadurch seinen „besten Willen, dem Vaterlande nützlich, — wenigstens erfreulich zu sein, darthun“ wollte (S. IX), darf billigerweise nicht bezweifelt werden. Hiermit wäre aber nur erst die Absicht des Verfassers gerechtfertigt; die litterarische Berechtigung kann nur durch das Geleistete dargethan werden, zu dessen Beleuchtung wir deshalb sofort übergehen wollen.

Ueber das Formelle dieser Mittheilungen können wir uns um so kürzer fassen, da dasselbe bei der eminenten Wichtigkeit des Gegenstandes nur eine sehr untergeordnete Bedeutung anspricht. Was den Styl betrifft, so ist das Talent des Verfassers und sein Streben nach Gedrängtheit, Gefälligkeit und durchsichtiger Klarheit nicht zu verkennen. Wenn aber Hr. G. dem Verfasser der 40 Bücher vom Staate, Herrn Zacharia, den Vorwurf macht, „seine Darstellung sei so monoton, pedantisch und

deutsch" (222), so dürfte dieser wohl mit gleichem Rechte behaupten, die Darstellung des Hrn. G. sei etwas zu bunt, zu leichtfertig und französisch. Jedenfalls wird man Hrn. G. zustimmen müssen, wenn er selbst (S. IV) klagt: „Das Fatale seiner Schreibart sei ihre Unruhe. Er scheine oft das Widersinnigste in einander zu mischen, und fehle doch nur darin, daß er die Uebergänge zu schwach andeute.“ —

Ernstere Rüge möchte der etwas anmaßliche, absprechende Ton verdienen, in den Hr. G. zuweilen verfällt; wie z. B. wenn er (S. 173) zu behaupten sich vermißt: seit dem Tode Schiller's sei „alle moderne Litteratur Dilettantismus des Genies und der Dreistigkeit," oder wenn er (S. II) von einer „unläugbaren Principienanarchie" in Deutschland spricht, und dann (S. 295) seine Schrift „mit seinem philosophischen Glaubensbekenntniß zu schließen" verspricht, — er, der seinen Beruf zur Philosophie noch auf keine Weise bekrundet hat! Da indeß Hr. G. selbst (S. 164) „die Frühreife des Selbstbewußtseins als das moderne Unglück" bezeichnet, so wollen wir dem jungen Manne sein etwas zu aufgetriebenes Selbstgefühl nicht zu hoch anrechnen, — um so weniger, da er mit Heine das Unglück theilt, durch seine Schriften ein Aufsehen erregt zu haben, welches bis jetzt noch mit deren Gediegenheit im umgekehrten Verhältnisse gestanden.

Den Inhalt seiner Vorstudien hat Hr. G. in folgender Weise vertheilt: in der Einleitung (S. 1 — 64) wird die Litteratur der Philosophie der Geschichte besprochen; ihr folgen zehn einzelne kleine Aufsätze, unter nachstehenden Rubriken: I. über die todtten Kräfte (!) der Geschichte (65 — 88), II. die natürlichen Voraussetzungen der Geschichte (89 — 118), III. der abstracte und concrete Mensch (119 — 136), IV. Mann und Weib (137 — 152), V. die Leidenschaft (153 — 180), VI. der Staat (181 — 208), VII. Krieg und Friede (209 — 238), VIII. die Uebergangszeiten (239 — 252), IX. die Revolutionen (253 — 276) und X. Gott in der Geschichte (277 — 305).

Zwei Fragen stellen sich uns hier zur Beantwortung dar: 1. Hat Hr. G. sich hinlänglich mit dem geschichtlichen Stoffe, hat er sich vollständig mit der vorhandenen Litteratur der Philosophie der Geschichte bekannt gemacht, um zu einem Urtheile über dieselbe berechtigt zu sein? 2. Welches ist das System, oder zum wenigsten, welches sind die Principien, die der Verfasser auf den Trümmern der bisherigen Geschichtsphilosophie aufpflanzt?

In Beziehung auf die ersten Punkte nimmt zwar Hr. G. unsere Nachsicht durch die Versicherung in Anspruch, daß seine Schrift „unter Umständen verfaßt worden, wo er keine anderen Quellen dazu benutzen konnte, als höchstens einige an die Wand gekritzelte Verwünschungen der Langeweile u. dgl. m.“ Diese Verwahrung möchte aber in vorliegendem Falle nicht zureichend befunden werden, da kein Grund angegeben ist, der die Bekanntmachung einer unter solchen Umständen verfaßten Schrift als nothwendig zu erkennen gäbe. Der immensen Mehrheit der Leser wird es höchst gleichgültig sein, zu erfahren, was Hr. G. gerade in so beengter Lage über die Philosophie der Geschichte gedacht; sie darf um so eher nur auf das wirklich Geleistete sehen, als Hr. G. selbst bei Beurtheilung fremder Werke ohne alle Rücksicht und Schonung verfährt. Wollen wir aber auch hierin seinem Beispiele nicht folgen, so bleibt doch noch sehr Vieles, in Beziehung auf jene Punkte zu erinnern, wovon hier nur das Erheblichste berührt werden soll.

Was zunächst Herrn Guglow's Ansichten von den früheren Geschichtsansichten und Arbeiten zur Philosophie der Geschichte betrifft, so können wir, um nicht eine Abhandlung zu schreiben, nur einige Hauptpunkte berühren.

Hr. G. behauptet, die Historiker der Alten hätten „in den Ereignissen nur einen pragmatischen Zusammenhang gesehen,“ und „Herodot habe für seine Darstellung keinen andern Maßstab gekannt, als den der Authenticität“ (5). Es ist aber leicht nachzuweisen, daß schon bei diesem Geschichtschreiber der Glaube an eine herrschende Gerechtigkeit und an die menschliche Freiheit zum Durchbruch gekommen, und der Neid und der Zorn und die Rachsucht der alten Götter bereits zum Contrast geworden für die tagende Vorsehung, Güte und Nachsicht der Gottheit. Bei den Römern aber, wie bei den Israeliten, herrschte der Glaube vor, daß die Geschichte nichts anderes sei, als der Bericht von dem göttlichen Walten, um hier der ewigen Stadt, dort dem auserwählten Volke die Weltherrschaft zu verleihen. Um dies zu wissen, bedarf es keiner Bibliothek. Aber Hr. G. gedenkt auch nicht einmal mit einem Worte der von Indien bis Rom, von unvordenklicher bis auf die neuere Zeit, theils herrschenden, theils doch vielfach zur Sprache gekommenen Geschichtsansicht, wonach die ganze Weltzeit von ihrem göttlichen Beginnen stufenweise hinabsinkt zum Verderben, — und doch findet man deren in Menu's Gesetzbuch und Zendavesta, bei Hesiod und Daniel, bei Cicero und Horaz, und dann unzählige Male das ganze Mittelalter hindurch gedacht! —

Hr. G. behauptet, „das Christenthum, als historische Begebenheit, war nur Gegenstand der Geschichtsphilosophie; Methode konnte es erst durch die Adoption des Judenthums werden“ (S. 8). Wir sehen davon ab, daß S. 292 behauptet wird: „das Christenthum sei kein System, sondern nur eine Methode,“ — und bemerken nur hinsichtlich des ersteren, daß man doch weder Theologie studirt haben muß, noch mehr als einmal die h. Schrift gelesen zu haben braucht, um einzusehen, daß das Christenthum nicht das Judenthum adoptirt hat, sondern in der Fülle der Zeiten aus diesem, als dessen höchste Blüthe hervorgetwachsen, wie denn auch alle neuesten Versuche, es von seinem Stamme abzulösen, nur aus Unkenntniß der Geschichte hervorgegangen sind.

In Bezug auf die Philosophie und die Historie bemerkt Hr. G. ganz richtig (S. 16), jene habe sich von der Scholastik, diese sich von der Chronik frei machen müssen, bevor jene auf diese angewendet werden; er fügt dann aber hinzu: „auch hier sei England mit seinem Beispiele vorangegangen.“ Dieser letzteren Behauptung widerspricht die Geschichte der Litteratur auf das Entschiedenste. Machiavelli und Sleidan hatten die Geschichte von der Chronik, Pomponatius und Telesius, Montaigne und Charon, und vor Allem der geniale Bruno hatten die Philosophie von der Scholastik befreit, bevor Vaco sie auch in England emancipirte. Wenn dann Hr. G. (S. 19) ganz richtig bemerkt, „die Engländer hätten eine nationale Antipathie gegen universalhistorischen Schematismus, sie suchten nur Eines in der Geschichte, den Menschen, — nicht wie die Deutschen den Gott,“ so liegt hierin gerade das Zugeständniß, daß den Engländern der Sinn für Philosophie der Geschichte gebricht, da diese Wissenschaft mit der Ahnung eines Schema's beginnt und nothwendig auf ein immer durchbildeteres, organisch gegliedertes Schema hinarbeiten muß.

Von den Franzosen behauptet Hr. G., „sie hätten in der Geschichte nur den Bürger gesucht“ (19) und „in der Geschichtsschreibung nur den rein politischen Standpunkt eingenommen;“ Bossuet's Versuch einer Universalgeschichte im orthodoxen Sinne bilde in dieser Hinsicht, wie Bayle's Scepticismus, nur eine „Anomalie“ (20). Daß der Letztere an Montaigne und Pascal seine Vormänner, an Voltaire und theilweis an den Encyclopädisten seine Fortsetzung gehabt, mag hier nur beiläufig bemerkt werden. Wie man aber Bossuet, der die höchste Blüthe und der Schluß des katholischen Mittelalters in Frankreich gewesen und noch jetzt zu den Classikern der Nation gerechnet wird, eine Anomalie nennen kann, ist um so befremdender, da sowohl Vol-

taire (in seiner Philosophie de l'histoire und dem Essai sur les mœurs etc.) als Condorcet (in seiner Esquisse d'un tableau historique etc.), welche echte Repräsentanten ihres Volkes in der Mitte und zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren, weit über den politischen Standpunkt hinaus gegangen.

Herr G. scheint aber entweder ein sehr kurzes Gedächtniß oder eine äußerst oberflächliche, oder vielmehr fragmentarische Kenntniß von der Literatur der Philosophie der Geschichte zu haben; denn nachdem er England und Frankreich nur bestreift, geht er sofort zu Wéguelin und Lessing über, ohne Vico auch nur zu nennen, der doch in dieser Literatur wie ein Tschimborasso über seine engl. und franz. Zeitgenossen hinausragt, und Hr. G. zum wenigsten durch franz. Revüen hätte bekannt sein können. — Es kann nämlich nicht in Abrede gestellt werden, daß Vico sowohl thatsächlich als mit klarem Bewußtsein Gründer der wahrhaften Philosophie der Geschichte, die er mit Recht „die neue Wissenschaft“ (la scienza nuova) nennt, geworden und in Tiefen eingedrungen ist, bis in welche nur erst Fichte und Hegel ihm theilweise gefolgt sind.

Wenn übrigens Hr. G. von Montesquieu und Rousseau, „um in seiner Ausführung eine größere Vollständigkeit zu erreichen“ (23), — an der Hand des Herrn Rosenkranz, — sofort zu Wéguelin und Lessing übergeht, so überspringt er, von Engländern und Franzosen zu geschweigen, auch noch gerade denjenigen, der für die Deutschen die Bahn zur neuen Wissenschaft gebrochen; denn Fellen war es, welcher vor Wéguelin, Herder und Lessing die Idee einer stetigen Entwicklung der Menschheit zur Anschauung zu bringen gestrebt. Aber Hr. G. ist, leider den Deutschen nicht gewogen, wie er denn (S. 27) nur aus ihrem politischen Unglück seit dem spanischen Erbfolgekriege „die Einmischung so vieler Ahdacht und Theologie in die deutsche Geschichtschreibung“ ableiten zu können meint, als wenn nicht von den ältesten Zeiten her Religiosität ein Hauptcharakterzug der Germanen gewesen, den ihre Poesie, ihre Gesetzbücher, ihre Chroniken, überhaupt ihre ganze Litteratur, ihre Kunst und ihre Sitten stets unverkennbar an der Stirne getragen! Herr G. will jedoch in der Praxis nichts gelten lassen, was „sich in der Theorie nicht erweisen läßt,“ und ist deshalb nicht nur Leibniz, sondern auch dem „großen Freidenker Lessing“ und selbst Kant noch ungehalten, weil sie die Unterscheidung zugelassen „zwischen Dingen, die wider, und Dingen, die über die Vernunft sind“ (28). Wie hoch er daher sonst auch Lessing stellt, so spottet er doch mit großer Selbstgefälligkeit über dessen Idee von der göttlichen

Welterziehung, (30) und bezeichnet „seine Perfectibilität als eine grundlose Schwärmerei“ (32). Er scheint sogar eine Weile das „Genie eines Herder“ hoch über Lessing, ja sogar über das ganze neuere und neueste Deutschland zu erheben, weil er „die Lessing'sche Methode“ nicht adoptirt, sondern „in seinen Ideen den Menschen auf seine jahrtausend-jährige Wanderschaft mit dem Abschiedsgruße geschickt: „Sorge für dich selbst“ (34), womit die ganze Cultur zu einer Frucht bloß „menschlicher Geisteskräfte“ — mit Benutzung „zufälliger Begegnisse“ werden soll. Liest man nur das Inhaltsverzeichnis von Herder's Ideen, so findet man allerdings für das erste Capitel des 15. Buches die Ueberschrift: „Humanität ist der Zweck der Menschennatur und Gott hat unserm Geschlechte mit diesem Zwecke sein eignes Schicksal in die Hände gegeben.“ In dem Werke selbst aber finden sich zahlreiche Stellen, welche den Hauptgedanken jenes Capitels auf eine Weise bestimmen und beschränken, welche die Ideen Herder's in eben dem Maße den Ansichten Lessing's annähert, als sie dieselben von denen entfernt, die Herder nach Hrn. G.'s Versicherung hegen soll. Von vielen Stellen möge nur folgende aus dem 5. Cap. des V. B. zum Erweise dienen: „Manche Schritte und Erfolge in der Geschichte unseres Geschlechtes, heißt es daselbst, werden mit ohne höhere Einwirkung unbegreiflich. . . . Eine göttliche Haushaltung hat gewiß über dem menschlichen Geschlechte von seiner Entstehung an gewaltet, und hat es auf die ihm leichteste Weise zu seiner Bahn geführt.“ Allerdings „sollte der zur Freiheit erschaffene Mensch kein nachahmender Affe höherer Wesen sein; sondern auch, wo er geleitet wird, im glücklichen Wahne stehen, daß er selbst handle.“ Fast dasselbe aber hatte Lessing wenige Jahre zuvor im 4. §. seiner Fragmente über „die Erziehung des Menschengeschlechtes“ behauptet.

Aber selbst das von Hrn. G. unrichtig aufgefaßte Princip Herder's, die Humanität, findet nicht Gnade vor unserem jungen Philosophen; denn er meint (S. 37), daß „sich mit ihr das Princip mittlerer und neuerer Zeiten, — das Interesse nämlich, — nicht zu vertragen scheine.“ Wir lassen indeß diese Behauptung hier auf ihrem Werthe oder Unwerthe beruhen, um Hrn. G. auf seiner eiligen Kritik der Geschichtsphilosophie bis zu seiner eigenen Philosophie hin zu begleiten.

Wohl hätte man nun erwarten dürfen, daß Hr. G. unmittelbar nach Herder den großen Philosophen von Königsberg vor den Richterstuhl seiner Kritik gezogen; denn in demselben Jahre mit Herder's Ideen (1784) erschien auch Kant's „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht.“ Nach Kant wäre

denn eben wohl, zum wenigsten mit einigen Worten — zu erinnern gewesen in Frankreich an Volney's Ruinen (1791), die fast europäiſchen Namen gewonnen, — an Condorcet's Esquisse (1795), dann in unſerem Deutschland an Schelling's Construction der Weltgeſchichte — in mehreren ſeiner Werke, an Jeniſch's univerſalhiſtoriſchen Ueberblick (1801), an Fichte's großartige „Grundzüge“ — (1806), wie an die Beſtrebungen und Leiſtungen ſo mancher geiſtreichen Männer in Frankreich und Deutschland, die ſich den Arbeiten jener Philoſophen angeſchloſſen haben. — Statt deſſen ſpringt Hr. G. ohne weiteres zu Fr. Schlegel über, der doch zur Entwickelung der Wiſſenſchaft der Geſchichte nichts beigetragen hat, und von ſeinem peſſimiſtiſchen Standpunkte aus nichts beitragen konnte.

Nachdem auf dieſe Weiſe Hr. G. die Litteratur der Geſchichtsphiloſophie bis auf Hegel — gleichſam mit hüpfender, aber mehr ſpringender — als ſchreibender Feder abgefertigt, beſchließt er ſeine Ueberſicht mit einer flüchtigen Charakteriſtik und Kritik der Hegel'schen Geſchichtsconſtruction, wenn man einer Karikatur dieſes Systemes und einigen mit Verſifflage untermiſchten allgemeinen Bemerkungen jene Namen beilegen will. Es würde zu viel Raum einnehmen, wollten wir auch nur die gedrängteſte Ueberſicht der Hegel'schen Geſchichtsconſtruction dem Schema gegenüber ſtellen, welches Herr G. uns davon gegeben. Unſere Leſer finden das letztere auf S. 47 und 48 der vorliegenden Schrift; die allgemeiſten Umriffe der Anſicht von Hegel u. A., in des letzteren Grundlinien der Philoſophie des Rechtes (Berl. 1833), S. 430 bis 440. — In Bezug auf die Kritik dieſer Anſicht werden uns jedoch einige Andeutungen geſtattet ſein. — Auch wir haben gar Manches gegen die Hegel'sche Geſchichtsconſtruction einzuwenden, deren Ungenügendes uns größtentheils daraus zu entſpringen ſcheint, daß Hegel in ſeinem Systeme — die Weltgeſchichte zum Schluſſe des innern und äußeren Staatsrechtes — und zur Vorausſetzung der Kunſt, Religion und Wiſſenſchaft macht, während ſie doch eben ſo weſentlich die Entwickelungsgeſchichte der letzteren als die der Rechts-, oder wenn man lieber will, der Staatsidee — in ſich begreift. Wenn aber Hr. G. vor Allem gegen Hegel mit dem Vorwurf auftritt: „er ſetze gegen die Geſchichte eine Toleranz, welche die Moral in Gefahr bringe,“ und gleich darauf gegen ihn die Frage richtet: „In Allem Nothwendigkeit ſehen, wo bleibt die Freiheit?“ ſo können wir ihm deſhalb nicht zuſtimmen, weil ſie Hegel eine Anſicht zuſchreiben, die den ausdrücklichſten Beſtimmungen deſſelben geradezu widerſpricht, wovon Hr. G. ſich ſchon durch Anſicht der §§. 342 und 345 der zuvor erwähnten

Schrift zur Genüge überzeugen kann. Hr. G. klagt ferner, „der (Heg.) Schematismus betrüge die Menschheit um ihre Pierden und die Seele um ihre hohen Entschlüsse“ (50). Kann aber die Menschheit eine größere Pierde haben, als die von Hegel stets postulierte freie Einstimmung des Einzelnen in die allgemeine, in die göttliche Weltordnung, und giebt es einen höheren Entschluß als den, nach Entfernung des Eigendünkels und nach Züchtigung regellosen Meinens und Beliebens, an der Ausführung eines göttlichen Weltplanes mitzuarbeiten? Auch den Israeliten, auch den Christen schwebte ein großes Weltschema für die Zukunft vor, und die Stoiker glaubten an ein Weltverhängniß, ohne daß diese oder jene dadurch in ihrem Wollen gelähmt worden wären. „Als das zweite Unglück der constructiven Methode“ bezeichnet Hr. G. „die Saßgasse“ (50), und meint damit: „Hegel habe sich verleiten lassen, seine eigenen Verhältnisse für den unmittelbaren Durchgangspunkt anzuerkennen, und an den Staat, welcher seine Verdienste belohnte, eine so entschiedene Mission ausgetheilt, daß man verführt werde, ein ziemlich nahes Ende der Dinge anzunehmen“ (50). Wenn aber Hegel, wie tausend Andere vor und neben und nach ihm, seiner Wirksamkeit und dem Staate, in dem er zuletzt gewohnt, eine zu große Bedeutung zugeschrieben, so dürfte Hr. G. am wenigsten befugt erscheinen, ihm diese vorzuwerfen, da er selbst von S. 201 bis 204 den preussischen Staat zu einer ewigen „Idee“ erhebt, ihm eine eminente „Mission“ und Unzerstörbarkeit zuerkennt, — ja sogar, was Voltaire von Gott, — das selbe von jenem Lande sagt: „Man müßte ein Preußen erfinden, wenn es nicht da wäre.“

Müssen wir nun auch Hrn. G. beistimmen, wenn er das Wiederaufkommen der humanistischen Bildung, die Bildung eines römisch-deutschen Kaiserthumes und den Islam mit der Hegel'schen Construction des Christenthums nicht wohl vereinbar hält, — wollen wir andererseits einzelne der Kritik der historiologischen Litteratur eingestreute Bemerkungen gern als wichtige, wenn auch eben nicht als originelle Gedanken, anerkennen, so müssen wir um so mehr die Voreiligkeit bedauern, mit welcher Hr. G. sein Urtheil über einen so reichen und wichtigen Zweig der Litteratur dem Publikum dargeboten, da wir überzeugt sind, daß seine ferneren Studien ihn sehr bald bereuen lassen werden, auf so leichtfertige Weise seine so dürftigen Vorstudien über jenen Gegenstand zur Sprache gebracht zu haben, wie er sowohl in dieser Schrift (S. IX) als in seiner Appellation an das Publikum fröhliche Irrthümer einzugesetzen kein Bedenken getragen. — Nur von dem, dem viel gegeben, wird auch viel gefordert, und wenn wir im Nachfolgenden auch die zweite von uns aufge-

stellte Frage ausführlicher beantwortet werden, als das vorliegende Schriftchen es seiner objectiven Bedeutung nach verdienen mag, so hoffen wir dem Verfasser desselben damit einen besseren Dienst und eine wohlmeinendere Gesinnung zu erweisen, als diejenigen, deren litterarische Servilität sich ihn durch Weihrauchwolken gerne verpflichten möchte! —

*

Nachdem Hr. Gukow mit dem Sichelwagen seiner Kritik alle ihm bekannt gewordenen Eminenzen der bisherigen Geschichtsphilosophie niedergemähet hat, will er uns „die neuen Gesichtspunkte angeben, unter welchen er diese Philosophie künftig aufzufassen empfehle“ (54). Als Bedingung des Fortschrittes, ja selbst schon als Fortschritt, bezeichnet er zuvor „die Emancipation vom Systeme,“ — denn — „keine Idee Spinoza's sei so lebendig, so schöpferisch etc., wie eine Idee Lessing's;“ — doch postulirt er gleich darauf wieder das System, aber nur zu dem Zwecke, daß „einzelne Köpfe sich dann gerade so weit darin arrondiren, als es nöthig ist, um einen gewissen Zusammenhang in seinen Ideen zu haben; das weitere Band sei der Charakter, die Laune, der subjective Einfall, kurz alle Tugenden und alle Fehler des Encyclopädis mus.“ Hr. G. hat hierbei dreierlei übersehen. Für's Erste: daß er hiermit eine Apologie Voltaire's geschrieben, dem er doch gleich darauf seine „Invectiven,“ — d. h. seine subjectiven Einfälle, — (56) „gegen die Priester“ zum Vorwurf macht; Für's Zweite: daß zu jeder Zeit, wo wahrhaftes Genie ein geltendes System durchbrochen, dies geschehen, nicht weil es System war, sondern, weil Thatsachen und Erkenntnisse, Bedürfnisse und Ahnungen sich gesammelt, die keine Stelle in demselben fanden. Drittens endlich hat Hr. G. übersehen, einerseits, daß es gerade das göttliche Adelszeichen des menschlichen Geistes ist, nicht bloß einzelne Lichtgedanken zu produciren, sondern den nothwendigen Zusammenhang, die wesentliche Ordnung, die schöne Harmonie in seiner Gedankenwelt zu erforschen und die entdeckte zu objectiviren, sie zum allumfassenden, alldurchdringenden Systeme zu gestalten; andererseits, daß, wie er selbst (S. 163) bemerkt: „die Ueberfülle unserer Zeit an Ideen dadurch ein Unglück wird, daß sie nicht geordnet ist.“

Wenn aber Hr. G. bescheidenlich „vorzieht, in der Philosophie lieber ein Virtuose, als ein Schüler zu sein“ (58), so hat er nicht bedacht oder vergessen, daß der Virtuose sich nicht von den ewigen Gesetzen des Generalbasses und des Contrapunktes emancipirt, sondern

innerhalb derselben — als deren meisterhafter Schüler — sich bewegt — und schafft.

Was nun näher die „neuen Gesichtspunkte“ des Hrn. G. betrifft, so lassen sie sich auf folgende reduciren: 1. Die Geschichtsphilosophen sollen nicht „bei der Schöpfung der Erde und der Urwelt verweilen,“ denn die Geschichte beginne mit der ersten historischen That (58), und „das Object der Historiologie sei nichts, als der moralische Mensch, der Mensch in seiner einmal bekommenen Ausstattung“ (58 bis 60). 2. Man soll keine „paradnetischen, frommen und rührenden Zwecke in die Geschichte bringen;“ die Philosophie der Geschichte soll nicht „ausglätten, richten, versöhnen wollen;“ denn, wenn dieselbe ein Ziel habe, so sei es dies, — „das Aehnliche zu verknüpfen, und wenn sie eine Folge habe, so sei es die, daß wir auf untrer Hut seien“ (60 u. 61). 3. „Dieser Auffassung gemäß dürften die Klammern der beliebten Zeiträume nicht länger bleiben;“ denn — „alles, was uns schematisch vor Augen steht, sei Hinderniß unseres Verfahrens“ (61). Endlich 4. soll „man das Reagens der logischen Idee vertauschen mit dem Reagens des — Zufalls;“ denn, fragt Hr. G., „ist eine einzige That ihres Zusammenhanges wegen gethan?“ (63).

Es ist leicht einzusehen, daß diese angeblichen Gesichtspunkte nur negativer Beschaffenheit sind, und daß, von denselben aus, die Philosophie de l'histoire par feu l'abbé Bazin (d. h. von Voltaire) die im Jahre 1765 erschienen, dem Ideale des Hrn. G. weit mehr entspricht, als Lessing's, Herder's, Kant's, Fensch's, Fichte's und Hegel's die Menschheit abelnden Systeme. —

Der erste Gesichtspunkt aber ist falsch, weil alle Geschichte und somit auch alle Philosophie derselben mit der genauen Bestimmung ihres Subjectes und seiner wesentlichen Momente beginnen muß, und jede That vollständig nur aus den Voraussetzungen derselben begriffen werden kann. Er ist falsch, weil die Geschichte der Menschheit und ihre Philosophie nicht bloß den „moralischen,“ sondern — den ganzen Menschen, also auch den mehr oder weniger unwillkürlich wirkenden, bildenden, denkenden, den fühlenden und leidenden u. s. w. zum Vorwurfe hat. Von einer „einmal bekommenen Ausstattung“ zu reden, ist aber höchst unpassend, da jeder Neugeborene auch neu ausgestattet wird, und in die Geschichte des Menschen fortwährend Kräfte, Mächte und Gewalten einwirken und eingreifen, durch deren Ablegnung die Menschheit zum unförmlichen Torso würde. —

Der zweite Gesichtspunkt ist nur in sofern richtig, als man allerdings in die Geschichte nichts hineinbringen soll; er ist aber nicht

ne u, und er ist unrichtig, insofern damit das Streben ausgeschlossen werden sollte, die angegebenen Zwecke in der Geschichte zu finden, was doch so schwer nicht sein kann, da Hr. G. selbst (S. 59) zugestehet: „man werde die göttliche Assistenz nicht leugnen können.“ Wenn endlich Hr. G. als einziges — und zwar nur hypothetisches — Ziel der Gesch. der Phil. aufstellt, „das Aehnliche zu verknüpfen,“ so versichert er selbst uns dagegen an anderer Stelle: „eine Phil. der Gesch. sei die innere Dialektik der Begebenheiten,“ was doch weit über jenes Ziel hinausgreift. —

Der dritte Gesichtspunkt ist nur eine Protestation gegen jedes vorhandene oder noch mögliche Schema, und macht hiermit gleich von vornherein die Geschichte zum Chaos, wodurch begreiflich wird, wie Hr. G. (S. 61) die freilich nicht sehr neue Lehre aufstellen konnte: „die Geschichte sei jener jahrtausendjährige blutige Kampf zwischen Recht und Unrecht, zwischen Natur und Geist, eine Abwechslung von Sonnenschein und Ungewitter.“ —

Wenn endlich Hr. G. an die Stelle der logischen Idee den Zufall gesetzt wissen will, so ist dieser Gesichtspunkt allerdings neu; ob aber nachzuweisen, daß die Dinge „etwas Anderes hätten werden können, als sie wurden,“ philosophischer sei, als das Bestreben, die geschichtlichen Ereignisse als Entwicklung einer Idee, und wäre sie auch nur die logische, zu erfassen und dem, nach Rhythmus und Harmonie verlangenden Menschen zur Anschauung zu bringen, — darüber kann nur bei Solchen die Frage sein, die „die Laune, den subjectiven Einfall, kurz alle Tugenden und Fehler des Encyclopäbismus“ in die Philosophie einführen, d. h. die Philosophie in ein auch nur zufälliges Gerede verwandeln möchten. Allerdings ist mit der formellen Freiheit, d. h. mit der Willkür des Menschen auch die Möglichkeit dessen, was man Zufall nennen kann, gegeben; aber die Weltordnung im Ganzen wird eben so wenig dadurch aufgehoben als die Staatsordnung durch ein Verbrechen; vielmehr bewähret jene wie diese sich gerade dadurch, daß sie jeden von ihr Abfallenden oder ihr Widerstrebenden wieder einzulenken nöthigt, überhaupt aber den sog. Zufall nicht über seinen höchst beschränkten Spielraum in die ihn umschließende Sphärenordnung einbrechen läßt. Wohl kann der Mensch, dem Gesetze der Körperschwere zuwider, seine Schritte nach allen Seiten hin beliebig lenken; aber gebunden bleibt er doch an seinen Planeten und er muß mit ihm dessen Sonne umkreisen, — und wenn er auch irgend eine beliebige Speise nur genießt um ihres Wohlgeschmackes willen, so haftet der Speise, als solcher, doch der höhere Endzweck ein, seinen Organismus zum dienstwilligen Werkzeuge

seines geistigen Wesens zu machen. — Versichert aber nach Allem diesem Hr. G. zum Schlusse seiner Einleitung: „er glaube an den Gott in der Geschichte, an die Perfectibilität unseres Geschlechtes und an jede Frage (?) der Humanität“ (64), so ist uns hiemit die Aufgabe gestellt, zuzusehen, in wie weit es ihm in den nachfolgenden Abhandlungen gelungen, diesen Glauben wahrscheinlich zu machen und ihn mit den bereits besprochenen Ansichten in Einklang zu bringen. —

Wir haben nun zu diesem Zwecke jene Aufsätze wiederholt mit aller Aufmerksamkeit durchgelesen, aber hinsichtlich der Principien überall nur Hrn. G. mit sich selbst, wenn nicht im Kampfe, so doch im Widerspruche gefunden. Wie Faust bei Göthe klagt:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust —
Zu den Gefilden hoher Ahnen!“

so tönt auch aus diesem Buche, — vielleicht noch seinem Verfasser unbewußt, — eine ähnliche Klage uns entgegen, und gerade, daß so disparate Elemente sich hier so enge in einander verschlungen zeigen, läßt uns auf eine baldige Krise und — durch sie — auf einen Sieg des besseren Elementes hoffen. Vielleicht gelingt es uns, durch strenge Hinweisung auf jenen Gegensatz, den Ausbruch jener heilsamen Krise um Einiges zu beschleunigen! —

Beginnen wir mit Gott, so lesen wir einmal bei Hrn. G.: „die planetarische Bewegung sei — Gottheit, — sei die producirtte Gottheit selbst“ (299); das „göttliche Ideal,“ das in unserer Brust wohnt, — sei Gott selbst, — und um diesen Typus, diesen Gott — zu erzeugen, lebten wir“ — (301 u. 302), und „was, (nach dem Tode) aus der Asche steige, sei ein Gedanke, aber ein lebendiger, concreter Gedanke, der in uns wohnte, Gott“ (305); überhaupt „gingen alle physischen und moralischen Handlungen darauf aus, Gott zu produciren“ (298). Dann aber lesen wir wieder: „der planetarische Umschwung sei Anbetung, Religion, Offenbarung“ (298); „diese Hyperbeln und Parabeln seien die mystischen Hieroglyphen, welche den unaussprechlichen Namen der Gottheit schreiben“ (299); „in Allem, was animalisch lebt, fehle der göttliche Moment nicht“ (309), und die vollendete Statue eines Charakters und eines selig beschlossenen Lebens sei nichts, als das in unserer Brust ausgeprägte Ideal der Gottheit“ (303). Nehmen wir nun noch hinzu, daß „jede Erscheinung in den verschiedenen Reichen der Natur die Rückkehr in Gott suche“

(299), (was also eine Entfernung voraussetzt); ferner: „daß wir leben, sei nur, daß wir Gottes Antlitz schauen“ (303) und „unsere Seligkeit (nachdem wir der Asche entstiegen) werde sein, uns als einen Moment, in Gott zu wissen“ (305), — so glauben wir hiermit hinlänglich das Vorhandensein jener zwei Ansichten angedeutet zu haben, von denen man die eine die identificirende, die andere die eigentlich religiöse nennen könnte. —

Sehen wir dann zum Menschen über, so macht ihn Hr. G. einmal „zur letzten Feierstunde der fast verbrauchten Zeugungsfähigkeit der Materie“ (92); er meint ferner, „die menschlichen Fähigkeiten sind eine Mitgift; aber die Natur hatte den größten Antheil an ihrer Verwendung, . . . sie sprach ihre Löhne dem Menschen vor, — der sie nachschmalzte und nachzwickerte“ (94); dann: „die Scholle beherrsche den Menschen“ (96) und „unser Handeln im Strome der Geschichte sei fast immer nur der Despotismus der Umstände“ (247); „immer aber sei der Mensch das, wozu ihn seine Lage machte“ (83).

Dagegen ist S. 300 der Mensch „eine Stufe der Gottheit,“ — „ein harmonisches Gesetz der Tugend und Schönheit wohnt in unserer Brust, bei'm Einen, als Gewissen, beim Andern, als mystische Intuition,“ auch „hat es zu keiner Zeit an den Voraussetzungen gefehlt, um einen dem Himmel wohlgefälligen Charakter ohne Lücke zu gestalten“ (301), und der Mensch lebt nur, um den in ihm wohnenden Gott „aus dem ungewissen Nebel unserer Sinnennatur und dem unvollkommenen Bewußtsein eines in die Materie gebannten Geistes zu befreien“ (302).

Was aber die Frauen betrifft, so giebt es nach S. 143 „Beispiele genug, welche die Geschichtsfähigkeit derselben beweisen;“ nach S. 150 hingegen, „kann das Weib als solches niemals in der Geschichte auftreten.“

Wie nun einerseits Gott einmal mit der Welt identificirt, das andere Mal über sie erhoben wird, wie andererseits der Mensch einmal von außen zu dem gemacht wird, was er ist, das andere Mal er selbst den Gott, der in ihm wohnt, erzeugt und befreit, so kann es nicht befremden, wenn wir auch über die Geschichte der Menschheit im Ganzen den disparatsten Behauptungen begegnen. Diejenigen, die noch der ersten Gedanken- und theilweise Ungedankenformation des Hrn. G. anzugehören scheinen, lassen sich im Wesentlichen auf folgende reduciren:

Die Geschichte ist nur Kampf, nur Abwechslung, ihre Form „nicht Auf- und Absteigen, nicht der concentrische Kreis oder die Spirale, sondern der epische Parallelismus, bald congruierend, bald divergirend“

(53). Kein Plan schwebt über der Geschichte (140), keine Ordnung herrscht in ihr (294), ohne Leitung sind die menschlichen Schicksale (86). Hrn. G. liegt es sogar daran, „die Ungereimtheit einer sog. Erziehung des Menschengeschlechtes nachzuweisen“ (128). Auch „sieht er nicht ein, wie die Geschichte dazu bestimmt wäre, die Offenbarung einer ganz besonderen Idee zu sein“ (143). Denn, „wäre die Erde darum zwischen die Ellipsen und Parabeln der übrigen Himmelskörper und der Mensch auf sie selbst geschleudert, damit jene Ereignisse, welche wir Geschichte nennen, einen bestimmten Zweck hätten, und die Ausführung irgend einer göttlichen Idee wären, so sähe dies einer despotischen Grille weit ähnlicher, als einer weisen Fürsorge; der Zweck der Erde ist kein historisch-metaphysischer Gesamtzweck, sondern der einzelne Mensch, wie er geboren wird und stirbt, mit dem Bewußtsein, in seiner Weise das Räthsel des Lebens gelöst zu haben“ (146). „Ohne Zweifel,“ heißt es zwar S. 15, „liegen Gesetze in der Geschichte, aber es sind Gesetze, die sie sich selbst gegeben hat.“ (!) Nach S. 100 „scheint es aber, daß immer, wenn sich die moralischen Gesetze der Geschichte erschöpft haben, die Natur an ihre Stelle neue giebt. . . Die Natur (aber) kehrt Seiten heraus, welche immer dämonischer und geheimnißvoller werden. . . Eine Spiegelfechterei der Hölle (der animal. Magnetismus), wird die Jacobsleiter der Visionen und der hereinragenden Geisterwelten. . .“ Und — „sind die Nationen nicht wieder in die Macht der Natur gefallen“ (101)? „Diese schadenfrohe Natur springt unvermuthet über jeden Calcul, und zerstört den Schematismus der Geschichte, wenn er vorhanden ist“ (99); „sie ist eben so sehr das Zufällige, wie das Providentielle“ (111). Im Grunde aber ist es der Zufall, der herrscht; — denn „die feuerfangende Materie ist überall; ein zufälliger Funke, der hineinfällt, giebt die Entscheidung der Jahrhunderte“ (86); „die Zukunft erhält vielleicht durch das Zufälligste und Leidenschaftlichste ihr Gepräge“ (171), und „wenn irgend etwas beweist, daß die Geschichte nur der Triumph der zufälligen That, — so ist es das historische Loos der Weiber“ (139); — wie andererseits „die statistischen Tabellen — allen unsern humanistischen Träumen Hohn sprechen“ (206). —

Wahrscheinlich einer zweiten, jedenfalls aber einer anderen Formation scheinen uns Aeußerungen, wie die nachfolgenden, anzugehören:

„Das göttliche Ideal, welches in unserer Brust ruht, ist der Urtypus all' unserer sublimen Begriffe, und die Ahnung jener göttlichen Bilder und Grundlagen der Ideen, welche von Anbeginn der Dinge im Schooße der Welterschöpfung ruhen“ (302). „Uns

selbst ist das Leben und die Geschichte gegeben, — ein Stoff, der zu allen Zeiten vollständig genug da war, um die göttliche Bestimmung des Menschengeschlechtes auszudrücken“ (300), die nach S. 64 in nichts Anderem, als in „der Perfectibilität“ desselben bestehen kann. „Die Idee einer göttlichen Menschenerziehung, einer bestimmten Aufgabe der Geschichte, verdanken wir der Mischung jüdischer und christlicher Begriffe“ (8). — Wie dann „mit dem Abfalle von dieser Bestimmung das Ziel einer allmäligen Wiederkehr in den alten Zustand“ (9), so ist doch wohl auch umgekehrt — mit der von Hrn. G. statuirten „Rückkehr in Gott“ ein Abfall oder eine Entfernung von ihm ausgesprochen.

Daß aber Gott jener „Ordnner der Geschichte“ ist, den Hr. G. „nicht leugnen zu können“ versichert (259), erweist sich aus der anderweitigen Behauptung: „man werde die göttliche Assistenz (bei dem Willen des Menschen) nicht leugnen können“ (59), wie denn Hr. G. (S. 175) sogar von einer „weisen Fügung Gottes“ spricht. —

Die Ordnung der Welt ist aber schlechthin nur eine moralische; denn „die Geschichte hat nur einen Zweck: das ist das Leben; Leben ist (aber) kein Genuß, Leben ist eine Aufgabe. Ob wir durch unsere Thaten etwas bewirken, liegt immer auf einem unsichern Brete. Das Ewige ist nur dies, ob wir recht thaten und Niemand scheuten. Der Zweck der Geschichte ist der moralische Lebenszweck, die Tugend oder (?) das Laster“ (143 f.). Doch „scheint (auch) jedes Volk unseres Welttheiles eine eigenthümliche Mission, eine besondere Stellung und Beamtung für die Frage der Geschichte bekommen zu haben, so daß man leicht berechnen kann, welche Metamorphose dies oder jenes Problem überstanden, wenn es aus der Hand eines Volkes in die eines andern übergegangen ist. Natur und Geschichte wirkten für diese historische Rollenaustheilung ineinander“ (105). Aber „erst die neue Welt strebt nach dem Ziele der reinen Humanität“ (130); denn nach Hr. G's Meinung, — von deren Unrichtigkeit er sich jedoch durch Selbstansicht von Grotius Werken überzeugen kann, — „warf die Sonne der Humanität“ noch „auf die Stirn dieses Autors keinen rothigen Abglanz.“ Erst Kant (meint Hr. G. irrtümlich) „erhob sich über das Geschichtliche zum Rechte, das in uns wohnt.“ (Hat Hr. G. denn die Antigone des Sophokles und Plato und Cicero und tausend Andere bis herab auf Buchanan, Milton und Rousseau vergessen?) „Kant's Entwurf zum ewigen Frieden ist ein frommes Frühlingsoffer auf den Altar der Menschheit und selbst in seinen unhaltbaren Nebeln und Wolkenräumen steigt es empor zum Wohlgel-

len Gottes (218)! "Jedenfalls ist „der ewige Friede ein Product der Vernunft und ein Ziel der Civilisation,“ und „ebensowenig Chimäre, wie alles, was die Menschen durch den Gebrauch ihres Verstandes und Herzens erreichen können“ (224). „Wem zu Liebe ließe sich denn auch der ewige Friede, d. h. die allgemeine Herrschaft der Vernunft bestreiten? — Zuletzt — ist der ewige Friede keine Thatsache; dann muß er eine Tendenz werden“ (235 f.).

Das Weib aber ist es, welches „die Geschichte vor der Verwilderung schützt;“ und „die Liebe wird immer mächtiger sein, als der Haß“ (151). „Ist nun der Geschichtszweck das Leben, so ist es durch die Familie, die Erziehung, kurz durch alles, was dazu dient, dem Menschen Raum zu geben zur Entfaltung seiner natürlichen Anlagen“ (hier geht Hr. G. über den bloß moral. Zweck hinaus), „Raum zur Prüfung seines Herzens, Raum endlich zu Thaten, welche, wenn sie auch über Haus und Hof nicht hinausgingen, vor Gott doch gleichen Werth haben, wie irgend eine große Handlung von draußen, die der Historiker aufzeichnet. . . Das Weib ist (aber) der ewige Widerspruch gegen die erschütternden Begebenheiten der Geschichte. Wessen Dasein kann (daher) die moralische Aufgabe der Schöpfung besser bewahren?“ — „Ich denke,“ fügt Hr. G. hinzu, „der Ausgang der Geschichte wird der der beruhigten Leidenschaften und der Sieg des weiblichen Princips“ (d. h. der Liebe) „sein. Die Geschichte wird sich in keines Detail verlieren, und das Wohlgefallen Gottes wird ebenso zu jenen unscheinbaren Thatsachen der Idylle lächeln, wie es zu den gespreizten und großmännischen Verrenkungen der welt-historischen Kothurntragödie lächelte“ (147 f.).

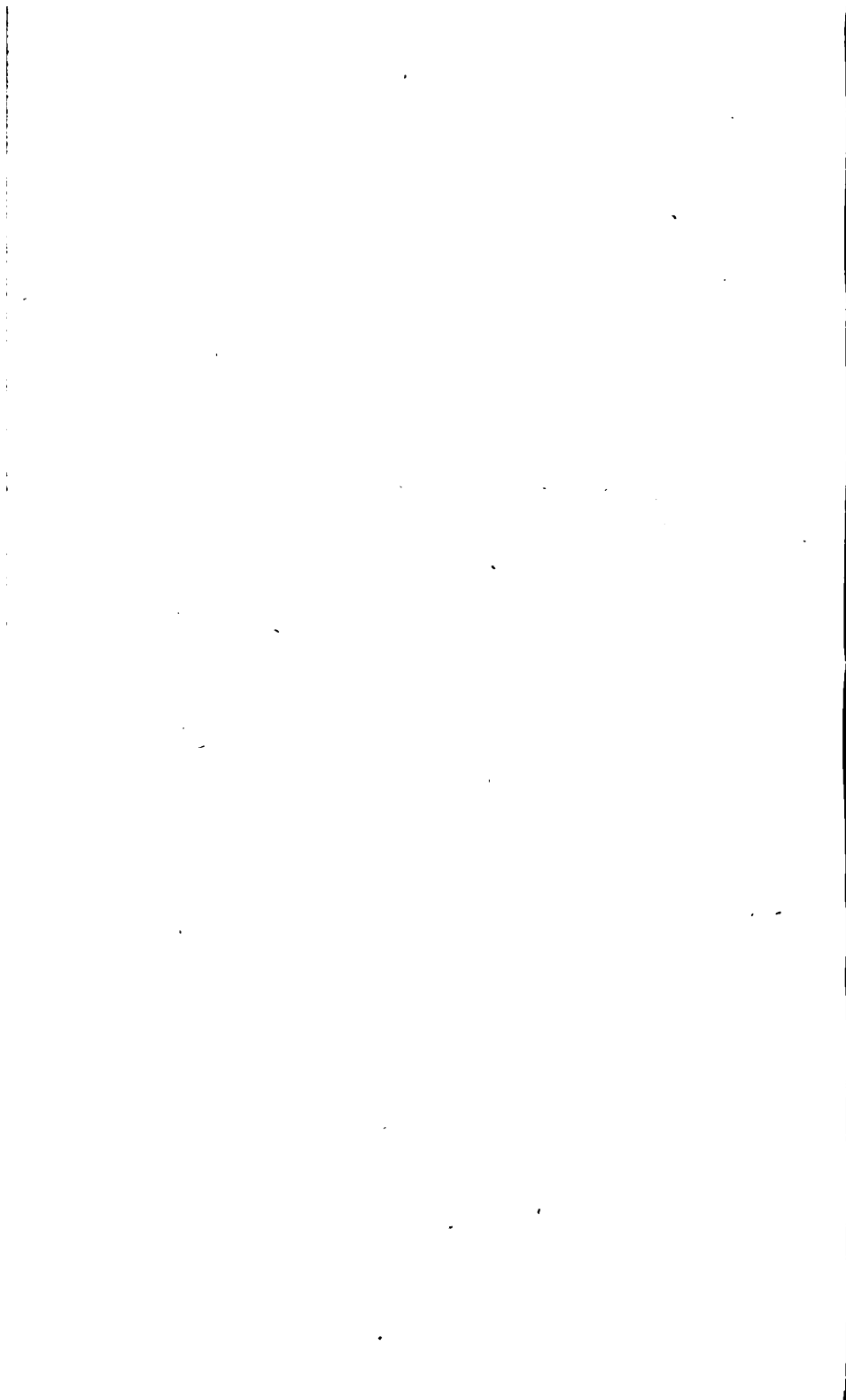
Wie aber „jede Erscheinung in den verschiedenen Reihen der Natur die Rückkehr in Gott sucht,“ und selbst „in den todten Metallen ein Streben nach vollendeter Form herrscht“ (299 f.), so wird auch des Menschen Seligkeit im künftigen Leben sein, „sich als einen Moment in Gott zu wissen, und seine Auferstehung die, sich zu fühlen in all' den Beziehungen, die er schon einst zu seiner Seligkeit hatte. Und dies Erwachen — kann eine Auferstehung des Fleisches sein, in dem Sinne, daß wir in einer höhern Sphäre einen frischen Kreislauf wagen müssen und zu neuen, hienieden aber unverstandenen Dingen der-einst versammelt werden“ (305).

Wir schließen hiermit unsere Gegeneinanderstellungen, in welche wir leicht den größten Theil des vorliegenden Schriftchens hätten hineinziehen können, und hoffen, daß sie hinreichen werden, sowohl unseren Lesern — als Hrn. G. selbst — das Ungenügende der Vorstudien zu erweisen,

die hier nicht sowohl als Beitrag zur Philosophie der Geschichte, sondern vielmehr als eine Art Regulativ, als ein neuer Kanon für dieselbe dargeboten worden. Möge Hr. G. hierdurch zur Einsicht hingeführt werden, daß gute Absichten, einige flüchtig gesammelte Kenntnisse, viel natürlicher Wiß und ein ausgezeichnetes stylistisches Talent noch nicht hinreichen, einen Gegenstand würdig und ersprießlich zu erörtern, an welchen selbst ein Vico, ein Herder und Hegel — nach vieljährigen gründlichsten Studien nur mit heiliger Scheu sich gewagt haben. Möge er aber auch bedenken, daß es Namen und Worte giebt, die Niemand ungestraft „vergeblich führen“ darf, und daß die Verantwortlichkeit des Schriftstellers mit seiner Popularität und mit der „Begriffsverwirrung“ wächst, über deren Vorhandensein bei dem großen Haufen er selbst kürzlich Klage geführt *). Daß es Hrn. G. gedrängt, dem schreckbaren Gespenst der Geschichte, welches Herr Menzel in die Welt geschickt, etwas Lebendiges, Wiederhaltiges entgegenzusetzen, ist aus mehreren Stellen des vorliegenden Schriftchens unzweideutig zu entnehmen. Der Unterschied zwischen beiden, gleich oberflächlichen, gleich widerspruchreichen Productionen ist aber kein anderer, als der zwischen dem grauenhaften Antlitz eines sterbenden Greises und dem blasphemischen Gesichtchen eines nicht lebensfähig geborenen Kindes. Wenn aber die zähe Leidenschaftlichkeit und der dunkelhafte Eigenfinn, die sich in den bisherigen Schriften des Hrn. M. kund gegeben, eine litterarische Wiedergeburt desselben nicht sehr wahrscheinlich machen, so berechtigen dagegen die Eingeständnisse des Hrn. G., sein bisheriges Hin- und Herschwanken bei einem entschiedeneren Talent — und besonders seine Hinneigung zu Kant und dessen moralischen Standpunkte, zu der Hoffnung, daß er aus seiner bisherigen Zerstreung sich sammeln, und in reiferem Alter und durch reife, gebiegene Arbeiten die „Vorstudien“ seiner Jugend vergeffen machen werde. —

*) Ueber Göthe u. S. 216 ff.

Zur Geschichte.



1.

Die Mosaischen Urkunden.

1.

Die modernen Kirchglaubigen und sog. Supernaturalisten wollen die Symbole der Reformatoren restauriren und halten dem sich stetig entwickelnden Menschengeiste das altehrwürdige Glaubensbewußtsein einer anderthalbtausendjährigen Kirche entgegen, wie es sich durch jene Symbole verfestigt haben soll!

Aber die Reformatoren wollten ebenso nur den ältesten Glauben der Kirche restauriren, und verwarfen tausendjährige Uebersetzungen und als göttlich anerkannte Deutungen derselben als Menschensayungen, indem sie den priesterlichen Lehren und Gesetzen dasjenige entgegenhielten, was sie das Wort Gottes nannten. Die h. Schrift war die Aegis, durch deren Vorhaltung sie den römischen Kleerus zum Verstummen zu bringen dachten.

Aber Christus selbst hatte ausdrücklich erklärt, daß er das Mosaische Gesetz nicht auflösen, sondern erfüllen wolle; kein Buchstabe davon solle vergehen und wie er sich auf Gesetz und Propheten berief, um gegen die menschlichen Sayungen und Deutungen der Schriftgelehrten und Pharisäer zu protestiren, so erinnerte er auch an die älteste Urkunde des auserwählten Volkes, — an die Genesis, — da, wo das Mosaische Gesetz ihm nur eine transitorische Bedeutung zu haben schien (Matth. 19).

Die Mosaischen Urkunden endlich waren selbst schon, wie das Neue Testament, auf welches die Reformatoren sich stützten, restaurirt. Da indeß die Urschrift derselben ebenso, wie das wahrscheinlich älteste Evangelium, verloren ist, so bleibt der Hebraische Pentateuch für uns die älteste Urkunde. Da nun dieser Pentateuch die eigentlichste Grund-

lage sowohl des alten Tempels als der neuen Kirche bildet, so muß man immer von neuem darauf zurückkommen, und es scheint noch immer nicht überflüssig, an dessen eigenthümliche Beschaffenheit und Tendenz zu erinnern. —

2.

Die *Genesis* ist offenbar nur ein Conglomerat von Fragmenten, — die nur dann vollständig begriffen werden könnten, wenn man die Urfelsen kenne, von welchen sie abgerissen worden.

Die *Schlange* windet sich aus einem verborgenen Abgrunde hervor ¹⁾ und die *Menschengeschichte* beginnt nicht mit einer goldenen Zeit, sondern mit boshafter Verführung, Unglauben, und Ungehorsam, — mit *Eug* und *Fluch* und *Brudermord*.

Es ist eben so unbegreiflich, warum von *Ewigkeit* her *Finsterniß* gewesen, als woher die *Schlange* gekommen, als warum das *Opfer* *Kain's* verschmäht, als wozu ein *Geschlecht* geschaffen, welches alsbald verflucht werden mußte.

Nur ein *Silberblick* scheidet die *Fluchzeit* von der *Urfinsterniß*, und die *Söhne Gottes* erliegen der *Verlockung* durch die *Töchter* der *Menschen*. Sofort kürzt der *Schöpfer* die *Lebenszeit* der *Menschen*, und als auch dies nichts fruchtet, bewegt sich abermals der *Allmächtige*, um das ganze *Reich* des *Lebens* zu vernichten, — und nur eine *Familie* und die *Samen* einer *zweiten Lebenswelt* ²⁾ zu retten.

3.

Und wieder folgt einem *Silberblick* des *Daseins* ein *Absturz* in's *Verderben*.

Die *zweite Geschichte* beginnt mit *Verpottung* des *zweiten Menschenvaters* und *Verfluchung* des *Spötters* und seiner *Nachkommen*—

1) *Gen. 3, 1* heißt es nach *Johnson's* Uebers.: „Die Schlange, aber war listiger, als alle Thiere des Feldes, welche Gott der Herr gemacht hatte.“ Hiernach könnte man annehmen, daß die Schlange nicht zu den von Gott, dem Herrn, gemachten Thieren gehörte. Dem *Benbidab* zu Folge war es *Petläre-Kriman* (Quell des *Wfsen*), der in *Cerlene-Weedjs* (dem ersten *Paradies*) die große Schlange bereitet. Im *Fargard V.* des *Wend.* ist von einer *Höllenschlange* mit zwei Füßen die Rede, die *Aschmogh*, der *Unreine*, genannt wird.

2) Auch hier wird die *Thierwelt* als in *Reine* und *Unreine* geschieden vorausgesetzt (*Gen. 7, 2*), ohne daß man den Grund dieses Gegenfahes ersähen könnte.

schaft; und wieder scheinen die Gesegneten mit den Verfluchten sich vermischt zu haben, denn Alle sind vereinigt bei dem babylonischen Thurmbau.

Damit die Menschen, nachdem sie vom Baume der Erkenntniß gekostet, nicht auch vom Baume des Lebens kosten, waren sie aus dem Paradiese verjagt worden. Damit die Menschen, als sie sich zum Thurmbau vereinigt, nicht ausführen, was ihnen in den Sinn komme, zerbricht der Allmächtige selbst das Band der gemeinsamen Sprache und die Menschen müssen nun wohl einander fremd und feind werden, da sie einander nicht mehr verstehen.

Aber die verfluchten Chamiten in Sodom und Gomora werden durch eine Sündfluth vernichtet, und aus der entarteten Welt wird, wie früher Noah, so nun Abraham auserwählt, Stammvater eines reinen Volkes zu werden. Wie früher Finsterniß und Schlange, so werden hier Ungötter vorausgesetzt, ohne daß man ersehen kann, woher sie stammen.

Während aber Tharah, Abraham's Vater mehreren Göttern diente ³⁾, tritt im Lande Canaan — das von den verfluchten Chamiten bevölkert worden, — uns mit einem Male die hohe Gestalt Melchisedek's, des König's von Salem entgegen, als „ein Priester des höchsten Gottes, des Herrn des Himmels und der Erde“ (Gen. 14, 18 ff.), — um — alsbald wieder zu verschwinden.

4.

Und aus drei Generationen, — Tharah's, Abraham's und Isaac's wird immer nur ein Ein Sohn auserwählt; alle übrigen werden Stammväter von Völkern, die demnächst theils ausgerottet, theils dienstbar werden ⁴⁾. So wird erst Jacob der Stammvater des auserwählten Volkes, und — als solcher Israel genannt.

Aber, weil „das Sündenmaß der (Chamitischen) Amoriter“ zu Abraham's Zeiten noch nicht voll war (Gen. 15 16.), — darum ⁵⁾ wird Jacobs Same ein Fremdling sein — in Egypten, und — „man wird sie dienstbar machen und sie drücken vierhundert Jahr“ (15, 13), oder vier Geschlechter hindurch (15, 16).

3) Ausdrücklich wird dies berichtet in Jes. 24, 2. 14.

4) Von Haran stammen die Moabiter und Ammoniter; aber selbst von Abraham die Midianiter und Ismaeliter, und von Isaac die Edomiter und Amalekiter u. s. w.

5) Daß die Dienstbarkeit Strafe des Bruderverkaufs, — ist nicht angegeben.

Obgleich nun die Egypter das auserwählte Geschlecht, welches sich selbst ihnen leibeigen macht (1. M. 47, 19 ff. vbd. mit 2. M. 14, 12), vom Hungertode retten, — obgleich sie den Stammvater desselben feierlich begraben helfen ⁶⁾ (Gen. 50, 7) und das sich sehr vermehrende Volk sich durch ganz Egypten ausbreiten lassen (1. M. 47, 27; 2. M. 1, 8), — obgleich erst ein Pharaon, „der nichts wußte von Joseph“ (2. M. 1, 8) das Volk bedrückt, (wozu er doch, da es leibeigen war, das alttestamentarische Recht hatte), — obgleich die Israeliten selbst fremden Göttern dienen ⁷⁾, — so ergehen doch furchtbare Strafgerichte über das ganze Volk der Egypter; — Mose entführt, wortbrüchig, das Volk Israel, um Canaan seinen Eigenthümern zu entreißen; — Israel betrügt Egypten um sein Silbergeschirr, und das ganze Heer Pharaon's wird erkaufte. —

5.

Mose aber erhebt den Gott des auserwählten Stammes zum Ewigen ⁸⁾, Allerhöchsten, der eifersüchtig seine Diener durch Beschneidung und Passah ⁹⁾ von allen Unbeschnittenen ausschneidet. —

So bringt Mose — Schrecken und Tod über die Egypter, die sein Volk vom Hungertode errettet, — und Schrecken und Tod über alle Völker, die das Unglück hatten, auf dem Wege seines Zuges zu wohnen; — so wird er Stifter eines priesterlichen Volkes, und führt hiermit jenen herzlosen geistlichen Dünkel in die Geschichte ein, der den Himmel, die Welt und ihre Menschheit in zwei unversöhnliche Heere spaltet.

Nur einzelne Häupter pflanzen den Segen Gottes fort; aber der Erbfluch breitet sich über alle übrigen aus, und nur die blinde Unterwürfigkeit unter die Befehle des Allmächtigen rettet unendlich wenige vom allgemeinen Verderben. —

6) Auch steht Joseph in gutem Einverständniß mit den ägyptischen Priestern (Gen. 47, 22), also mit Priestern eines Chamitischen Volkes, — wie später Mose die Tochter eines Libianitischen Priesters zum Weibe nimmt.

7) Jos. 24, 14.

8) Ehejeh = Acher = Eiech. 2. M. 3, 14 vbd. 6, 3.

9) 2. M. 12, 11. 29. 43 ff. 13, 11 ff.

2.

Der Gegensatz im griechischen Leben.

1.

In den alten Theokratieen war der Hauptgegensatz, in welchen die Weltanschauung auseinanderging, eigentlich der von Licht und Finsterniß, von Reinheit und Unreinheit, und in letzter Instanz der von Befolgung eines als göttlich offenbarten Weltordnungsgesetzes und Abweichung, Mißachtung desselben. Die Norm für den Willen war vollständig gegeben, er hatte nur sich derselben zu conformiren; daher auch bei Brahministern, Ormuzdverehrer, Mosaisken und Aegyptern, der Typus des eigentlichen Frommen zu finden ist, d. h. des ganz in Gottes Willen sich Fügenden, von Gott Durchbrungenen, im Gegensatz zum Frevenden, — der so unbedacht war, das göttliche Machtgebot zu übersehen, oder so vermessen, sich gegen die göttliche Uebermacht aufzulehnen. Ganz anders bestimmte sich der Gegensatz, und er mußte sich anders bestimmen in Griechenland¹⁰⁾, wo Auswanderer aus allen umgebenden Ländern zusammentrafen.

Das Auswandern selbst war in der alten Zeit schon ein Zeichen, daß die göttliche, auf dieses oder jenes Land und Volk unmittelbar bezügliche Ordnung dem in die Ferne Strebenden nicht mehr ge-

10) So bezeichneten die Griechen die fernen Aethiopier als ἀνομοτες, δεισιδαιμονες, — unsträfliche Verehrer der Götter. Von den Aegyptern sagt Herod. II. 37: θεοσεβεις δε πιστωτες ειντες μαλιστα παντων ἀνθρώπων. Es bezieht sich dies aber auf Reinigungen und sonstige Ceremonien.

nüge ¹¹⁾; er mußte die väterlichen Tempel, Einrichtungen und Sitten verlassen, und in der Fremde sich in manches Fremde schicken, Anderes nach Zeit und Umständen selbst bestimmen und anordnen.

Seine Selbstthätigkeit wurde nachdrücklichst angeregt, und wenn er auch seine Götter mitbrachte, so mußte er doch selbst mit Anderen das Gemeinwesen bestellen. Das von den freien Eingewanderten gemeinschaftlich Angeordnete — unterschied sich hierdurch von dem, von der Gottheit eingerichteten, priesterlichen Staate. Neben die, etwa noch festgehaltene religiöse Ueberlieferung stellte sich nun die mehr oder weniger von menschlichen Gutdünken eingerichtete bürgerliche Ordnung, und was von Menschen gesetzt war, konnte auch von Menschen wieder aufgehoben werden.

Wie aber der Mensch selbstthätiger wurde, erhielt auch das irdische Leben einen höheren Reiz, und der Tod wurde um so finsterner und grauenvoller, je heller und freundlicher das Leben sich gestaltete. In den alten Theokratieen war der Tod — wie das Leben — von ein und derselben Gottheit angeordnet. In Griechenland hingegen, wo das Leben mehr und mehr der menschlichen Freiheit anheim fiel, mußte der Tod — als das schlechthin Unfreiwillige, Unvermeidliche in immer schärferen Contrast gegen das Leben treten; er wurde das höchste Uebel, eine fast böse Gewalt ¹²⁾.

Diesemnach stellte sich hier der Hauptgegensatz auf zwischen den Göttern des Lebens (Zeus) und seiner Bedürfnisse, Freuden und Zierden, der Liebe (Aphrodite), des Weines (Bacchus), des Gesanges (Apoll), des Kriegsrühmes (Ares) und der Verständigkeit (Pallas) u. auf einer, und der Tod verhängenden Macht und ihren Werkzeugen auf der anderen Seite, oder auf abstracte Weise ausgesprochen, zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, — und die Entwicklung dieser Momente ist das Charakteristische des griechischen Lebens in der Weltgeschichte und seiner ersten, reichsten Blüthe, des Homerischen Epos.

War die Anordnung des bürgerlichen Gemeinwesens der Selbst-

11) Wir erinnern vor Allem an das Auswandern der egypt. Krieger-Lasse bei Herod. II. 25. Tyrus und Utika befreiten sich durch Colonisation von ihrer unruhigen Uebervölkerung (s. Heeren's Ideen I. 2. S. 31 und Justin. XVIII. 4). Wo das Kastenwesen herrschte, mußten auch Manche aus den untergeordneten Kasten theils verstoßen, theils, des Druckes müde, ausgewandert sein, wie dies hinsichtlich der Sigeuner wahrscheinlich.

12) 31. V. 629. XII. 113. 116. XIII. 602. XVI. 686 ff.

thätigkeit des Menschen überlassen, so mußte auch das Götterwesen bald davon ergriffen werden. Es ist selbst ein göttlicher Drang im menschlichen Gemüthe und Geiste, seinen ganzen Gesichtskreis, soweit er ihn erreichen kann, harmonisch zu gestalten. Wie nun das irdische Leben, der priesterlichen Haft entlassen, sich frei entwickelte und gestaltete, so mußte auch der Trieb sich regen, die Götterwelt mit ihm in Uebereinstimmung zu setzen. Wie die Menschen göttlicher, so wurden die Götter menschlicher; denn immer muß sich der Mensch seinen Gott als das Höchste, Vollkommenste der Bildungsstufe vorstellen, die er selbst erreicht hat. Selbst altehrwürdige, von stehender Priesterschaft in Erz gegrabene Dogmen vermögen auf die Dauer jenem lebendigen Bedürfnisse der Harmonisirung nicht zu widerstehen. In Griechenland aber gab es weder dogmatische Formeln noch eine eigentliche Priesterkaste¹³⁾, und Künstler und freie Forschung vertraten die Stelle der Theologen und ihrer Dogmatik. Darum konnte auch das eingeborene Ideal des Schönen sich frei verwirklichen, und der Sinn für das Uebereinstimmende, Zueinanderpassende, Schickliche, Geziemende sich ein volles Genügen geben.

Hieraus erklärt sich auch, wie die beiden Hauptkategorien des Gegensatzes, die in Iran und Israel vorzüglich in den beiden von rein und unrein, heilig und unheilig bestanden, sich bei den Griechen verwandelten in die von schön und häßlich, von gut oder sittig oder geziemend — und schlecht oder unsittig oder ungeziemend. Das Kaloskagabos, das Schön- und Gute, vielleicht richtiger das Schön- und Tüchtige, wurde das höchste Strebeziel.

2.

Allerdings war nun durch die erste Auswanderung und durch Kampf mit roheren Einwohnern und durch Kriege der verschiedenen Stämme gegeneinander, so wie durch die Nothwendigkeit, das neue Gemeinwesen zu ordnen, die Selbstthätigkeit vielfach angeregt. Aber die Eingewanderten kamen größtentheils aus alten Theokratieen, in denen alle Lebensverhältnisse nicht bloß durch ein göttliches Gesetz und gottvertretende Priester¹⁴⁾

13) Daher auch im griechischen Götterstaate keine Bestimmung und Unterordnung nach festen Gesetzen und Dogmen. — S. Kanne's Myth. S. 214 und vgl. Pausan. I. 40. V. 15. VIII. 37. IX. 25. u. Stob. Eclogae phys. 9.

14) Im uralten Aegypten wählten die Priester den König, den Ammon befügte. Er durfte nur nach dem väterlichen Erbkommen und den Gesetzen belohnen und bestrafen, und wenn die Priester es für gut hielten,

sondern auch durch Orakel und Himmelszeichen ¹⁵⁾ bestimmt, oder auch, wie in Egypten, bereits als durch die Gestirnungen bestimmt ¹⁶⁾ angesehen wurden. Die Wahrnehmung oder Annahme, daß alles Natürliche — von dem Laufe der Sonne, des Mondes und der Gestirne abhängig war, die Erfahrung, die bei Naturmenschen sich öfter als bei Culturmenschen wiederholt, — daß manche Träume und Voraussagungen eingetroffen waren ¹⁷⁾, — die Ehrfurcht vor den unwiderstehlichen Naturmächten, gegen welche menschliches Sinnen und Wollen nichtig schienen, — hatten die Menschen dahin gebracht, nichts irgend Erhebliches, was nicht durch die bestehende Ordnung bereits bestimmt war, ohne Befragung und Zustimmung der Götter zu unternehmen. Von dieser Abhängigkeit hatten die Auswanderer sich nicht losgesagt; der Glaube daran war zu tief in die ganze Weltanschauung jener Zeiten verwebt.

Je reizender andererseits das Leben auf Erden, — und darüber hinaus lag höchstens ein Schlaf- oder Schatten- oder traumartiges Dasein ¹⁸⁾, — dem freien Griechen sich gestaltete, je wonniger ihm der Genuss der Freiheit und der Kraftübung war, — um so unglücklicher mußte früher Tod, mußte das Loos der zahlreichen Sklaven ihm erscheinen, die durch des Kampfes Entscheidung oder durch Geburt ihm zu eigen geworden ¹⁹⁾. Die vielen Kriege der Stämme gegen einander rafften aber viele vor der natürlichen Zeit dahin, und so mußte auf jede Weise der Glaube an eine, die eigentlich menschlichen Schicksale bestimmende Macht sich immer mehr verfinstern, in der Art, daß die Furcht vor derselben in gleichem Maße zunahm, in welchem die Vertheilung der Loose ungleicher und unbegreiflicher wurde.

sandten sie dem Könige den Befehl zu sterben. Auch Verbrecher iddten sich selbst, wenn die richtenden Priester es befohlen. S. Diodor. Sic. I. 177 u. Heeren II. 1. S. 424 f.

15) Herobot IX. 100: „denn durch gar viele Wunderzeichen offenbart sich das Göttliche in den Dingen.“ Nach II. 82 glaubten aber die Egypter mehr an Zeichen als alle anderen Menschen.

16) S. Herod. II. 82.

17) Woher sonst der allverbreitete Glaube? —

18) Im Himmel die seligen, unsterblichen Götter, auf der Erde die Sterblichen, von denen keinem ungeträbte Seligkeit hier zu Theil wird, — unter der Erde — Schatten, unter ihrem Fürsten Adoncus, der sich bei Homer (Il. XX. 63 ff.) einmal fürchtet, Poseidon möge die Erde aufreißen, und dann den Menschen und Göttern seine Behausung erscheinen: „fürchterlich dumpf, voll Wüsten, wovor selbst grauet den Göttern.“ —

19) Sophokl. Trachin. 298 ff.; vgl. die Perser des Aeschylus.

Zugenscheinlich tritt diese Verfinsternung schon bei Vergleichung der beiden ältesten Dichtungen hervor.

Während bei Homer allerdings zwar schon das Grauen vor der Schicksalsmacht und ihren Vollstreckerinnen — vielfältig die Frische des Lebens trübt ²⁰⁾, — selbst Herakles, der Liebling des Zeus, vermochte nicht seinem Verhängniß zu entfliehen ²¹⁾, — so erscheint doch zuweilen auch der Götter und Menschenvater als die Schicksale lenkend, bald allein ²²⁾, bald mit Weirath und Zustimmung der übrigen Götter ²³⁾, — bald in Gemeinschaft mit der Moira selbst ²⁴⁾. — Einmal denkt Kronion sogar „einen sterblichen Mann, längst aussersehn dem Verhängniß (ἀισή) — von des Todes graunvoller Gewalt zu erlösen“ (Il. XVI. 441 f.) wobei jedoch nur an ein Hinausschieben des Endes zu denken ist. Dann wird auch einige Male als möglich ausgesprochen, daß etwas trotz dem Verhängniß (ὕπερ μορον Il. XX. 30, od. ὕπερ μοιραν XX. 336) geschehe, — und beiläufig wird bemerkt, daß bald die Achäer gegen des Zeus Vorbestimmung (ὕπερ Διός ἀισαν) durch eigene Kraft und Gewalt Ruhm gewonnen hätten“ (Il. XVII. 320 ff.).

Wenn es aber einmal sogar heißt (Il. XVI. 758): „Jetzt ward gegen das Schicksal (ὕπερ ἀισαν) die Obergewalt den Achäern,“ und in der Odyssee (l. 32 ff.) Zeus vollends in die Worte ausbricht:

„Himmel, was legen die Sterblichen doch den Göttern für Schuld bei!

„Denn von uns soll kommen das Unheil, da sie doch selber

„Jammer durch Thorheit sich zuziehn ganz ohne Verhängniß.“ —

dann widerspricht dies, wie manches Andere in jenem 16. Gesange und so Vieles in der Odyssee, der übrigens in der Ilias scharf ausgeprägten Weltansicht ²⁵⁾, und läßt spätere Umarbeitung vermuthen.

20) Unstreitig ist die Vorstellung von einer verborgenen, die Götter und Menschen beherrschenden, ihre Hauptschicksale unabwendlich bestimmenden Macht die vorherrschende bei Homer — und in der Ilias deshalb merkwürdiger, weil gerade hier die großen Ereignisse und Todesfälle sich drängen, die vorzüglich der Bestimmung durch das Schicksal angehören. S. u. a. Il. III. 454. IV. 11. V. 629. 675. VI. 487 ff. VII. 52. VIII. 477. XI. 532. XII. 116. XIII. 602. XVI. 334. XX. 127 f.

21) Il. XVIII. 115. ff.

22) Il. III. 357. VIII. 139. X. 71. 89. XVI. 645. 685.

23) Il. XVIII. 115 f. XIX. 9. XXIII. 365. XXIV. 524 ff. vgl. XVI. 441.

24) Il. XIX. 87. 409.

25) Wie z. B. daß Calypso den Ulysses unsterblich machen will. Od. V. 135. Zwar wird auch Ganymed von den Göttern emporgerafft, „daß er lebe mit ewigen Göttern“ (Il. XX. 234), — aber hier kann angenommen werden, daß das Schicksal selbst dies vorbestimmt habe.

Seiner Weltansicht zufolge ist Zeus und seinen Untergöttern, und ebenso den Menschen noch ein großer Spielraum des eigenen Beliebens gelassen, die Oberherrschaft der Schicksalsmacht aber unbestreitbar. — Zeus ist hier noch in dem Sinne Schicksalslenker (*μοιραγετης*), daß er, — wie Creuzer bemerkt ²⁶): „mehrentheils „nicht sowohl Entscheider und willkürlicher Spender der Schicksale, „als nur Austheiler derselben, Vergleichender dessen ist, was die „Moirai unabänderlich verfügt hat; er ist das Werkzeug einer allwaltenden höheren Macht, — und in dieser Beziehung heißt er *νεμετωρ* „(Austheiler), welcher Jedem zutheilt, was ihm gebühret, oder auch „*ταμιης* (Schaffner), welcher ein ihm anvertrautes Gut verwaltet ²⁷).“

Allerdings lassen sich viele Namen und Epitheta des Aegiseshütters anführen, welche auf eine unumschränkte Machtvollkommenheit desselben hinzudeuten scheinen. Mehrere Stellen bezeichnen ihn sogar als selbstherrlichen Vertheiler der Geschicke. Insbesondere muß hier, wie überall, das Gewicht und der wahrhafte Sinn des Einzelnen aus der zu Grunde liegenden, vollständigen Weltanschauung ermittelt werden, und auf diese Weise ergibt sich dann, daß Zeus keineswegs als höchste, unumschränkte Macht gefaßt werden könne. Er selbst ist ja nur des Kronos und der Rheia Sohn, und ihm „gleich an Würd' und ähnlichem Schicksal bestimmt“ sind Poseidon und Ais, denen Meer und Unterwelt eben so zu eigen durch das Loos geworden, wie jenem der Aether, während Erd und Olymp Allen gemein sein soll (St. XV. 187 ff.) Obgleich dann Kronos sammt den übrigen Titanen „an die äußersten Grenzen alles Lands und des Meers“ verdrängt scheinen (St. VIII. 478 ff.), so schwört doch Here — nicht bei Zeus, sondern einmal bei den im Tartaros „um Kronos versammelten unteren Göttern (St. XIV. 271 ff.),“ — zu denen nach B. 271 auch Styx gehört, und das andere Mal bei der Erde, dem Himmel und der Stygischen Fluth, „welches der größte Eidswur ja und furchtbarste ist den seligen Göttern“ (St. XV. 36 ff.). Man schwört aber nur bei Höherem, bei Unverbrüchlichem, und eben darum sind die „unteren Götter“ den olympischen fruchtbar, weil sie durchgängig diesen Charakter des Unabänderlichen (Adrastischen) haben, wie selbst Athene klagt: „das Todesloos, das gemeinsame, ward auch den Göttern — nicht vom geliebteren Manne zu wehren ver-

26) Symbol. 2. X. II. 496 f.

27) Creuz. erinnert an St. XXII. 209 ff. VIII. 69.

28) Vgl. St. XXI. 209 ff.

„gönnt“ (Od. III. 236 ff. vgl. Il. VI. 488. XII. 322 ff.). Auch wägt Zeus die Todesloose der Troer und Achäer, und es „lastet der Letzteren Schicksalstag“ (Il. VIII. 69 ff.). Den Vorstellungen Hera's stellt er aber einen Ausspruch des Verhängnisses ²⁹⁾ entgegen (Il. VIII. 469 ff.). Mag dann den Olympiern ebenso, wie den sterblichen Königen, wie jedem Hausherrn ein Kreis freien Schaltens und Waltens zuerkannt werden; über Allen stehen die erzeugenden, gesetzgebenden und loosvertheilenden Mächte, die wohl in den Hintergrund geschoben werden konnten, darum aber an Furchtbarkeit nicht verloreu, sondern eher zunahmen.

Wirklich schwellen schon bei Hesiod die Vorstellungen von Nacht, Tod, Schicksal, Styx und Chaos gleichsam zum drückenden Alp für die Menschen, zum Grauen und Entsetzen selbst unsterblichen Göttern, — und während bei Homer noch der olympische Zeus Freuden und Leiden des Lebens vertheilt, sind es bei Hesiod (Theog. 897. 899) die Mōren,

— „von Zeus ausnehmender Ehre gewürdigt,“ —
welche — „Bei der Geburt austheilen den Sterblichen Gutes und Böses.“

Das Böse überhaupt aber, — nämlich „Leiden und mühselige „Arbeit, — auch Krankheiten des Wehs, die Tod herbringen den Männern“ (Hauslehren 91 ff.) — leitet Hesiod einmal ab von dem Zorne des Zeus über den Betrug und den Feuerdiebstahl des Prometheus (Hausl. 47 — 60) ³⁰⁾, — dann aber, und zwar nicht undeutlich dieser anderen Ueberlieferung (λογος) den Vorzug zuerkennend, — von der Beschaffenheit des Menschengeschlechtes selbst, welches — von Zeus als eisernes geschaffen — gänzlich verderbt ist (Hausl. 176. 178), — und von dem Troß und Frevel seiner Könige, — da Dike so lange darüber bei ihrem Vater Kronion Klage führt, —

29) B. 477. *ὡς γὰρ δεσφάτων ἐστὶ.*

30) Wie Jehovah über Kain's Opfer, so zürnt Zeus über das betrügerische Opfer des Prometheus. Wie Jehovah den Menschen die Erkenntniß des Guten und Bösen, so will Zeus ihnen das Feuer vorenthalten, das ihnen doch eben so bleibt, wie die Erkenntniß des Guten und Bösen. Wie Jehovah, so verhängt Zeus alle Mühen und Leiden über die kommenden Geschlechter, weil Einer seinem Willen zuwider gehandelt. — Nach Hesiod (Hausl. 96 — 100) hielt nun zwar Pandora „nach Zeus heiligem Rathe“ die Hoffnung allein in dem Kasse zurück, — nach Aeschylus aber (Prom. 248 ff.) verließ auch Prometheus den Menschen „blinde Hoffnungen,“ um ihnen den Gedanken an den Tod zu milbern. —

— — „bis ihr gebüßt hat

„Alles Volk für die Sünden der Könige“ (Hautl. 259 ff.).

Wie tief aber jene Vorstellungen von der unverbrüchlichen Macht des Verhängnisses sich in die Weltanschauung des griechischen Volkes eingewurzelt, ist noch aus den Werken des Aeschylus, Pindar und Herodot, welche jedenfalls mehrere Jahrhunderte jünger sind als Homer und Hesiod, zu entnehmen. Auch ist nicht zu bezweifeln, daß jene, wie diese, die herrschende Ansicht ihres Volkes aussprechen, da des Aeschylus Tragödien öffentlich aufgeführt worden, und Herodot seine neun Bücher der Geschichte, wie Pindar seine Hymnen, bei öffentlichen Spielen und Festen, also vor den Gebildeten und Ausgezeichneten des ganzen Landes vorgetragen.

Auch bei Pindar, wie bei Homer, wird zwar öfters Zeus die Lenkung der Schicksale und die Vertheilung der Gaben zugeschrieben:

„Nach eignem Verlangen führet jegliches der Gott

„Zu der Entscheidung, der Gott, welcher auch dem beschwingten Kar gleich eilt und in Meeresfluth

„Delphinen vorbei, der da beugt den unbändigen Geist

„Der Gewaltigen, Anderen aber herrliche Würde verleiht“³¹⁾. —

Und „der Schickung Wille von Zeus“

enthebt der Gefahr³²⁾; er ist es, der

„den Sterblichen Alles schafft“³³⁾,

der

„dieses und jenes vertheilt,

„Zeus, der allobwaltende Gott“³⁴⁾.

Aber auch Er gehorcht einer höhern Macht:

— „Das Gesetz (νομος), Allen gestellt

„zum König, den Menschen und Göttern, ordnet schlichtend

„das Gewaltigste mit höchster Hand“³⁵⁾.

Und

„bei jedweddem Werk richtet einwohnendes Schicksal“ (ποτμος)³⁶⁾.

Dieses Schicksal ist der „König Potmos“, welcher Gewalt (ἀρετην) ertheilt³⁷⁾, und was verhängt ist (το πεπρωμενον)

— „wird nicht

„Feuer noch Erzes Bollwerk

„hemmen“³⁸⁾;

dem zugetheilten Loos ist nicht zu entfliehen³⁹⁾.

31) P y t h. II. 49 f. Uebers. v. Thiersch. vergl. S. 161 ff.

32) H e m. IV. 61. καὶ τὸ μορσιμον Διὸς ἐν πεπρωμενον ἐκρεγεν.

33) F r a g m. 6. bei Clemens v. Alex. (Thiersch II. 293).

34) I s t h m. V. 57 f.

35) F r a g m. 1. bei Plato (Thiersch II. 261).

36) H e m. V. 40 f.

37) H e m. IV. 41 f.

38) F r a g m. 2. bei Plutarch. (Thiersch II. 269).

39) P y t h. XII. 30.

Æschylus bezeichnet zwar auch den „Vater Zeus“ als den „Mächtigsten“ (die Sieben v. Theb. 111 f.), „Allwaltenden“ (Agam. 972), „Höchsten und Vollkommenen,“ — „Allsehenden,“ — „Herrn des All's,“ (Eum. 28. 942. 1012), als den „allmächtig gerechten,“ — „allbeglückenden,“ — „seligsten Herrn der Herrn“ (Schußg. 438. 547. 520 ff.). Daß aber diese Bezeichnungen nur als poetische Hyperbeln zu nehmen sind, wird durch Nachfolgendes über allen Zweifel erhoben.

Zunächst ist Zeus nur der Himmlichen höchster, dem die „drunten als die schwerbestrafenden Waltenden“ (Schußg. 25 ff.) nicht untergeordnet sind. Dann herrscht er nicht unbeschränkt, sondern „lenkt das Geschick nach der grauen Säkung“⁴⁰⁾, und wie er nur ein Neulingsgott, der durch List Herrscher geworden⁴¹⁾, so „entflieht er dem Schicksal nicht,“ sondern wird des Ehrenthrones verlustig werden⁴²⁾; denn sein Sturz ist vom Schicksal verhängt⁴³⁾.

Noch bestimmter spricht sich Herodot aus über die allbeherrschende Obermacht des Verhängnisses.

Die Pythia selbst soll, seinem Berichte zufolge, den Lydern erklärt haben: „das einmal festbestimmte Schicksal (πεπωμενην μοι-
„ρην“⁴⁴⁾ könne selbst ein Gott nicht abwenden; — Lorkas „habe sich bemüht, die Zerstörung Sardens erst die Söhne des Krösus „und nicht ihn selbst treffen zu lassen, aber hierzu habe er die Mοι-
„ren“⁴⁵⁾ nicht bewegen können;“ nur dies hätten sie ihm zugestanden, um drei Jahre die Einnahme von Sardes zu verzögern (I. 91). Wenn es nun selbst Göttern, das Verhängte abzuwenden, unmöglich, denn „streng waltet gewiß hohes Geschick's Obmacht“⁴⁶⁾, — höchstens nur in der Erfüllung eine Verzögerung oder Milderung zu erwirken gestattet ist, so muß der Mensch sich wohl bescheiden, daß er auf keine Weise gegen das Schicksal anzukämpfen vermag⁴⁷⁾.

40) Schußg. 671 ff., 1050 ff., und nach der Nothwendigkeit Spruch kann Zeus den Prom. zwar quälen, aber nicht tödten (1052 f.); auch bei Sophokles heißt es in Oed. auf Kol. 1380 „wenn noch mit den uranfänglichen Gesetzen Dike neben Zeus gefeiert wird.“

41) Prometh. 35. 96. 149. 310. 389. 404 — 489 ff. vergl. Eumen. 629. 773 ff. 718 ff.

42) Prom. 518. 769 — 771. 756. 918 f. 939. 958.

43) Prom. 996.

44) VII. 17 heißt das *πεπωμενην*.

45) Sophokles nennt sie in der Antigone (988) die uralten.

46) Eben d. 951.

47) S. u. a. Her. od. III. 39 ff. die Erzählung von Polykrates.

Wenn nun auch im Wesentlichen die altherkömmliche Ansicht von der Schicksalsmacht sich von Homer bis auf Herodot gleich geblieben zu sein scheint, so ist doch bei dem Letzteren ein theilweiser Fortschritt in der Vorstellung von der Wirkungsweise derselben nicht zu verkennen.

Bei Homer vertheilt Kronion — bei der Geburt jedes Menschen — Glück und Unglück anscheinlich bloß nach eigener Willkür, in Wahrheit aber hierbei wohl nur die Hand der zumessenden Moira selbst: denn die Norm der Vertheilung, daß keinem Menschen ein ungemischtes Glück, wohl aber einigen, — man kann sie auch prädestinierte nennen, — ungemischtes Unglück zufällt (Il. XXIV. 524 ff.), weist auf jene Macht zurück, die selbst den Göttern ein Grauen. Daß nun keinem Sterblichen, — hierin unterschieden von den seligen Göttern, — ein völlig mühe- und schmerz-, überhaupt unglückloses Dasein zu Theil werde, ist eben auch die Ansicht sowohl Pindar's, als Herodot's.

„Es ist keiner der Bedrängniß (πρωον) ledig, jezo und nie,“
heißt es bei Pindar (Pyth. V. 54), ja sogar
„Einem Gut sind zweien der Leiden gefellt für Menschen nach
„Himmlicher Rath“ (Pyth. III. 80), „und umsonst
„Würd' einer um alles Glückselige“⁴⁸⁾ sich bemühen. Ich weiß
„Nicht jenen zu nennen, welchem es die Moira fest
„Dies Höchste, gewähret“ (Nem. VII. 55 ff.).

Ebenso läßt Herodot den Amasis zu Polykrates sagen: „Ich habe noch von Keinem gehört, welcher nicht auf eine ganz klägliche Weise endigte, wenn er in Allem glücklich war“ (III. 40), und Solon zu Kroesus: „daß Ein Mensch alles Glück vereine, ist unmöglich, gleichwie kein Land Alles für sich hinlänglich hervorbringt, sondern das eine hat und des andern ermangelt“ (I. 32).

Darin aber unterscheidet sich der reflectirende Vater der Geschichte von dem jugendkräftigen Dichterkönige, und darin ist allerdings ein Fortschritt wahrzunehmen, daß nach des Ersteren Weltansicht kein Mensch ganz unglücklich ist, wie denn das unmittelbare Walten der Moira besonders darin von ihm erkannt wird, daß sie jedem Maße von Glück oder Unglück auch einen verhältnißmäßigen Antheil von Unglück oder Glück zuwägt; denn —

— „Wergangen und künft'ig bleibet
„Und ewiglich wandellos
„Solches Gesetz: es fließet
„Den Sterblichen nichts Reichliches, sonder Unheil“⁴⁹⁾.

48) Eigentlich nur ganze, volle Glückseligkeit, *πασαν εὐδαιμονίαν*.

49) Sophokl. Anti g. 612 ff.

So lassen die Helden in Theboplyä den Lokren und Phokern sagen: „der Mann, welcher wider Hellas zu Felde gezogen, wäre kein Gott, sondern ein Mensch. Es gebe aber keinen Sterblichen und werde keinen geben, welchem das Unglück von der Stunde seiner Geburt an nicht beigelegt sei: dem mächtigsten Menschen aber sei es im größten Grade verbunden. Daher werde auch der Heranziehende, da er ein Mensch sei, von seiner hohen Meinung durch das Schicksal herabgestürzt werden“ (VII. 203).

Darum stürzt auch die Moira die glücklichsten Menschen, wie Apries und Polykrates, in das tiefste Elend⁵⁰), während sie den unglückseligen Hermotimos, einen Verschnittenen, beim Perserkönige zu hohem Ansehen gelangen und ihm das Glück zu Theil werden läßt, seinen Feind zu bestrafen (VIII. 105). Nicht selten fügt daher auch Herodot der Erwähnung großen Glückes die Bemerkung hinzu: „diese Leute waren aber nicht in Allem glücklich“⁵¹), — so wie er bei Erzählung eines Unglückes von dem, den es betroffen, sagt: „doch war dieser nicht durchaus unglücklich geworden“⁵²).

Und nicht nur für jeden einzelnen Menschen erkennt er dieses gleichstellende Zwängen des Schicksals als die formelle Norm seines Waltens an, sondern auch hinsichtlich der Unfälle, welche ganze Völker betreffen, rechtfertigt er gewissermaßen das Schicksal auf dieselbe Weise. So schließt er den Bericht von dem Untergange der persischen Flotte am Vorgebirge Artemision, der größtentheils durch Sturm veranlaßt worden, mit der Bemerkung: „und dies alles that die Gottheit“⁵³), „um die Größe der persischen Macht der hellenischen näher zu bringen, damit jene dieser nicht zu weit überlegen sein möchte“ (VIII. 13), — ein Gedanke, auf welchen vielleicht schon Aeschylus⁵⁴) in den Persern (V. 341 ff.) hingedeutet, wenn er dem pers. Boten zu Kroessa sagen läßt:

„O wähne nicht, daß wir erlagen solcher Macht (der Griechen),
 „Ein Gott hat so in Abgrund dieses Heer versenkt,
 „ungleiches Glückes wägend hat er's so vertilgt.“ —

Diesemnach bot Homer dem Unglücklichen nur den sehr oberflächlichen Trost dar, daß allen Menschen Leiden zugetheilt seien; aber

50) Herod. I. 91. VI. 64.

51) VII. *ταλλα ουκ ευτυχων* und *ου μιντοι τοις παντα ευτυχων*.

52) VIII. 105 *ου γαρ τα παντα δυστυχει*.

53) Hier, wie öfters, wohl gleichbedeutend mit Moira.

54) Aesch. *fract* 456, in demselben Jahr, in welchem Herodot seine Geschichten vorgelesen.

der Erstere völlig unzweideutigen Aufschluß. Er läßt nämlich den Artabanos, als weisen Rathgeber, dem Xerxes Folgendes zu Gemüth führen: „Du weißt, wie die Gottheit stets auf die größten Thiere ihre Bisse zuerft schleudert, wie sie ihren Uebermuth nicht duldet, und nur das Kleine ihre Eifersucht nicht reizt. Du siehst, wie ihre Geschosse immer die höchsten Bäume und Gebäude treffen. Ueberall trachtet sie, das Höchste zu vernichten, und demgemäß sehen wir auch oft, wie ein großes Heer durch ein weit geringeres zu Grunde gerichtet wird, wenn sie eifersüchtig die Furcht über jenes sendet, oder ihre Bisse unter dasselbe schleudert, damit es einen seinen Ansprüchen nicht gemäßen Untergang finde; denn sie duldet nicht, daß neben ihr ein anderes Wesen seines Uebermuthes froh werde“⁶⁰) (VII. 10). Ebenso wird als wahrscheinlicher Grund, wenn den Kroisos ein schwerer Streich der göttlichen Rache traf, angegeben: „weil er sich für den glücklichsten unter allen Menschen gehalten“ (I. 34). Wollte man aber aus dem Vorhergehenden nur dies folgern, daß die Gottheit jeden Uebermuth strafe, so wird diese rechtfertigende Deutung dadurch aufgehoben, daß auch Polykrates, der durch freiwilliges Opfer seine Demuth zu erkennen giebt, dennoch ein so fürchterliches Ende nimmt, daß Herodot es nicht einmal erzählen mag⁶¹).

Fragen wir, wie diese finstere Vorstellung im heiteren Griechenland, bei einem so schönheitsdürstenden Volke, als die Hellenen sich durch ihre Werke erwiesen, aufkommen konnte, so müssen wir, um volle genügende Antwort zu geben, auf ihre Stellung in der Geschichte und auf den Ursprung ihrer Weltanschauung zurücksehen.

Was die letztere betrifft, so ist aus allen ihren früheren Geisteswerken zu entnehmen, daß sie wie die Völker, von denen sie ursprünglich abstammten, so wie die, von welchen sie Elemente schon weit fortgeschrittener Bildung überkamen, — von der Beobachtung der Natur ausgegangen.

Sie unterschieden in derselben zunächst drei große Wesenarten.

Alle Einzelwesen auf Erden sahen sie entstehen, wachsen, wechseln, sich verändern und vergehen. Auch Sonne, Mond und Sterne gingen auf und unter, leuchteten stärker und schwächer, erhoben und neigten sich auf ihrer Bahn. Aber sie blieben im Wechsel diese l-

60) Οὐ γὰρ ἐκ φρονεῖν ἄλλον μὲν ὁ θεὸς ἢ ἑαυτὸν.

61) Vgl. noch ferner VI. 75. VII. 46. u. IX. 116 — 120. — Aus demselben Grunde macht die Gottheit Alles gleich und hilft dem Schwächeren. VIII. 13. 37 — 39. 63.

ben, und jeder verminderten Kraft- und Lebensäußerung folgte wieder eine verstärkte.

Nur Ein Wesen stand fest und unbeweglich inmitten alles Wechsels und Wandels: — die in sich selbst finstere, in der Mitte des Weltalls ruhende Erde⁶²). Aus ihrem geheimnißvollen Schooße gingen alle irdischen Wesen hervor, in denselben sanken nach flüchtigem Dasein alle wieder hinab; um sie kreiste der Himmel mit allen Gestirnen. Wie nun der Mensch selbst sein Inneres als Mittelpunkt und Endzweck seiner Leiblichkeit wußte, und diese von Innen heraus bestimmte, so konnte sich ihm zunächst auch die Vorstellung erzeugen, daß im Innern der Erde die weltbeherrschende Macht throne, welcher späterhin der Fixsternhimmel, der sich immer gleichbleibende, gesellt wurde⁶³).

Diesemnach besonderte sich das All in drei Sphären, von denen die eine unbeweglich, sich immer gleich bleibend, eben deshalb als die höchste und heiligste angesehen wurde, da jeder wahrnehmbare Wechsel entweder, wie bei den Gestirnen, als jeweilige Schwächung, oder wie bei den einzelnen irdischen Wesen als völliger Untergang sich kund that⁶⁴).

Die zweite Sphäre begriff die Gestirne, die als unsterbliche Götter ein seliges Leben führten⁶⁵), schon weil sie den Tod nicht zu fürchten hatten, der dem Menschen, Vernichtung drohend, keine ungetrübte Heiterkeit gestattete. Die dritte Sphäre endlich war die der Vergänglichkeit, welche alle Wesen umfaßte, die der Mensch entstehen und wieder vergehen sah.

Diese drei Sphären waren durch ihre Eigenthümlichkeiten streng von einander geschieden, und wie die Menschen als Sterbliche und Mühebeladene den Himmelsgöttern als den Unsterblichen und Seligen entgegen gesetzt wurden, so möchte die Scheideknie zwischen diesen und der höchsten Weltmacht und ihren unmittelbaren Angehörigen bei den Griechen wohl dadurch angedeutet sein, daß die letzteren in den zwei ältesten poetischen Glaubensurkunden, bei Homer und Hesiod, bezeichnet werden, bald als die ehrwürdigen, bald auch als „entseßlich sogar unsterblichen Götter“⁶⁶). Entseßlich aber waren sie ihnen doch

62) Darum selbst bei Sophokles noch die Erde der Götter höchste (Antig. 339 ff.); die Anährerin, welcher Zeus selbst entsprang (Phil. 391 ff.).

63) Hesiod Theog. 884: „So wie Gæa befaßt und des sterblichen Uranos Ausspruch.“

64) Aeschyl. Choëphor. 123 ff.: „die Erde, jene Auerzeugerin, die, was sie nährt, in ihrem Schooße wieder birgt.“

65) Noch bei Sophokl. Trach. 1107 heißt Zeus der Sterne nführer.

66) Hom. Il. XV. 37 ff. u. s. w. Hesiod Theog. 736. 759.

wohl deshalb, weil sie denselben gehorchen mußten, weil ihre Herrschaft, ihr Belieben durch sie beschränkt war, wie Macht und Willkür der Menschen zugleich durch diese und jene. Unerstrebbar war den Menschen der Himmel⁶⁷), unverbrüchlich aber auch für die Himmelsgötter Ausspruch und Gesetz der hehren Schicksalsmacht.

Wie sich auf diese Weise der Beobachtung die Mannigfaltigkeit der Wesen zu einer großen Welthierarchie gestaltet hatte, so ergab sich dem verallgemeinernden Nachdenken auch eine Hierarchie von Gesetzen, welche alle Erscheinungen beherrschten.

Zu höchst stellte sich natürlicherweise das Gesetz der Hierarchie selbst, wonach kein untergeordnetes Wesen in die eigenthümliche Sphäre des höheren eingreifen darf. Den beiden untergeordneten Kreisen eigenthümlich war das Gesetz des Wechsels, welcher sich dann näher für die Gestirne zu dem des Kreislaufes, für die irdischen Wesen zu dem der Vergänglichkeit bestimmte.

„Was entstanden ist, muß auch vergehen,“ dies war für die Menschen das allgemeine Gesetz, welchem selbst die Götter sie nicht entziehen konnten⁶⁸). Es war also ein Ausspruch der höchsten Weltmacht; weshalb auch der Tod, als dessen entschiedenste Verwirklichung, ein von ihr Verhängtes, — wenn auch erst die Götter, dann des Menschen Weisheit oder Thöricht, Frömmigkeit oder Verbrechen Zeit und Weise desselben mehr oder weniger abändern konnten. Da nun Vergänglichkeit für alles Entstandene, der Tod für alle Menschen schließlich unvermeidlich, und auch für die den letzteren zugetheilte Spanne Zeit — dem Gesetze des Wechsels nach — kein bleibendes Wohlergehen zu hoffen stand, so konnte es auch als eine Gesetzeswidrigkeit angesehen werden, wenn ein Mensch ungetrübte Glückseligkeit zu besitzen wähnte oder anstrebte.

Das Weltall war aber jener Anschauung zufolge auch in der Beziehung eine Hierarchie, daß den Himmelsgöttern eine bestimmte Herrschaft über die ephemeren Menschen zugewiesen war, das Schicksal jedoch sich die Oberherrschaft über Götter und Menschen vorbehalten

67) *Hinb. Myth. X. 27: ἡ χαλκὸς οὐρανὸς ὄψκος ἀμφοτέρων ἄνθρωποις δὲ βροτοῦ ἐθνὸς ἀγλαΐαις ἀπτομοσθα, περαινὶ πρὸς ἔσχατον πλοον.*

68) *Menelaos (Od. IV. 561 ff.), Ganymed (Il. XX. 234 ff.)* und wenige Andere kann man nicht dagegen anführen, da Ausnahmen die Regel bestätigen.

hatte. Die Herrschaft der Götter bestand dann näher darin, daß sie nach Belieben die Freuden und Leiden, die nicht bereits durch die höchsten Bestimmungen des Schicksals verhängt waren, zu vertheilen hatten⁶⁹). Der Naturmensch kennt aber zunächst keine anderen Freuden und Leiden, als diejenigen, welche entweder unmittelbar aus dem Genuße oder Entbehren, oder demnächst aus dem Gebrauche der Naturgaben, also des von den Göttern Verliehenen entspringen. Alle Erdenwesen waren sich hierin gleich; jedes empfing von den herrschenden Mächten jegliches Werthvolle, wogegen diese auf alle Weise, — durch Gebete, Opfer, Aufzüge und Feste, — zu ehren, d. h. als Herrscher, als die Gewalt habenden anzuerkennen, also ihnen zu huldigen — für Schuldigkeit gehalten wurde⁷⁰). Wollte daher ein Mensch durch eigenen Will mehr als das Verliehene erringen, schien ein Erdenwesen auch nur irgendwie eine Selbstherrschaft über seine Mitwesen ausüben zu wollen, so mußte dies als strafbarer Uebermuth angesehen werden, als ein vermessenenes Eingreifen in die Herrscherrechte der Götter, welchen allein das eigentliche Herrschen vom Schicksale zuertheilt war. Darum trifft, nach Herodot's Vorstellung, der Blitz die höchsten Bäume und die größten Thiere; darum unterliegen große Heere, die das Mittel sind, zur Weltherrschaft zu gelangen; darum wird Prometheus an den Felsen geschmiedet, weil er gegen Zeus Willen das Geschlecht der Menschen erhielt, „daß sie nicht zerscheitert würden in des Hades Schlund,“ weil er aus eigenem Belieben „vom künftigen Loos wandte der Menschen Blick, indem er die blinden Hoffnungen in sie legte,“ weil

69) So sagt noch Hermodimus in Xenophon's Denkwürdigkeiten I. c. 4 §. 47: „Bekannt ist, daß sowohl die Griechen, als die Barbaren dafür halten, daß die Götter alles Seiende und Zukünftige wissen; daher erforschen alle Städte und Völker durch die Antik die Götter, was zu thun fromme, was nicht. . . Sie können uns wohlthun — und scheiden; deshalb beten wir zu ihnen.“ —

70) Noch Sokrates in Xenophon's Haushaltungskunst c. 2 §. 5 bemerkt dem reichen Kritobulos: „er sei genöthigt, häufige und große Opfer zu bringen, wenn er nicht Göttern und Menschen verhaßt werden wolle; — aber auch — sonst würden weder die Götter, noch die Menschen ihn dulden.“ Und c. 5 §. 3 preist er den Ackerbau, weil er mit Fleißgucht verbanden, „so daß wir zugleich Opfer erhalten, uns die Götter gnädig zu machen, und Nahrung für uns selbst.“ Und ausdrücklich §. 12: ἐν δὲ, ἢ γὰρ θεῶν ὄψα, — τοὺς ἀρίστους θεράπευοντάς αὐτήν, κλιστὰ ἀγαθὰ ἀντιποιεῖ.

wohl deshalb, weil sie denselben gehorchen mußten, weil ihre Herrschaft, ihr Belieben durch sie beschränkt war, wie Macht und Willkür der Menschen zugleich durch diese und jene. Unerstrebbar war den Menschen der Himmel⁶⁷), unverbrüchlich aber auch für die Himmelsgötter Ausspruch und Gesetz der hehren Schicksalsmacht.

Wie sich auf diese Weise der Beobachtung die Mannigfaltigkeit der Wesen zu einer großen Welthierarchie gestaltet hatte, so ergab sich dem verallgemeinernden Nachdenken auch eine Hierarchie von Gesezen, welche alle Erscheinungen beherrschten.

Zu höchst stellte sich natürlicherweise das Gesetz der Hierarchie selbst, wonach kein untergeordnetes Wesen in die eigenthümliche Sphäre des höheren eingreifen darf. Den beiden untergeordneten Kreisen eigenthümlich war das Gesetz des Wechsels, welcher sich dann näher für die Gestirne zu dem des Kreislaufes, für die irdischen Wesen zu dem der Vergänglichkeit bestimmte.

„Was entstanden ist, muß auch vergehen,“ dies war für die Menschen das allgemeine Gesetz, welchem selbst die Götter sie nicht entziehen konnten⁶⁸). Es war also ein Ausspruch der höchsten Weltmacht; weshalb auch der Tod, als dessen entschiedenste Verwirklichung, ein von ihr Verhängtes, — wenn auch erst die Götter, dann des Menschen Weisheit oder Thorheit, Frömmigkeit oder Verbrechen Zeit und Weise desselben mehr oder weniger abändern konnten. Da nun Vergänglichkeit für alles Entstandene, der Tod für alle Menschen schlechthin unvermeidlich, und auch für die dem letzteren zugetheilte Spanne Zeit — dem Gesetze des Wechsels nach — kein bleibendes Wohlergehen zu hoffen stand, so konnte es auch als eine Gesetzwidrigkeit angesehen werden, wenn ein Mensch ungetrübte Glückseligkeit zu besitzen wüßte oder anstrebte.

Das Weltall war aber jener Anschauung zufolge auch in der Beziehung eine Hierarchie, daß den Himmelsgöttern eine bestimmte Herrschaft über die ephemeren Menschen zugewiesen war, das Schicksal jedoch sich die Oberherrschaft über Götter und Menschen vorbehalten

67) *Hind. Myth. X. 27: ἡ χαλκὸς οὐρανὸς ὄνκος ἀβύσσου ἀντὶ ὄσταις δε βροτῶν ἔθνος ἀγλαΐαις ἀπτομεσθα, περικνεῖ κρος ἔρχατον πλοον.*

68) *Menelaos (Od. IV. 561 ff.), Ganymed (Il. XX. 234 ff.)* und wenige Andere kann man nicht dagegen anführen, da Ausnahmen die Regel bestätigen.

hatte. Die Herrschaft der Götter bestand dann näher darin, daß sie nach Belieben die Freuden und Leiden, die nicht bereits durch die höchsten Bestimmungen des Schicksals verhängt waren, zu vertheilen hatten⁶⁹). Der Naturmensch kennt aber zunächst keine anderen Freuden und Leiden, als diejenigen, welche entweder unmittelbar aus dem Genuße oder Entbehren, oder demnächst aus dem Gebrauche der Naturgaben, also des von den Göttern Verliehenen entspringen. Alle Erdenwesen waren sich hierin gleich; jedes empfing von den herrschenden Mächten jegliches Werthvolle, wogegen diese auf alle Weise, — durch Gebete, Opfer, Aufzüge und Feste, — zu ehren, d. h. als Herrscher, als die Gewalt habenden anzuerkennen, also ihnen zu huldigen — für Schuldigkeit gehalten wurde⁷⁰). Wollte daher ein Mensch durch eigenen Wiß mehr als das Verliehene erringen, schien ein Erdenwesen auch nur irgendwie eine Selbstherrschaft über seine Mitwesen ausüben zu wollen, so mußte dies als strafbarer Uebermuth angesehen werden, als ein vermessenenes Eingreifen in die Herrscherrechte der Götter, welchen allein das eigentliche Herrschen vom Schicksale zuertheilt war. Darum trifft, nach Herodot's Vorstellung, der Blitz die höchsten Bäume und die größten Thiere; darum unterliegen große Heere, die das Mittel sind, zur Welt Herrschaft zu gelangen; darum wird Prometheus an den Felsen geschmiedet, weil er gegen Zeus Willen das Geschlecht der Menschen erhielt, „daß sie nicht zerscheitert würden in des Hades Schlund,“ weil er aus eigenem Belieben „vom künftigen Loos wandte der Menschen Blick, indem er die blinden Hoffnungen in sie legte,“ weil

69) So sagt noch Hermotimus in Xenophon's Denkwürdigkeiten I. c. 4 §. 47: „Bekannt ist, daß sowohl die Griechen, als die Barbaren dafür halten, daß die Götter alles Seiende und Zukünftige wissen; daher erforschen alle Städte und Völker durch die Mantik die Götter, was zu thun fromme, was nicht. . . Sie können uns wohlthun — und schaden; deshalb beten wir zu ihnen.“ —

70) Noch Sokrates in Xenophon's Haushaltungskunst c. 2 §. 5 bemerkt dem reichen Kritobulos: „er sei genöthigt, häufige und große Opfer zu bringen, wenn er nicht Göttern und Menschen verhasst werden wolle; — oder auch — sonst würden weder die Götter, noch die Menschen ihn dulden.“ Und c. 5 §. 3 preist er den Ackerbau, weil er mit Viehzucht verbunden, „so daß wir zugleich Opfer erhalten, uns die Götter gnädig zu machen, und Nahrung für uns selbst.“ Und ausdrücklich §. 12: ἐν δὲ τῇ θεῶν ὄψει, — τοὺς ἀγίστους θεράπευοντάς αὐτήν, πλείονα ἀγαθὰ ἀντιποιεῖται.

er eigenmächtig ihnen das Feuer schenkte, „wodurch sie lernen werden manche Kunst“⁷¹⁾).

„Des soll er den Göttern büßen“ . . . „lernen soll
„Er die Herrschaft Zeus Kronion's ehren“⁷²⁾).

Beginnt die Denkhätigkeit damit, das unmittelbar Vorhandene zu nennen, zu bestimmen, und das Mannigfaltige zur Einheit zu verknüpfen, forscht sie dann nach der unmittelbaren Ursache des Vorhandenen, so geht sie demnächst von dieser nothwendig zurück auf den eigentlichen Beweggrund derselben, der in der That nichts anderes ist, als der Endzweck selbst; denn jede Bewegung ist ein Hinstreben zu einem Ziele, ein Verlangen, dasselbe zu erreichen, mithin durch dasselbe hervor gebracht. Ehe jedoch der Endzweck erreicht ist, ist er, nur als Mangel desselben in der Ursache und als solcher — Beweggrund.

Daß nun alles Irdische stetem Wechsel und unvermeidlichem Zugrundegehen unterworfen, daß höhere Mächte die Urheber hiervon seien, und daß kein Sterblicher ungestraft diesen Verhältnissen sich entziehen könne, — hatte sich dem Nachdenken ergeben.

Als nun bei zunehmender äußerlicher Freiheit auch der denkende Geist immer beweglicher wurde und die Frage in ihm aufstieg, warum denn Alles so geordnet sei, wie er es sich vorstellte, was denn der Beweggrund sei, jenes bestimmten Herrschens der höheren Mächte, da führte sowohl die Sache selbst, als die Bildungsstufe, auf welcher das heroische Griechenvolk stand, zunächst jene Antwort herbei, welche uns zu dieser Erörterung Veranlaß gegeben.

Da, wo die Menschen vermeintlich nach göttlicher Anordnung und unvordenklich kastenartig geschieden sind, erzeugen Gewohnheit, Ehrfurcht vor dem Göttlichen und dem Aetherkömmlichen häufig jene Apathie, welche weder Neid noch Herrschbegierde aufkommen lassen. Wo hingegen, wie in Griechenland, der Mensch durch Kraft und Muth die höchste Macht und Ehre, und Ruhm und Reichthum erringen kann, da erwacht auch in den Starcken Herrschbegierde, in den Schwachen Neid gegen die ihn Ueberragenden, und in diesen und jenen Eifersucht gegen ihres Gleichen, so wie in den Herrschern gegen die Aufstrebenden. So legt denn auch Herodot dem Bruder des Xerxes die Bemerkung in den Mund: „die Hellenen hätten die Gewohnheit, die Glücklichen zu beneiden, und die Mächtigen zu hassen“⁷³⁾, und eben so macht Xenophon den Athenern zum Vorwurf, daß sie sich rühmten,

71) Heschl. Prom. 232. 235 ff. 248 — 255. 442 — 445.

72) Ebd. 9 ff.

73) VII. 236.

ihre Magistrate zu verrachten und daß sie unter einander streiten und beneiden⁷⁴⁾, und Aeschylus meint:

„Wohl angeartet ist es wenig Sterblichen,
„Zu ehren ohne Mißgunst hochbeglückten Freund“⁷⁵⁾.

Kann nun ein solcher darüber nach, warum das allgewaltige Schicksal alle irdischen Wesen wieder in ihren Untergang hinabziehe, warum das liebe Leben so bald enden, warum sogar jeder Freude ein Schmerz gesellt sein, warum der Mensch sein Aufstreben den Göttern büßen müsse, — so war es natürlich, daß er die ihm selbst gewöhnlichen Beweggründe auf die höheren Mächte übertrug und von Neid und Eifersucht der Götter zu sprechen kein Bedenken trug.

Aber es bot sich ihm auch ohnedies kein anderer zureichender Beweggrund dar. Folgt jeder Freude ein Schmerz, endet eine Strafe erst mit dem Tode, und mit dem Tode das ganze Dasein, so kann der Endzweck des Schmerzes, der Strafe und des Todes nicht im Erleidenden, überhaupt nicht im Menschen, sondern er muß in demjenigen aufgesucht werden, der Schmerz und Strafe und Tod verhängt. Wie nun dem menschlichen Gefühle jedes Uebel nur dadurch wahrhaft gerechtfertigt erscheint, wenn dasselbe sich ihm als Mittel, als Bedingung, als Uebergang zu Gutem, zu Besserem für den Leidenden selbst darstellt, so kann ein Uebel, welches in Vernichtung des Leidenden ausgeht, seinen wirklichen Endzweck nur in der Selbstbefriedigung des Leidverhängenden haben, und diese Befriedigung ist nothwendig eine selbstische.

Nimmt also die selbstseltige, machtvolle Gottheit dem glücklichen Menschen seine Freuden oder vollends sein Leben, ohne daß dies als Vorbereitung oder Uebergang zu einem höheren, glücklicheren Dasein angesehen werden muß, dann muß auch der Mensch denken, daß die Gottheit ihm Glück und Leben nicht gönne, daß sie mißgünstig, daß sie neidisch sei. Wie dann auf dieser Bildungsstufe jeder Mensch seinen Rang, seinen Vorzug gegen Tieferstehende zu behaupten sucht⁷⁶⁾, ihr Aufstreben mit eifersüchtigen Augen bewacht, und eifernd zurückdrängt, so überträgt er diese Beweggründe auch auf das Walten der Götter, — eben weil nur diese dasselbe, wenn auch nicht rechtfertigen, so doch erklären können.

74) Memorab. III. c. 5. §. 16.

75) Agamem. 831 ff.

76) So heißt es noch bei Pindar (Pyth. I. 85):

— „da Neid besser als Mitleiden ist,
„Strebe dem Herrlichen nach.“

Wir glauben hiezmit anschaulich gemacht zu haben, wie solche finstere Vorstellungen⁷⁷⁾ sich dem Schönheitsliebenden Griechen aufdrängen mußten, und schon die oben angeführte Stelle aus Herodot dürfte genügen, um zu erweisen, daß jene Bezeichnungen wirklich in dem Sinne gebraucht worden, in welchem wir sie hier genommen. Einige weitere Bemerkungen und Anführungen mögen jedoch die eben aufgestellte Behauptung bekräftigen.

5.

Um vorläufig darzuthun, daß die Griechen, so lange ihre Nationalreligion ihre Eigenthümlichkeit behauptet, — also etwa bis auf Sokrates, — das menschliche Dasein mit dem Tode für gegenbet hielten, erinnern wir nur nebst den bereits angeführten Stellen aus ihren beliebtesten Dichtern, an den Philosophen Xenophanes von Kolophon, der Anfangs des 6. Jahrhunderts v. C., wie der Prediger Salomo⁷⁸⁾, lehrte: „denn aus der Erde ist Alles, und Alles wird wieder zur Erde“⁷⁹⁾; dann an Theognis, der zur Zeit des ersten persischen Krieges lebte, und wiederholt seinen Zeitgenossen zurief:

„Rühe die Jugend, o Herz, bald wohnt ein andres Geschlecht hier,
 „Und von dem Grabe bedeckt lieg' ich ein moderner Staub.“ — und:
 „Wohl, so genuß, was Gutes dir ward, denn doppelte Jugend
 „Geben die Götter dir nicht, noch von dem Tode befreit.
 „Sinen der Menschen ein mildes Geschick“⁸⁰⁾.

Darum ist auch Pindar, wie allen vorsokratischen Dichtern und Denkern, verständiger Genuß des Lebens, blühende Nachkommen-schaft und Ruhm das Höchste⁸¹⁾, und —

77) Selbst bei Sophokles wird im ras. Ajax 610 ff. die Klage laut: — „stets harrend in Furcht, zu schauen das entschlichere Gebiet des verborgenen Hades!“

78) III. 20. „Alles wandelt nach einem Ort; Alles entstand aus Staub, Alles kehret wieder zu Staub.“

79) B. 25 bei Kirner, Hdbuch. der Gesch. der Philos. I. Anh. S. 47.

80) R. 27 und 30 in „Leben und Kunst der Alten von Fr. Jacobs. Bd. I.

81) Pyth. II. 56. X. 22 ff. XII. 28 ff. Rem. I. 31 ff. IV. 6. VIII. 35 ff. X. 87. Isthm. V. 13 ff. VI. 9 ff.

... „wer gesunde Gegensätze weiset,
 „Zum vollgündigen Gute den ehrenden Ruf fügend,
 Der strebe nicht tödlich Gott zu werden“⁸²).
 Denn — „es verhält kein Staub des Ruhms
 „Edlen Schmutz auf Freundes Grab“⁸³), — und
 „Nach dem Gewährlichen durch Götterhuld ziemt der Wunsch aus
 sterblicher
 „Brust und zu seh'n vor dem Fuß, welch' Loos das unsr' ist.
 „Liebes Herz, nicht trachte nach ew'gem Besteh'n (*βίον
 ἀθάνατον*),
 „Sondern zieh' ausschöpfend ein haltbares Seil“⁸⁴).
 Darum nicht — „zu weit ausdehne das Ziel des Bemühens. Kurz ist an Maß
 für Menschen die günstige Zeit“⁸⁵).
 „Des Tages Kinder (*ἐπαμφοί*) — was sind wir, was nicht? Des
 Schattens Traum (*οἴαιος ὄναρ*)
 „Sind Menschen“⁸⁶).
 Darum „wo zu vielem Besitztum Würde des Ruhmes sich aufhebt,
 „Soll, wer sterblich ist, sodann nicht weiter hinaus mit dem Fuß mehr
 jagen auf ein andres Ziel“⁸⁷).
 „Menschen ziemt menschliches Theil“⁸⁸).

Endlich wird selbst noch bei Aeschylus und dem göttlichen
 Sophokles das Fortwähren in „der Erde und ihren Finsternissen“ nur
 als der unerweckliche Schlaf eines schattenartigen Wesens, oder als
 ein kraft- und freudenloses Wandeln der Vernichtung beinahe gleich-
 gestellt⁸⁹).

Ebenso wird nur aus dieser Lebensansicht die allgemein herrschende

82) Olymp. V. 23 ff.

83) Olymp. VIII. 79 ff.

84) Pyth. III. 59 ff.

85) Pyth. IV. 286 ff.

86) Pyth. VIII. 99 ff. vgl. Aeschyl. Prom. 548 ff. und 263.

87) Rem. IX. 46 ff.

88) Isthm. V. 18: *θῦρα θῦραισι περὶ*. — Die Stelle im 2ten
 Olymp. Gesang. 62 — 93, wo von einer jenseitigen Vergeltung und einem
 (3000jährigen) Wege des Zeus nach Kronos Burg (vgl. Plato De leg.
 IV. p. 715 und Phädrus) die Rede, steht vereinzelt da, ist aller Wahr-
 scheinlichkeit nach eine spät aus Egypten eingewanderte, nur von Wenigen —
 Wissenden — Eingeweihten aufgenommene Vorstellung (vgl. Herod. I. 123).
 Sie kann eben so wenig für Unsterblichkeitsglauben des Pindarischen, wie
 Od. XI. 602 mit dem *αἶψος* des Herakles für den des Homerischen Zeitalters
 angeführt werden. Auch Kreuzer Symb. 2 X. II. 456 bemerkt, daß in der
 Ilias die Heldenleiber mit *αἶψος* bezeichnet werden.

89) S. u. X. Aesch. Pers. 684. 835 f. 913. Agam. 470 ff. 1462 f.
 Sophokl. Antig. 74 ff. 89. 484 ff. 880. 905 ff. Philoſ. 1207. 1214.

Meinung erklärbar, daß überhaupt schon in diesem Leben das Maß der Freuden und Leiden für Jeden sich gleichstelle, und daß schon hier jedem Vergehen seine Strafe folge; wenn jedoch ausnahmsweise ein Verbrecher unbefraft dahin sterbe, die göttliche Rache an dessen Kindern oder Kindeskindern sich vollführe. So heißt es z. B. in der *Solonischen Elegie*, welche die Knaben zu Athen zu singen pflegten:

„Der büßt gleich; erst spät wohl ein Anderer; aber entflieht auch
 „Einer, und findet die Hand rächender Götter ihn nicht,
 „Endlich erscheint sie gewiß. Dann büßen noch Kinder der Kellern
 „Unthat, schuldlos selbst, oder das späte Geschlecht“⁹⁰).

Und was noch entscheidender ist, nach Herodot erklärt die *Pythia* dem *Kroisos*, er büße, was sein Ahn im fünften Grade verbrochen habe, und ohne ihn hätten es *Kroisos* Kinder büßen müssen⁹¹), und ebenso legen die *Achäer*, auf Befehl des *Drakels*, den Nachkommen des *Athamas* Strafe auf, die dieser verwirkt hatte⁹²). Die Hauptstelle aber, wo Herodot vom Glauben an Unsterblichkeit der Seele spricht, beweist, daß darunter nur etwa eine bewußtlose Seelenwanderung gemeint war, und daß auch dieser Glaube nur von einigen Griechen angenommen worden. Er bemerkt nämlich (I. 123): „Zuerst haben die *Egypter* auch diesen Satz ausgesprochen, daß die Seele des Menschen unsterblich sei. Denn wenn der Leib hinfriede, so fahre sie in ein anderes Thier hinein, welches immer gerade zu dieser Zeit geboren werde. Wenn sie aber durch alle Land- und Seethiere und Vögel gelaufen sei, so gehe sie wieder in den Körper eines Menschen ein, den Umlauf aber mache sie in dreitausend Jahren. Diesen Satz haben einige Hellenen angenommen, die einen früher, die anderen später, als komme er ihnen eigenthümlich zu; deren Namen weiß ich wohl, will sie aber nicht sagen.“ —

Aber, auch abgesehen davon, daß diese Lehre, — wie *Heeren* bargethan hat⁹³), — nicht ägyptischer Volksglaube, sondern spät

90) S. 29. ff. bei *Jacobs* II. 328. Darum bezeichnet auch noch *Aeschylus* den *Zeus* als unverföhnlich und unföhnbar (*Prom.* 34. 162. 185 u.), und *Sophokles* spricht auch von einem Gott, „der keine Sühne kennt“ (*Antig.* 599).

91) I. 91.

92) VII. 197. — So bricht selbst noch *Sophokles* (*Antig.* 584 ff.) in die Klage aus: „welcher Haus je Götter erschütterten, niemals läßt Fluch die los.“ —

93) *Jdeen* II. 2. S. 192 ff.

entstandenes Priesterphilosophem oder Theologumenon gewesen, — liegt derselben keineswegs der Gedanke an persönliche Fortdauer zum Grunde, sondern vielmehr die indische Ansicht, von einer alle Einzelwesen durchwandernden allgemeinen göttlichen Weltseele, welche sich eben so wenig mit der gesammten egyptischen Oekonomie des Todtenreiches, als mit der übrigen Lebensansicht der Griechen vereinigen läßt.

Was zunächst den egyptischen Volksglauben betrifft, so stimmen wir vollkommen der Ansicht Heeren's bei, welcher des Dafürhaltens ist, daß in der Vorstellung der Egypter die persönliche Fortdauer „an die Fortdauer des Körpers geknüpft war“⁹⁴). Er stützt sich hierbei mit Recht vor Allem auf Diodor (I. 60 f.), welcher sich folgendergestalt darüber äußert: „Die Egypter halten den Zeitraum des hiesigen Lebens für sehr geringfügig, schätzen aber um so mehr ein ruhiges Leben nach dem Tode. Sie nennen daher auch die Wohnungen der Lebendigen nur Herbergen, in welche wir gleichsam auf kurze Zeit einkehrten; die Grabmäler der Verstorbenen hingegen heißen bei ihnen ewige Wohnungen, weil die Todten in der Unterwelt eine unermessliche Zeit fortbauern. Daher wenden sie auch auf die Erbauung ihrer Häuser wenig Mühe, auf ihre Grabmäler aber unglaubliche Kosten und Sorgfalt.“ — Diese Ansicht erklärt dann ferner, wie Heeren richtig bemerkt, sowohl die sorgfältige Bereitung der Mumien⁹⁵), als die Anlage und Ausschmückung der Felsengräber und die Erbauung der Pyramiden⁹⁶). Nur durch sie endlich erklärt sich die Abhaltung des sog. Todtengerichtes, welches je nach der guten oder schlechten Lebensführung das Begräbniß gewährte oder versagte, womit doch ursprünglich wohl nur gemeint sein konnte, den Verstorbenen entweder in das Todtenreich eingehen, also fortbauern zu lassen, oder durch Ausschließung der natürlichen Vernichtung preis zu geben. Wir erinnern hier auch beiläufig an eine von Plutarch (de Is. et Os.)⁹⁷

94) Ideen II. 2. S. 195 ff.).

95) Herod. II. 86 — 88. — Durch die Einbalsamirung blieben, wie Plato im Phädon bemerkt, die Körper eine unglaubliche Zeit lang ganz, und wenn sie zuletzt auch theilweise vermoderten, blieben doch Knochen und Anderes gleichsam unsterblich.

96) Heeren S. 196 ff. vergl. Herod. II. 124 wonach Cheops, Erbauer einiger Pyramiden, dieselben zu Begräbnissen bestimmte, und Kuppell in seinen Reisen in Arabien S. 114 ff. und 383 f., wo er die pyramidalischen Sepulcralmonumente zu Meros beschreibt.

97) Seine eigene Ansicht spricht er u. a. in der Abhandlung über d.

angeführte Meinung in Egypten, wonach „diejenigen Seelen der Verstorbenen, welche fortdauern, allein in den (heiligen) Thieren aufleben und wiedergeboren werden sollen“⁹⁸). Dann auch an derselben Bemerkung (ebend. S. 477): „der Umstand, den die Priester „heutiges Tages ganz verwerfen oder geheim halten, oder doch mit der „größten Vorsicht davon sprechen, daß nämlich Osiris über die Verstorbenen herrsche, verurfsache bei gar Vielen eine große Verwirrung, da sie „sich gemeinlich vorstellen, daß der so heil. und verehrungswürdige Osiris auf und unter der Erde wohne, wo doch die Leiber derjenigen, „die vernichtet zu sein scheinen, begraben werden.“ Erst später mag sich dann die Vorstellung von einem unterirdischen Todtengerichte über Gute und Böse ausgebildet haben⁹⁹).

Was dann im Allgemeinen die Ansichten der Griechen betrifft, so ist zunächst noch an denselben Diodor (l. c. 93) zu erinnern, welcher nach Anführung der ägyptischen Todtengerichtsordnung bemerkt: „die „Griechen haben es erdichteten Fabeln und berühmten Dichtern „überlassen, diese Vorstellungen von Belohnung der Frommen und „Bestrafung der Bösen geltend zu machen. Allein dies vermag so „wenig die Menschen zum rechtshaffenen Leben zu reizen, daß vielmehr „umgekehrt, diese Fabeln von Schlecht denkenden verspottet und verachtet werden.“

Wie dem aber auch sei — gewiß war es besonders die gute Hoffnung auf anderes, besseres Leben, die in den Mysterien erweckt wurde, — welche denselben so hohes Ansehen und so weite Verbreitung gegeben hat¹⁰⁰). Hätte das Volk an persönliche Fortdauer geglaubt, so würden die Mysterien wohl schwerlich jene hohe Bedeutung gewonnen haben.

Wie nun nur der Glaube, daß der Mensch nach dem Tode nicht persönlich fortdauere, die Vorstellung erklärt, daß die Nachkommen für

Inscr. III. 508 dahin aus: „im Grunde können wir auf Existenz „gar keinen Anspruch machen; sondern eine jede sterbliche Natur schwebt immer „zwischen Entstehung und Untergang, und giebt bloß ein Phantom, eine dunkle „und ungewisse Meinung von sich selbst“ etc.

98) Uebers. v. Kaltwass. III. 467.

99) So glaubten ja auch mehrere der Kirchenväter, daß die sündhaft Verstorbenen ganz vernichtet und nur die Guten mit ihren irdischen Leibern wieder auferstehen würden.

100) „Namentlich — hem. O. Müller in s. Prologomenen „S. 255 — ist es doch keinem Zweifel unterworfen, daß man die Mythen auf „irgend eine Weise über das jenseitige Leben beruhigt entließ.“

das von ihrem Ahn nicht geführte Vergehen Strafe oder vielmehr die Rache des beleidigten, erzürnten Gottes zu erleiden haben, so erklärt diese Meinung dann auch die Vorstellung vom Neide der Götter. Neid und Rache sind engverworfene Leidenschaften, deren gemeinsame Mutter die natürliche Selbstsucht ist. Wer um einer ihm zugefügten Beleidigung willen seinen Zorn an den unschuldigen Nachkommen des Beleidigers ausläßt, der will durch diese Machtäußerung nur sich selbst befriedigen, nur die in ihn gesetzte Verneinung aufheben, sich selbst Gefühl und Bewußtsein fortbestehender Machtvollkommenheit geben; eine solche Gewaltthat ist nichts anderes, als jene bei allen rohen Völkern gewöhnliche Blutrache¹⁰¹⁾, und erst spätere Bildung hat in solcher Götterache einen Beweis der Unverbrüchlichkeit des Rechtes und der Gerechtigkeit finden wollen. Der Neid der griechischen Götter ist nun nichts anderes, als eine Aeußerung eben derselben Selbstsucht, welche sich auch durch das unschuldige Glück von Wesen herabgesetzt und verletzt fühlt, die ihrer Stellung in dem großen Welthaushalte nach nur auf ein gemischtes, durch Leiden beschränktes Glück Anspruch zu machen haben.

So wird, wie schon erwähnt, selbst der Heros Prometheus bei Aeschylus nicht nur deshalb gestraft, weil er die Menschen, die nur Taggeschöpfe sind (W. 253 u. 548), den Gebrauch des Feuers gelehrt, der nur dem Hephaistos zugetheilt war, sondern auch deshalb, weil er sie, die Zeus vernichten wollte, um ein neues Menschengeschlecht zu pflanzen, erhalten (W. 231 ff.), und weil er sie den Tod nicht vorschauen ließ, indem er „blinde Hoffnungen unter ihnen pflanzte“ (W. 248 ff.), überhaupt, weil er diesen Taggeschöpfen mehr Liebe bewies, als des Neugottes Zeus grundlose Willkühr gestattete (W. 11. 28. 123. 253 ff. 442 ff.). — Hat nicht auch den Asklepios — „den Meister der Kunst

„Tode zu wecken, vertilgt
„Zeus und vernichtet“¹⁰²⁾,

weil er Hippolyt von den Todten erweckt? Hierhin rechnen wir selbst noch die Bemerkung des Ischomachos in Xenophon's Haushaltungskunst (VIII. 16): „Wann einmal der Sturm auf dem Meere „da ist, dann ist keine Zeit zu suchen, was man braucht“, denn die „Gottheit bedroht und bestraft die Sorglosen! Man muß schon

101) Selbst Sophokles hält Nachkommenschaft besonders deshalb für wünschenswerth, damit sie den Vätern zugefügtes Unrecht rächen könne (Antig. 643 f.).

102) Aeschyl. Agam. 1020 ff.

„zufrieden sein, wenn sie die nur nicht vertilgt, die sich
 „nichts zu Schulden kommen lassen, und dem Himmel herz-
 „lich danken, wenn er uns bei der sorgfältigsten Erfüllung unsrer Pflich-
 „ten rettet;“ — und (XI. 8): „Da ich glaube bemerkt zu haben, daß die
 „Götter den Menschen, ohne Kenntniß von den Pflichten und ohne sorg-
 „fältige Erfüllung derselben, Glück des Lebens durchaus versagt haben,
 „und selbst unter den einsichtsvollen und sorgsamem einigen ein glückli-
 „ches Leben schenken, und anderen nicht, so lasse ich's mein Er-
 „stes sein, die Götter zu verehren“ u.

6.

Aus dem angedeuteten Zusammenhange, in welchem mit der ur-
 sprünglichen und herrschend gewordenen Weltansicht der Griechen die
 Vorstellung vom Neide der Götter stand, erklärt sich ebenwohl, daß sie
 nur mit dieser selbst völlig verschwinden konnte. So lange die Götter
 selig und unsterblich, die Menschen hingegen mühebeladen, noth-
 wendigem Uebergange von Freud' und Leid und der Vernichtung unterwor-
 fen blieben, mußten diese neidisch zu jenen aufsehen und diese ihre
 schmerzliche Empfindung in die Götter selbst reflectiren, da es nur als
 Neidischkeit angesehen werden konnte, wenn jene mächtigen Wesen
 keinen Menschen an ihrer Seligkeit Theil nehmen lassen wollten.

Wohl stiegen, als das Ungenügende der Staats- und Volksreligion
 die Ausbreitung der Mysterien förderte, aus ihrem feierlichen Dunkel
 freundliche Hoffnungen, wie schöne Sternbilder auf; — wohl ging,
 genährt von ihrem Lichte und durch eigenen hohen Geistes und kräftigen
 Rechtsgefühles Forderungen verstärkt den Griechen, ja der ganzen dama-
 ligen gebildeten Welt in Sokrates ein heller Morgenstern des Glau-
 bens, der Liebe und des Hoffens am geistigen Himmel auf¹⁰³), welchen
 Plato zum lichten Morgenrothe verklärte; aber dem Glauben fehlte
 noch die lebendige Offenbarung, der Liebe noch der Beweis der Gegen-
 liebe, der Hoffnung noch die heilige Zuversicht, die nur aus jenen bei-
 den sich erzeugen konnte.

103) Auch der Morgenstern hat und zeigt uns noch eine Nachtseite. So
 finden sich auch noch bei Sokrates neben den lichtesten — nächtliche Vorstel-
 lungen aus seiner Vorzeit, wie u. a. die im Früheren aus Xenophon ange-
 führten Stellen. Bezeichnend für seine Stellung ist besonders, wenn er bei
 Xenoph. (Haushalt. c. 10 §. 1) sagt: „viel süßer ist es mir, von der
 „Tugend einer lebenden Frau zu hören, als wenn mir Zeusis ein schönes
 „Weib im Bilde zeigt.“

Mochte immerhin deshalb von Sokrates die Güte Gottes gepriesen werden ¹⁰⁴), mochte Plato wiederholt versichern, „die Gottheit sei nicht neidisch“ ¹⁰⁵), und diese Versicherung von seinen zahlreichen Jüngern und Verehrern erneuert werden ¹⁰⁶), — diese Protestationen bewiesen gerade die Fortdauer der Vorstellung, gegen welche sie gerichtet waren. Dem Morgenrothe der Sokratisch = Platonischen Weisheit gegenüber lagerten noch die Nebelwolken des alten Götter- und Verhängnissglaubens.

Erst als den Menschen zur Vorstellung kam, daß der Allgott selbst in seinem eingeborenen Sohne als Liebessonne über der Menschheit aufgegangen, daß dieser Sohn aus Liebe zu den Menschen vom Himmel herabgestiegen in das bitterste Leiden, daß er, Mensch geworden, verklärt durch Demuth, Liebe und Gehorsam bis in den Tod, wieder gen Himmel gefahren ¹⁰⁷), seinen Mitmenschen die Gewißheit ewigen Lebens als köstliches Verhältniß zurücklassend, erst als hiermit Pindar's „eherner Himmel“ selbst und zugleich das eherner Geschick des Todes ¹⁰⁸) im Feuer der Liebe und des Leidens — Gottes geschmolzen, — nun erst konnte und mußte auch der nachtgeborene Neid verschwinden, denn ein einziger ewiger Himmel war geöffnet und bereitet für den zur Gottheit aufstrebenden Menschen, wie für den zur Menschheit sich herablassenden Gott.

Mag dann auch dieses Himmelslicht gleich bei seinem ersten Ausstrahlen von irdischen Dünsten vielfach getrübt und gebrochen worden sein,

104) Xenoph. Denkwürd. I. 4. und IV. 4.

105) Phaedr. p. 322.

106) Kristoteles Metaph.

Lib. ssp. c. 6. v. 27. c. 7. v. 13. Philo.

Cicero.

Seneca.

Maxim. Tyr. serm. 25: invidia extra chorum coelestem sedes sibi constituit. — Pymander V. 42. Deus expers invidiae.

107) Wir glauben hiermit die wesentlich christliche Vorstellung bezeichnet zu haben, welche mancher theilweisen Entstellung ungeachtet, dennoch bis auf die neuesten Zeiten ihre welthistorische Macht und Bedeutung bewahrt hat.

108) Auf merkwürdige Weise finden die alten und die christlichen Vorstellungen sich verquittet bei Arnobius adv. gent., welcher die Seelen, ihrem Wesen nach sterblich, nur durch Gottes Gnadengeschenk unvergänglich werden läßt, (L. II. p. 47, edit. Hamburg. 1610), zu dessen Austheilung nur Christus eingesetzt sei (p. 53); — et nisi vos applicatis dei principis (Gott Waters) notioni, a corporalibus vinculis exolutos expectat mors saeva, — per fractum temporis cruciabilis poenae acerbitati consumens (p. 51).

mag immerhin sich eine noch tiefere Nacht ihm entgegenethürmt haben, welche dem Gott der Liebe noch Entsetzlicheres als Neid, welche ihm ein Vorausbestimmen zu ewigen Qualen beizumessen sich verzog, — die einmal über der Erde aufgegangene Sonne konnte wohl von Wolken und ausgeworfener Asche vorübergehend verfinstert, aber nicht ausgelöscht werden, und schon zerfließen die dichten Nebel und der volle Tag, ein wahrer Himmelssonnentag bricht an, um nicht mehr zu verschwinden. —

Ein Blick auf die letzten Zeiten der alten Welt.

Wie jedes Alter des einzelnen Menschen und der Menschheit seine eigenthümlichen Leiden, so führt auch ein jedes seine besonderen Trostgründe und Heilungsweise mit sich. Je tiefer und allgemeiner aber Schmerz und Noth, um so allgemeiner und kräftiger ist auch jedesmal die tröstende Botschaft und die dargebotene Hilfe. Darum wurde auch Christus ein Heiland, nicht nur Einer Zeit oder Eines Volkes, sondern vieler Jahrhunderte und bis jetzt schon mehr als eines Erdtheiles, weil er der jüdisch = griechisch = römischen Menschheit, welche die ganze gegenwärtige Welt, die einzige, deren sie gewiß geworden war, — verloren hatte, nicht nur einen jenseitigen, allvergeltenden Himmel verkündigte, — für Endliches das Unendliche, für Zeitliches Ewiges verheißend, — sondern ihr auch die seitens einen, Jedem erreichbaren, Vorhimmel eröffnete, — in der heimlichen Tiefe des reinliebenden, gottergebeneden und dadurch mit Gott im Geiste vereinigten Gemüthes. —

Sehen wir aber auf die alte Zeit, und näher auf die griechisch = römische Welt zurück, so zeigen sich uns mehrere sich steigernde Unglücksepochen und für dieselben jedesmal auch geistige Aerzte, deren Wirkungskreis, und mit diesem, deren Berühmtheit der Tiefe und Allgemeinheit des Unglücks entsprach.

Als das sittige, freie, schöne Leben der Griechen im und für den Staat durch die allgemeine Verrücktheit der Einzelnen, durch den nothwendigen ¹⁾ Sieg der besonderen Ueberzeugung und

1) Auf diese Nothwendigkeit deutet mit unverkennbarer Bezugnahme auf des Sokrates Wirksamkeit und Schicksal Plato im Politic. p. 92 ff. vergl. mit Apol. Socr. p. 42.

Willkür über Sitte, Gewohnheit und Ueberlieferung — zu Grunde gegangen war, — als eine materialistische Aufklärung, deren pestartige Ausbreitung schon Plato beklagte²⁾, und vergeblich sie durch seine geistreichen, aber selbst auch auf andere Weise aufklärenden³⁾ philosophisch-politischen Schriften zu heilen sich bestrebt, — mit dem angeerbten Glauben an die alten Götter auch die Hoffnung auf ein Jenseits, und mit beiden — auch nothwendig die Freude an der Gegenwart unterwühlt und zusammengeschüttelt hatte, — da schlug der alten Welt die erste große Leidensstunde.

Der Schmerz überwog im Leben. Nothwendig, — da der Mensch, wenn er den allgemeinen Schwerpunkt, in dem er ruhte, verloren hat und noch nicht seiner selbst als unendlicher Mitte inne geworden ist, von den streitenden Endlichkeiten hin und hergeschleudert und innerlich zerrissen wird.

Mehrere versuchten die Versöhnung⁴⁾. Sie blühten fortan der erste und letzte Vorwurf, — während die frühere Volksgenossenschaft ihr wirkliches Heil in der Schöpfung schöner Werke gefunden. Nun aber war die Frage nach dem Glückseligwerden des Einzelnen ebenso die allgemeinste Angelegenheit, wie in späteren katholischen Jahrhunderten die Frage nach den Mitteln zum Seelenheile und zur Sicherung gegen den überall offenen und verschlingenden Abgrund der Hölle. — Als eines goldenen Buches gedenkt Cicero der, uns verloren gegangenen, dem wesentlichen Inhalte nach aber wahrscheinlich von Cicero selbst erhaltenen⁵⁾ Schrift Crantor's „von der Trauer“ — in welcher er scharfsinnig alle Schmerzensarten „zusammengefaßt,“ und besonders darin dargezogen habe, „wie die Menschen gleichsam zur Abbüßung begangener Laster geboren wurden“⁶⁾.

2) Plato de Legibus L. X. 74 — 90, p. 110. 111. Ausdrücklich sagte er, nachdem die materialistische Lehre dargestellt: „ὄσσην λωβήην ἀνθρώπων νεων δημοσιῶν πολλὰ τε καὶ ἰδιοῖς οἰκοῖς.“

3) Im 2. und 3. B. de Republ. wird die Ueberlieferung vom Raisonnement reformirt, im Menexen. p. 282, ed. Bip. ist des Cicerone's Lehre gleichsam präformirt; — im 10. Bande der Gesetze wird ein Vernunftglaube construiert — u. s. w.

4) Cicero de consol. V. — qui de luctu minvendo ante nos scripserunt: quorum extant satis multa, sane sapienter litteris munita, in primisque a Theophrasto († 288 v. C.) Xenocrate († 314 v. C.) et Crantore († um 280).

5) — „Crantorem sequor“ sagt Cicero im Eingange zu der eben angeführten Schrift.

6) Cicero l. c. (Crantor) — „cujus legi brevem illum quidem,

Diese erste Theodicee, entsprungen aus der Urquelle menschlicher Bildung und Ueberlieferung, — aus Indien, und nach Griechenland herüber geströmt auf doppelten Wegen, im Süden über Aegypten, im Norden wohl vorzüglich durch Orphische Ueberlieferungen, hatte sich durch alle Freude, ja durch den göttlichen Kausch des griechischen Lebens hindurch erhalten, wahrscheinlich wurzelnd in den Mysterien⁷⁾, aber auch ausgesprochen von Pindar und den Tragikern, durch Pythagoras und den göttlichen Plato.

Um gleiche Zeit mit Krantor versuchten Epikur († 270 v. C.) und Zeno († um 260) die Frage: „wie der Mensch sich benehmen müsse, um des höchsten Genügens theilhaftig zu werden?“ — von entgegengesetzten Standpunkten aus zu lösen. Zwar isolirten beide bei Erörterung der Aufgabe das Diesseits vom Jenseits, oder brachten vielmehr das letztere — jener als keine, dieser als eine unbekannte Größe nicht mit in Rechnung, — da beide noch die irdische Wirklichkeit durch und für sich selbst mit sich ausgleichen wollten. Epikur aber bestimmte als Endzweck alles Daseins die möglichst große Summe des Vergnügens des Einzelnen für sich, und setzte alles Andere zum Mittel für diesen Zweck herab, als dessen Maßstab ihm die Empfindung galt⁸⁾. — Zeno hingegen erhob die unbedingte Gleichgiltigkeit und Unerforschlichkeit (*ἀπαθεια και ἀταραξία*) des, blos in und für sich einträchtigen, Gemüthes gegen alle Aeußerlichkeit — und das Bewußtsein dieser Freiheit zum einzigen Selbstzweck⁹⁾. —

sed vere aureum, et, ut Panaetio placuit, ad verbum ediscendam de luctu librum, quo acute universam doloris medicinam complexus est. Sed humane naturae incommoda ita diligenter et accurate expressit, ut quasi luendorum scelerum causa nasci homines, et in hanc lucem ingredi, possis agnoscere. Auch Diogenes Laertius sagt: *δανμαζεται δε αυτου μαλιστα βιβλιον το περι πενθους* (Lib. IV. c. 5. Nr. 6).

7) Cicero ap. August. lib. 4 contra Pelagium; „ex quibus humanae vitae erroribus et aerumnis fit, ut interdum veteres illi sive vates, sive in sacris initiisque tradendis divinae mentis interpretes, qui nos ob aliqua scelera suscepta in vita superiore, poenarum luendarum causa natos esse dixerunt.“

8) Epikur in einem Briefe bei Diog. Laert. (L. X. Nr. 128, 129) sagt ausdrücklich: „— την ήδονην αρχην και τελος λεγομεν εναι του μακαριως ζην, ταυτην γαρ αγαθον πρωτον και συγγενικον εγνωμεν, — και επι ταυτην κατανωμεν ως κανονι τω καθει παναγαθον κρινοντες. — δια τουτο και ου πασαν ήδονην αιρουμεθα. απιστω οςε πολλας ήδονας υπερβαλομεν, οταν πλειον ήμιν το δυσχερες εκ τουτων εκηται. —“

9) Stobaeus ecl. phys. p. II. pag. 132 — 134 — το δε τελος,

Wie nun diese Ausgleichungsversuche, als der Baum des alten Lebens abgestorben, nur als einzelne Schößlinge aus der zu Grunde liegenden Wurzel der Selbstsicherheit hervorgetrieben waren, so dienten sie auch nur Einzelnen zu vorübergehender Beruhigung. Dinehin sollte die alte Welt noch einen tieferen Schmerz erfahren, als derjenige war, für welchen jene Heilmittel dargeboten worden. —

Die Griechen, als ihr öffentliches, in der Gemeinsamkeit glückliches, Leben durch und in sich selbst unterging, konnten sich aus der äußerlichen Zertrümmerung in das unverwüßliche Reich des Geistes flüchten, in welchem sie sich schon früh das Bürgerrecht erworben hatten. Daher, als lange schon ihre heiteren Sänge mit dem Frühlinge entwandert waren, reisten doch noch im späten Herbst zu Athen und Alexandrien köstliche Früchte des ernstesten Nachdenkens.

Auders kam es in Rom. Als die Weltoberungsfucht Alexanders, in welcher der griechische Geist sich selbst vergessen hatte, in Babylon, dem ersten Throne der Weltmonarchie, nach kurzem Rausche verloschen war, weil sowohl die Griechen als die Asiaten ihre ursprüngliche Nationalenergie schon in anderen Werken und Thaten ausgeführt hatten, — da suchte jener immer neu aufsteigende, riesenhafte Gedanke einer Universalmonarchie sich weiter gegen Abend ein frisches Werkzeug, und er fand es an den kampfluftigen Römern.

Der Kriegsgott war ihr Ahnherr, und Krieg mit Neben, Rechten und Waffen ihr tägliches Geschäft, ihre Erholung und Beziehung unter sich und mit den Nachbarn und Fremden. Das ganze Volk wurde von der Begierde zur Weltherrschaft ergriffen¹⁰⁾, und wie es dem

το ὁμολογουμένως ζην, τούτο δ' ἐστὶ καθ' ἑναλογον καὶ συμφωνον ζην. Diog. Laert. VII. 98: ἀκλον δ' ἐστὶν αγαθον, ἐπιστημη — et Epict. Manuale C. II. 2. (ed. Heyne): ἄρον ουν, την ἐκκλιαιν απο παντων των ουκ ἐφ' ἡμιν, και μεταδεις ἐπι τα παρα φροσιν των ἐφ' ἡμιν. την ὄρεξιν δε παντεως ἐπι του παροντος ἀνεις.

10) Das Bewußtsein hierüber findet sich nicht nur bei Virgil (Aen. VI. 847 sqq.):

„Excudent alii spirantia mollius Aera . . .

Tu regere imperio populos Romane memento!“

und bei Ὁράζ (L. III. od. 3. v. 41 sqq.):

— — stet Capitolium

fulgens; triumphalisque possit

Roma ferox dare jura Medis.

Horrenda late nomen in ultimas

Extendat oras — — —

Geiste der Selbstsucht huldigte, wurde es von ihm zuerst der Unersättlichkeit — und dann — der Selbstverzehrung Preis gegeben. Es ließ die Völker rings um sich her von den Hufen seiner Kriegsbrosse zertreten, nachdem es ihre allein, aber nicht weit herrschenden Götter zur Theilnahme am Regimente der Welt in sein Pantheon berufen.

Aber nimmer kam es zum ruhigen Genuße seiner Errungenschaft. — Denn — wie nur unheilige Begierden zur That hinausgetrieben, so konnte kein Segen ihre Frucht begleiten. Die ausschließliche Sucht der irdischen Güter konnte sich doch nie des ursprünglichen bangen Hinblicks auf das Ungenügende, Hin- und Zufällige solchen Glückes erwehren, und so sehen wir die Furcht des Todes, als eine sich überall einschleichende Harpie, wie bei keinem anderen Volke, sich unzähliger Gemüther bemessern und nagenden Wermuth in jeden Freudenbecher träufeln ¹¹⁾; — daher auch fast alle priesterlichen Verrichtungen sich nur auf Erforschung und Abwendung künftiger Unglücksfälle bezogen ¹²⁾. Ebenso konnte die furchtbare Willkür, die dieses Volk bewegte, sich auch nur anschauen in willkürenden Göttern, und die Furcht vor denselben, — das gemeine Volk allen Schrecken des Aberglaubens zum Spiel überlassend, mußte in kräftigen Gemüthern die Lust zur äußersten

Quicumque mundi terminus obstitit
Hunc tangat armis, —

und L. I. od. I. v. 23

— cuncta terrarum subacta.
praeter atrocem animum Catonis!
— quae caret ora cruore nostra?

sondern auch bei Cicero (de Rep. II. 5. III. 12. IV. 7. ed. Maj.), — Strabo (L. V. p. 358), Dionys. Halic. (I. 9) u. X. m.

11) Et saepe usque adeo mortis formidine, vitae
Percipit humanos odium tutisque videndae,
Ut sibi consciscant moerenti pectore letum;

(Lucret. de rer. nat. III. v. 79 sqq.) cf. eod. v. 907 — 985. Cicero in consol. passim; Seneca ep. 75, 24 de brev. vit. in pr. et epist. 83 timor mortis, — (opinio) totius aevi. De remed. fort. c. I. ad hoc (ad mortem) praecipue gens humana contremittit, nec immerito sibi videtur hoc facere. Die Furcht vor den Erdbeben, nat. quaest. VI. p. 2, ingens timor.

12) Seneca nat. quaest. VI. p. 441: — nec usquam plura exempla vaticinantium invenies, quam ubi formido mentes religione mixta percussit.

Widerseßlichkeit in dem Unglauben¹³⁾ und der Selbstvergöttlichung erregen. Ja, sie scheint selbst, als Gegenwirkung, — während sie sonst nur die letzte Nachdämmerung der Poesie begleitet, — in Rom die ersten Dichter mit jener brennend = kalten Begeisterung erfüllt zu haben, die wir bei Lucrez¹⁴⁾ wahrnehmen, und wahrscheinlich auch in den Gedichten des Ennius¹⁵⁾, des Uebersetzers und Nachfolgers¹⁶⁾ des Euhemeros geherrscht haben mag.

Aber nicht nur die Götter und die Zukunft, als Tod und Unglück waren allgemein drohende Gedanken für die Römer; sondern sie fürchteten auch sich vor sich selbst, und bis in des Herzens Mitte war die Todeswunde eingedrungen. Denn während das Gewissen durch ihre stete Reflexion auf sich selbst erwacht war, fand es zur Selbstveröhnung doch nur die alten äußerlichen Gebräuche vor, die nicht mehr genügten, die tieferen Wunden zuzuheilen¹⁷⁾.

13) Lucrez vom Volksglauben zu Epikurs Zeiten sprechend, sagte (L. I. v. 63):

*Humana ante oculos foede cum vita jaceret
In terris oppressa gravi sub religione,
Quae caput a coeli regionibus ostendebat,
Horribili super adpectu mortalibus instans.*

v. 147: *hunc igitur terrorem animi, tenebrasque necesse est.*

— *discutiant — naturae species, ratioque.*

cf. L. III. v. 91 ff. und besonders L. V. v. 1217 ff. —

*quod non animus formidine dirô m
contrahitur? etc. etc. „quis enim potest, cum existimet a Deo
se curari, non et dies et nocteis divinum humen horrere?
et si quid adversi acciderit, quod cui non accidit, extimescere, ne
id jure evenerit?“*

Cic. Acad. quaest. IV. c. 121, in f. et Seneca nat. quaest. VI. p. 433.

— *illud quoque proderit animo, nihil horum (terrae motus etc.?)
deos facere; nec ira numinum, aut coelum converti, aut
terram suas illa causas habent etc.*

14) Er bezeichnet sie selbst, wenn er ausruft (Lib. III. v. 28):

*„Heus ibi me rebus quaedam divina voluptas
Percipit, atque horror; quod sic natura, tua vi
Tam manifesta patens, ex omni parte resecta est.“*

15) Denn Lucrez sagt von ihm (L. I. v. 117 ff.): —

*Ennius ut noster cecinit, qui primus amoeno
Detulit ex Helicone etc.*

— — — *aeternis exponit versibus edens.*

16) Cic. de nat. Deor. I. 119.

17) *Donis impii ne placare audeant Deos: Platonem audiant etc. Cic.*

Künste und Wissenschaften endlich, — damals noch nicht als Humaniora geltend, — wurden lange nur von Sklaven betrieben, und wie es im späteren Mittelalter zur vollständigen Einrichtung eines ansehnlichen Hauses gehörte, einen Hausnarren zu haben, so wurde in Rom unter dem Gesinde auch ein Hausphilosoph gehalten. Weiter als die zur „Liebhabelei“ der höheren Bildung erhoben sich dann die freien Römer überhaupt nicht, und auch diese beruhte selbst bei Cicero¹⁸⁾ größtentheils nur auf dem Bedürfnis, zu einer gewissen Gemüthsruhe zu gelangen. —

Als daher die Römer des Kriegsgottes Panter fast über die ganze bekannte Welt geschwungen, und seine Schwester, die Zwietracht (Eris) sich allmählig des inneren Haushaltes der großen Kriegstadt bemächtigt¹⁹⁾ und das innere politische Leben, worin bis dahin die Bürger ihre höchste und einzige Beruhigung gefunden, vergiftet hatte, konnten die Furcht (Phobos) und der Schrecken (Deimos) — des alternden Gottes mit Blut und Thränen genährte Kinder, — den unsichtbaren Thron besteigen, und ungehindert ihre Geißel schwingen.

In dieser höchsten Lebensnoth war es denn, daß die Römer ihre

de Legib. II. v. 41 und Plato de Leg. I. X. p. 109 sqq. (ed. Bipont.).
Lucret. III. 48 sqq.

18) „ut contra serpentium virus, pharmacorum genera multa, — sic contra doloris morsum philosophia nobis data est etc.“ (Cicero nis consol. p. 608. C. Tusc. Quaest. V. c. 5). Auch Seneca möchte die Platonischen Ideen zu seinem Vortheil verwenden. S. epist. 58 p. 244.

19) Cicero von den Zeiten des L. Crassus, welche in seine eigene Kindheit fielen, sprechend beschreibt sie also: flagravet bello Italia, exarsit senatus invidia, nihil denique in civitate fuit, quod non ejus temporis calamitatem, luctumque persenserit (Consol. p. 621. G.); aber er sagt auch überhaupt: „sin civilem vitam quisquam appetit, et in republicae luce vivere pulchrum putat, is se exigua ac paene nulla honoris speciemagnas comparare calamitate scerto sciat etc. (eod. p. 610, a). und verwundert sich nicht über häufige Selbstmorde (eod. G.). Ebenso Horaz (Od. 35. v. 34, sqq. L. 1.):

— — — Quid nos dura refugimus

Aetas? quid intactum nefasti

Liquimus? unde manus inventus

Metu Deorum continuit? quibus

Pepercit aris? etc. Daher denn auch das berüchtigte aetas parentum, pejor avis etc. (Lib. III. od. 6. v. 46 sqq.), und schon bei Seneca (de remed. fortuit. §. 9): patria est, ubicunque bene est. Illud autem, per quod bene et in homine, non in loco est.

Zusucht zu Kunst und Wissenschaft nahmen ²⁰⁾, welche sie so lange ver-
schmäht hatten. Aber kein Wunder auch, daß Kunst und Wissenschaft,
die um ihrer Selbst willen gesucht und geliebt werden wollen, ihnen nur
die Nachlese der Früchte gönnten, welche die Begeisterung der Griechen
vollgeerntet hatte. Wie bei diesen Epikur, Krantor (doch wohl selbst
schon ein Nachbeter Plato's) und Zeno in mehr und minder ursprüng-
licher Eigenthümlichkeit hervorgetreten, so finden wir bei den Römern als
die Haupttröster nur die Erneuerer ²¹⁾ der Lehren jener Männer, nament-
lich Lucretz (geb. 95. † 51 v. C.), Cicero (geb. 103. † 43 v. C.) und
Seneka (geb. um 4. † 65 n. C.)

Aber Lucretz, indem er alle beunruhigenden Fragen und Vorstellun-
gen auf sogenannte natürliche Weise, nämlich aus den Vor-
aussetzungen von einem leeren Raume und von verschiedenartigen Atomen
u. s. w. zu lösen und zu erklären suchte ²²⁾, vertilgte zwar, dem
Anscheine nach, die Furcht ²³⁾ in den Gemüthern seiner zahlrei-
chen Verehrer, allein mit ihr zugleich auch alle Hoffnung. Er ent-
zündete gleichsam die Fackel des endlichen Verstandes, und vertrieb damit

20) Von vielen nur Ein Zeugniß aus Cicero: „— nos omnia adversa
tum venientia metu augentes, tum maerore praesentia, rerum naturam, quam
errorem nostrum, damnare malimus. Sed et hujus culpaee et caetero-
rum vitiorum peccatorumque nostrorum omnis a philo-
sophia petenda correctio est.“ Tusc. quaest. L. V. c. 4, 5,
und Cines aus Seneka: „quid philosophia praestabit, — ut sine
metu deorum hominumque vivas, ut aut vincas mala aut finias
epist. 29. in f.

21) Lucret. III. v. 3: te sequor (Epicurum). Cicero. consol.
pr.: Crantorem sequor. Seneca de vita beata p. 131: nunc
probo tibi non mi desciscere me a praeceptis stoicorum, cf. eod. p. 121.
epist. 65. etc.

22) Lucret. de rer. nat. I. 56 sqq.

— de summa coeli ratione, dedumque

Disserere incipiam, et rerum primordia pendam.

Unde omnis natura creet res, auctet, alatque:

Quove eadem rursus natura peremta resolvat etc.

23) Eod. I. v. 86 sqq.

Quare religio, pedibus subjecta (sc. Epicuri), vicissim

Obteritur, nos exaequat victoria caelo. —

Bergl. Senec. epist. 123. p. 370. und Lucret. eod.

II. v. 16. sqq. „nonne videre est,

Nil aliud sibi naturam latrare, nisi ut, quoi

Corpore se junctus dolor absit, mente fruatur

Jocundo sensu, cura semota metuque? —

cf. L. VI. v. 1 — 43.

die nächstumgebende Dämmerung. Indem er aber zugleich die irdische Wohnung den überirdischen Himmelslichtern verschloß²⁴⁾, entzog er dem — das Unendliche suchenden — Menschenauge sein eigentlichstes Lebenselement.

Cicero dann, — der es mit keinem der Philosophen ganz, aber ebenso wenig mit der römischen Priesterschaft und ihrem abergläubischen Pöbel verderben wollte²⁵⁾, und dem die bloße Wahrscheinlichkeit die höchste Form seines Denkens war²⁶⁾, — Cicero konnte, wie er selbst der höchsten Gedanken, die sich bei ihm als Nachklang aus Plato, Aristoteles und der Stoa ausgesprochen finden, nicht gewiß geworden²⁷⁾, auch nicht die weniger gebildete Menge beruhigen.

Mehr vermochte Seneca, weil er, nicht wie Cicero gräcifirend, das Princip des römischen Volkes selbst in seiner höchsten Eigenthümlichkeit auffassend, es, soweit als thunlich war, erweiterte, und zu den Römern auf ächtrömisch, d. h. in scharfer, bündiger, verständiger Bestimmtheit sprach.

24) Lucret. de rer. nat. II. v. 646 sqq.

Omnis enim per se divōa natura, necesse est
Immortali aevo summa cum pace fruatur,
semota a nostris rebus, sejunctaque longe; —
— Ipsa suis pollens opibus, nihil indiga nostri,
nec bene promeriteis capitur, nec tangitur ira.

L. III. v. 418 sqq.

„nunc age, nativos animantibus et mortales
Esse animos, animasque leveis, ut noscere possis etc.
Eod. v. 871 sqq.

Quippe etenim mortalem aeterno jungere et una
Consentire putare, et fungi mutua posse,
Desipere est. —

— Cf. et L. V. v. 7 — 92, v. 157 — 167, v. 239 — 240.

25) Cicero de nat. Deor. L. III. c. 4: — ut meminsem, me et Cottam esse, et pontificem; quod eo, credo, valebat, ut opiniones, quas a majoribus accepimus de diis immortalibus, sacra, caeremonias, religionesque defenderem. Ego vero eas defendam, semperque defendi. (c. 6) a te enim (Balbe) philosopho rationem accipere debeo religionis: majoribus autem nostris etiam nulla ratione reddita, credere. —

26) Id. eod. L. c. 12: „non sumus ii, quibus nihil verum esse videatur; sed ii, qui omnibus veris falsa quaedam adjuncta esse dicamus, tanta similitudine, ut in iis nulla insit certa judicandi et assentiendi nota. Ex quo existit et illud, multa esse probabilia etc. cf. Tuscul. quaest. V. 4.

27) Mit Recht sagte Seneca von ihm: „nec secundis rebus quietus, nec adversarum patiens etc. (de brevitate vitae p. 155).

Wie Gott die Materie, sie durchwohnend und beherrschend, ordnete, so soll der Mensch, aus dem göttlichen Geiste entsprungen, Gott freiwillig gehorchend, auch seinen Körper und dessen unwillkürliche Affectionen beherrschen²⁸⁾; denn durch diese Selbstbeherrschung, — die höchste Tugend, — wird er ein Freund Gottes²⁹⁾, ja sogar, als freibulden, mehr als Gott³⁰⁾. Alles Uebel aber ist von Gottes Güte nur zur Erweckung, Uebung, Selbstbewußtwerdung und zum Selbstgenuß der Tugend, welche ihr eigener Lohn ist, über die Menschen verhängt, und soll als solches, und weil es zum Bestand der Welt nothwendig ist, frei ertragen³¹⁾, darf aber auch, wenn man sein Ende aus ihm selbst nicht voraussieht, durch Selbstbefreiung

28) Seneca epist. 66, p. 251. — „quem in hoc mundo locum Deus obtinet, hunc in homine animus; quod est illic materia, id in nobis corpus est. Serviant ergo deteriora melioribus etc. — De vita beata p. 133: quod a me probatur, homines divini spiritus esse partem, ac veluti scintillas quasdam sacrorum in terras desiluisse. L. eod. p. 126: Deo parere libertas est. Epist. 16. 207: philosophia adhortabitur, ut Deo libenter pareamus. Ep. 95. p. 326: Non pareo Deo, sed assentior; ex animo illum, non quia necesse est, sequor. Ep. 75: ama rationem, hujus te amor contra durissima armabit. Cf. ep. 67 et ep. 74 inf. ubi: „miraris hominem ad Deos ire? Deus ad homines venit, imo, quod propius est, in homines venit. Nulla sine Deo mens bona est.

29) De div. prov. c. 1: Inter bonos ac Deum amicitia est, conciliante virtute, amicitia dico, imo etiam necessitudo et similitudo etc.

30) Eod. c. ult. „ — ferte fortiter, hoc est, quo deum ante cedetis: — ille extra patientiam malorum est, nos supra patientiam. — cf. ep. 74 inf.

31) De div. prov. c. 2: „paternum deus habet adversus bonos viros animum, et illos fortius amat, et operibus, doloribus ac damnis exagitat, ut vero colligant robur. — Omnia adversa (bonus) exercitationes putat etc. — c. 4: opus est — ad notitiam sui experimento, quod quidem quis posset, nisi tentando didicet? — Nos itaque Deus, quos probat, quos amat, indurat, recognoscit, exercet. Cf. c. 5 eod. de vita beata p. 123: — virtus — ipsa pretium sui est. Ep. 87: maximum scelerum supplicium in ipsis est. Epist. 107. p. 342: „hanc rerum conditionem mutare non possumus. Id possumus, magnum sumere animum, — quo fortiter fortuita patiamur, et naturae consentiamus. Natura autem hoc, quod vides, regnum mutationibus temperat. — Contrariis rerum aeternitas constat; ad hanc legem animus noster aptandus est, hanc sequatur, huic pareat, et quaecunque fiunt, debuisse fieri putet, nec velit objurgare naturam. — Malus miles est, qui Imperatorem (deum) gemens sequitur, quare — (non) desinamus hunc operis pulcherrimi cursum, cui quidquid patiamur, intextum est. — Cf. ep. 83 et ep. 120 — optimum ex contrario nituit.

aus dem irdischen Gefängnisse beendigt werden ³²). Die Nothwendigkeit, daß die innere Tugend das höchste und das einzige wahrhafte Gute und sein Besitz die wahre Seligkeit sein müsse, beruht aber darauf, daß ohne diesen Grundsatz der Mensch in Abhängigkeit und fremde Willkür komme, — daß er übel von der Vorsehung urtheile und das Göttliche undankbar erkäre, — daß Glaube, Pietät und Edelmuth zu Grunde ginge, und daß, wenn es noch andere Güter gäbe, der Mensch seliger wäre als Gott, daß aber diejenigen keine Güter sein könnten, durch welche Gott überwunden würde ³³). Die Seligkeit ist diesem nach schon hier erreichbar ³⁴). Die Unsterblichkeit des Geistes ergiebt sich aber aus der Gleichheit des Wesens Gottes und des menschlichen Geistes selbst; denn der Mensch trägt in sich die Samen aller Tugenden und Künste ³⁵), — und es ist ihm natürlich, sich in's Unendliche auszubreiten, und keine anderen Grenzen zu dulden, als die ihm mit Gott gemeinsam sind ³⁶). Vielmehr ist er von der Natur zum Zeugen ihrer Herrlichkeit bestimmt ³⁷), und er freut sich des Göttli-

32) *De prov. c. ult.* (Seneca läßt Gott selbst sprechen): *Ante omnia curavi, ne quis vos teneret in vitos, latet exitus. Si pugnare non vultis, licet fugere.* — Cf. ep. 59 in fine, 98 p. 329. — Ep. 78: — *tam prope libertas est, et servit aliquis? Fac tui juris, quod alieni est; — nam vita, si moriendi virtus abest, servitus est.* — Cf. ep. 71.

33) *Epist. 75:* — *qui omne bonum honesto circumscrisit, intra se felix est. Nam qui alia bona judicat, in fortunae venit potestate, alieni arbitrii fit; — — male de providentia judicat, quia multa incommoda iustis viris accidunt, et quia quidquid nobis dedit breve est et exiguum, si compares mundi totius aevo; — — aut ista bona non sunt, quae vocantur, aut homo felicior deo est, quoniam quidem quae parata nobis sunt, non habet in usu Deus, etc. — — (et) considera tu — an id bonum vocandum sit, quo deus ab homine vincitur etc. —*

34) *De vit. beata. I. p. 122:* *Beatus est praesentibus, qualiacunque sunt, contentus, amicusque rebus suis.* Cf. ep. 80.

35) *Quem dand. benef. IV. c. 6:* *insita sunt nobis omnium aetatum, omniumque artium semina.* Ep. 94: *omnium honestarum rerum semina animi gerunt.*

36) *Epist. 102:* *dic potius, quam naturale sit in immensum mentem suam extendere. Magna et generosa res est humanus animus, nullus sibi poni nisi communos et cum deo terminos patitur.* Cf. *de vit. beat. p. 132 et epist. 77.*

37) *De vita beata II. p. 132:* *Curiosum nobis natura, ingenium dedit, et artis sibi ac pulchritudinis suae conscia, spectatores nos tantis rerum spectaculis genuit etc.*

chen als des Seinigen ³⁸), und was Gott that, thun wir auch ³⁹). Wie daher eine Mutter mit dem Kinde, so ist der Mensch mit dem freien reinen Geiste gleichsam guter Hoffnung, und der Todestag in Wahrheit nur der Geburtstag zum ewigen Leben ⁴⁰). Nothwendig aber ist dieser Uebergang in ein anderes Leben, einertheils, weil der Geist im irdischen Körper von der Materie in der unendlichen Contemplation der göttlichen Natur beschränkt wird ⁴¹), anderntheils, weil Gott, wie er hier die Guten zu Besten erziehen will, überhaupt im Wohlthun sein Dasein hat ⁴²). Indem nun endlich des Menschen Geist schon ursprünglich göttlichen Wesens ist, und ebenso der Weltlauf von Gott sowohl zum Besten der Menschen vorgeordnet, als unveränderlich bestimmt ist ⁴³), so wird der besonnene Mensch nur für das Empfangene danken, aber nicht sich etwas Besonderes erbitten ⁴⁴). Hat er selbst aber gegen

38) Nat. quaest. I. p. 384: et hoc habet (homo) argumentum divinitatis suae, quod illum divina delectant, nec ut alienis, sed interest ut suis, — quid (ergo) interest inter naturam Dei et nostram? Nostri melior pars animus est, in illo nulla pars extra animum, totus ratio est. Ep. 87: Si vis tibi omnia subicere, te subijce rationi.

39) De vit. beata I. p. 123: mundus — cuncta complectens, rectorque universi deus, in secutiora quidem tendit et redit. Idem nostra mens faciat, cum secuta sensus suos per illos se ad externa porrexit, et illorum et sui potens fit. —

40) Epist. 102: — dies ille, — qui mixtum hoc divini humanique seernat tempus, — — aeterni natalis est etc. —

41) Nat. quaest. L. VII. p. 451. epist. 102 in f.: aliquando naturae tibi arcana reteguntur, discutietur ista caligo et lux undique clara percutiet, — quid tibi videbitur divina lux, cum illam suo loco videris? etc.

42) De benef. VII. c. 31. p. 75: — Dii omnium rerum optimi auctores, qui beneficia ignorantia dare incipiunt, ingratis perseverant. Quem dand. ben. IV. c. 7: — Deus: — stant beneficio ejus omnia. — De div. prov. c. 2: — Deus, ille bonorum amantissimus, qui illos quam optimos atque excellentissimos vult etc. —

43) Epist. 110: quidquid nobis bono futurum erat, deus et parens noster in proximo posuit, non expectavit inquisitionem nostram, et ultro dedit, nocitura altissime pressit. Ep. 31: dedit tibi (natura) illa, quae si non deserueris, par deo surges. De div. prov. c. 5: — grande solatium est cum universo rapi; — eadem necessitate et deos alligat, irrevocabilis humana pariter ac divina cursus venit. Ille ipse omnium conditor ac rector scripsit quidem fata, sed sequitur.

44) Quem dand. s. ben. IV. c. 6: — unde tibi istum quem trahis spiritum? — — nonne se gratus, dices, deus nobis haec otia fecit. Ep. 78: desine fata deum flecti sperare precando; rata et fixa sunt. Epist. 20 in m. Ep. 90 pr. Ep. 95.

seine wahrhafte Natur gehandelt, dann braucht er nicht Götter äußerlich zu suchen, sondern in ihm selbst trägt er den Gott, der ihm vergilt, was er gegen ihn gethan⁴⁵⁾, — sich selbst ist so der Mensch sowohl des seligen als unseligen Lebens Ursache⁴⁶⁾.

Diese Weltansicht, — deren wesentlichste Elemente jedoch schon von Sokrates zu Tag gefördert⁴⁷⁾ und von Zeno und seinen Jüngern entwickelt worden, — mußte die Römer mächtig ansprechen, da Seneka sie so viel als möglich, an das Gedächtniß ihrer tugendhaften, heroischen Vorfahren anknüpfte⁴⁸⁾, ja zum Theil sie nur für das Bewußtsein über die Vortrefflichkeiten jener Musterbilder erklärte⁴⁹⁾, wie ihm denn das Leben des älteren und der Tod des jüngeren Cato offenbar das Urbild menschlicher Vollkommenheit darzustellen schienen⁵⁰⁾, und

45) Epist. 41: *sacer intra nos spiritus sedet, malorum bonorumque nostrorum observator et custos, hic prout a nobis tractatus est, ita nos ipse tractat, — quid (vero) stultius, quam in homine aliena laudare? — — propria virtus est in vita fertilitas. In homine quoque id laudandum est, quod ipsius est. — Quod proprium est hominis, quaeris quid sit? animus, et ratio in animo perfecta, — consummatur — ejus bonum, si id adimplevit, cui nascitur. Quid est autem, quod ab illo ratio haec exigit? Rem facillimam: secundum naturam suam vivere. Ep. 95: Vis deos propitiare? bonus esto. — Ep. 97 in fine: multos fortuna liberat poena, metu neminem. Quare? quia infixi nobis ejus rei aversatio est, quam natura damnavit. — Ep. 110 pr. — jubeo te habere mentem bonam, hoc est, propitios deos, omnes, quos habet placatos et faventes, quisquis sibi se propitiavit. —*

46) Ep. 98: *Valentior omni fortuna animus est, in utramque partem ipse res suas ducit, beataeque ac miserae vitae sibi causa est. — Ep. 20: huc ergo cogitationes tuae tendant, hoc cura, hoc opta, omnia alia vota Deo remissurus, ut contentus sis temetipso, et ex te nascentibus bonis. — Ep. 31: quid votis quis est? Fac te ipsum felicem subsilire in coelum, ex angulo licet. Exsurge modo, et te quoque dignum finge deo. Ep. 92: non aliena vi ad summa nititur.*

47) Man vergleiche mit den Stellen aus Seneka folgende in Xenophons Sokrat. Denkwürdigkeiten L. I c. 1 §. 12. c. 4 §. 17. 18. c. 6 §. 10. L. III c. 9 §. 4, 14, 15. IV c. 3. §. 3, 6, 11, 13, 14, 16. c. 5 §. 3, 11 und in Xenoph. Oecon. c. 17 §. 3; dann auch Platon. apol. Socr. ed. Wolf. p. 90 — 92; polit. p. 114, ed. bip.; Phaedon. p. 146 — 153 etc. ed. bip.; Timäus p. 68, 69. p. 90, ed. Steph. —

48) Epist. 72. 98 etc.

49) Epist. 120 und Vellejus II. 35 de Cat.: *homo virtuti similis, et per omnia ingenio diis quam hominibus prior, qui nunquam recti fecit, ut facere videretur, sed quia aliter facere non poterat.*

50) *Omne tempus Clodios, non omne Catones fert. Ep. 97 etc.*

man ihn füglich als den geistreichen Evangelisten jener Cato'nischen Gottmenschheit bezeichnen kann.

Das Evangelium aber, welches er verkündete, war im Grunde kein anderes, als das ächttrömische der Selbstseligkeit⁵¹⁾, welche, da aller bestimmte Inhalt, den das Selbst durch seine Verkettung mit der Welt erhalten kann, sich damals als zufällig erwiesen hatte, nur in dem gehaltlosen Bewußtsein der unerschütterlichen Sichselbstgleichheit bestehen konnte; ein Bewußtsein, welches jedem Einzelnen den förmlichen Genuß abstracter Weltoberung verlieh.

Hiermit war im eigentlichen Sinne die alte Welt in ihren Winter eingetreten. Der Baum des Lebens, dessen Dornen sogar in Griechenland in Blüthen ausgeschlagen, stand entblättert; seine Seele hatte sich in und auf sich selbst zurückgezogen. Zwar genoß sie in dieser Einsamkeit eine Weile ihrer Selbst; aber sie mußte doch bald dieser ihrer Armseligkeit inne werden, und ein Wurm nagte an ihres Baumes Wurzel. Denn ungeachtet wir bei Seneka und Anderen schon die Samen des Unendlichen, wie in Knospen eingeschlossen, ausgestreut finden, so blieb doch die Form des bloß Natürlichen die herrschende Kategorie ihrer Weltansichten, und der endliche reflectirende Verstand — das Auge für diese Formen. So wurde Gott nur als Werkmeister der von ihm vorgefundenen Materie, und eben damit in seiner Waltung als durch sie bedingt, ja selbst beschränkt⁵²⁾, die Welterscheinung nur als eine in sich selbst stets zurücklaufende, nur Eines und Dasselbe wiederholende, alles Besondere einerseits in die Ureinheit Gottes und anderseits in das Chaos der Ma-

51) Von Marcus Cato erzählt Plutarch in dessen Leben (Uebersetzung von Amyot — T. I. p. 873): „(il) n'avoit point de honte, de haut louer soi-même tout ouvertement; — il écrit lui-même: que ceux qui le virent (à la bataille dans les Thermopyles) furent contraint de confesser que Caton ne devoit point tant au peuple Romain, comme le peuple Romain devoit à Caton etc. Und von Cato von Utica erzählt derselbe (eod. T. II. p. 333): „il vouloit (étant jeune) venir à bout de tout ce qu'il entreprenoit de faire, et s'y obstinoit plus que son âge ne portoit etc. und pag. 390 (als César siegreich Utica nahm und man Cato rieth, sich ihm zu ergeben, antwortete er u. a.) que, quant à lui (Caton) non seulement il avoit toute sa vie été invincible, qu'il avoit vaincu tant comme il avoit voulu, et avoit toujours été plus puissant que Cesar en droit et en justice etc.“ —

52) So heißt es bei Seneka (de Div. pr. c. 5): quare Deus tam iniquus in distributione fati fuit, ut bonis viris paupertatem, vulnera, et acerba funera adscriberet? Non potest artifex mutare materiam.

terie auflösende Bewegung ⁵³), die Menschheit als zum Schlimmeren, vom Blühen zum Verwelken, fortgehend ⁵⁴), betrachtet.

Im Grunde war es daher nur ein endlicher Trost, welchen der Stoicismus dem Epikureismus entgegensetzte, und ob der Seele Dauer auf eine zehntausendjährige Periode oder auf das einmalige Erdenleben beschränkt wurde, war um so gleichgiltiger, als auch für größere Dauer die Selbstfortsetzung durch Erinnerung mehr bezweifelt als geglaubt wurde ⁵⁵).

Als nun wirklich das römische Volk, zum Niedergange hinweggewendet, nur immer tiefere Nacht über den stolzen Glanz, von welchem es lebte, hereinbrechen, und nicht den ewig hellen Stern aufgehen sah, welchem die Könige der Erde zu huldigen gingen, als die Zerstörungslust der unumschränkten Herrscher dem Einzelnen selbst die letzte Zuflucht raubten, indem sie ihm sogar den freiwilligen Tod unmöglich machten, als das Volk sich vergeblich mit seinen geraubten Schätzen von der Rache der Veraubten loszukaufen versuchte, vergeblich die Sterne und Thiereingeweide befragt, alle Sühnungsweisen versucht, alle Götter angefleht, alle Mystereien erforscht waren, und Erdbeben, Pest und Hungersnoth häufig sogar die Natur, zu welcher das Vertrauen sich noch erhalten hatte, als treulos zu offenbaren schienen, da war das Volk der tiefsten Unseligkeit Preis gegeben, und eben damit der Boden bereitet, in welchem das versöhnende, beseligende Wort der Liebe und die frohe Botschaft unsterblichen Lebens wurzeln, wachsen und zum reichbelaubten, blühenden und fruchtbeladenen Baume der Christenheit erwachsen konnte.

53) *Qualis est (vita) Jovis, cum resolutumundo, et Diis in unum confusis, paulisper cessante natura, acquiescit sibi etc. Seneca ep. 9: Observa orbem rerum in seremeantium etc. Ep. 36: — quidquid est, non erit, non peribit, sed resolvetur etc. Ep. 72.*

54) *Ad deteriora faciles sumus, ep. 97; — cito nequitia subrepat etc. nat. quae est. L. III in fine.*

55) *Jupiter quo antecedit virum bonum? Diutius bonus est etc. Ep. 74, cf. Ep. 80, 77, 36.*

Uebergang vom Mittelalter auf die neueste Zeit.

1.

Als das Mittelalter sich bis zu den äußersten Spitzen hin vollendet und veräußert hatte, als es fertig geworden mit seiner Hierarchie und seinem Ritterthume, mit seiner Scholastik und seinen Domen, da eröffnete die Vorsehung der menschlichen Thatkraft neue, ungemessene Bahnen. Der Buchdruck durchbrach die Hierarchie, das Schießpulver sprengte die adeligen Raubschlöffer, die geflüchteten Griechen führten über die Scholastiker hinaus zur schönen Litteratur von Hellas; Columbus und Vasco de Gama bereiteten dem Welthandel neue Wege, und Copernicus eröffnete den Himmelsdom, in welchen die Erde nun selbst einging, um unter den Strahlenfittigen der Sonne vor dem Unendlichen anzubeten.

So war das ganze Weltssystem des Mittelalters erschüttert und durchbrochen, und es dauerte lange Zeit, bis die neuen Mächte sich einigermassen mit den älteren, theilweise herabgesetzt, abgefunden hatten. Die menschliche Gesellschaft ist wie der Ocean. Wenn ein Orkan ihn von Grund aus aufgewühlt hat, dann folgt die hohle See! Aber wie fürchterlich sie auch wüthet, so ist sie doch die Rückkehr zum Frieden; denn sie geht hervor aus dem gesetzmäßigen Streben nach Gleichgewicht.

Aber nicht der Orkan war es ursprünglich, der das Gleichgewicht, der die schwebende Temperatur gestört; vielmehr bezeugt er selbst das Auserferste einer vorangegangenen Störung. Er offenbart die Unerträglichkeit einer Spannung oder eines Drucks, oder beider, und ist der Anfang der Ausgleichung, der Befreiung und Befriedigung. So wurde der Sturm der Reformation zum Ausbruch genöthigt theils durch die Spannung zwischen unheiligen Gottesvertretern und gewissenhaften Laienmenschen, zwischen unverständigen Religionslehrern und einsichtsvollen Schülern, —

theils durch den Druck, welchen die Machthaber ausübten auf das unbeeinträchtigte geistige Leben.

Freiheit und Gleichheit war das Feldgeschrei der Laien gegen die Geistlichen, der Priester gegen die Bischöfe, der Bischöfe gegen den Pabst. Gleiche Rechte und gleiche Gerichte, Freiheit der Schriftdeutung für die Laien, und Verhehlungsfreiheit für die Geistlichen waren die dringendsten Forderungen. Und neben dem geistlichen Stande erhoben sich die weltlichen Gelehrten, neben dem Adel der Kriegerstand, neben Clerus und Adel der freie Bürgerstand, neben den Gutsbesitzern der Handelsstand, — überhaupt neben dem zerbröckelnden Mittelalter — die Weltgestalt einer neuen Zeit, beide mit verschiedenartiger Bestimmung gegen einander. Das Neue reizte das Alte zu immer rechtloserem Widerstand, zu einer immer zeitwidrigeren Gewaltthatigkeit. Das Alte hingegen nöthigte das Neue zu immer bestimmterer Selbsterfassung, zu einer immer heftigeren — weil gerechteren — Selbstthätigkeit.

2.

Die Reformation hatte zu Anfange des 14. Jahrhunderts mit den weltlichen Rechtsgelehrten begonnen, war von den frommen Predigern dieses Jahrhunderts fortgeführt, von den Bischöfen zu Konstanz und Basel legitimirt, durch die Gelehrten im 15ten Jahrhundert geburtsreif, durch den Buchdruck immer allgemeiner als nothwendig erkannt, endlich im Anfange des 16ten zugleich von Predigern, Rechtsverständigen, Gelehrten und Fürsten und vom gemeinen Manne zur vollen Wirklichkeit gebracht geworden.

Zunächst aber war hiermit nur die Despotie der Cleruskaste gestürzt, und auch diese nur bei den germanischen Völkern, selbst bei diesen nur theilweise.

Noch hatten sich aus dem Mittelalter die hemmende Autorität der Offenbarung, das Privilegium des Adels und selbst der Rechtsfreiheit, so wie das angeblich christliche Seligkeitsmonopol und das sogenannte Eroberungsrecht erhalten.

Die stärkere h. Schrift hatte den Pabst und sein Heer gestürzt; das Privilegium der Schrift konnte nur durch die noch stärkeren Mächte des Gewissens, des Verstandes und des allgemeinen Menschengefühls überwunden werden. Diese Herkulische Arbeit wurde von wetterleuchtenden Italienern eingeleitet, von Engländern bedächtigt fortgeführt, von den französischen sogenannten Philosophen und Poeten durch gleißenden Spott zur europäischen Mode, aber von den gemüthlichen Deutschen nur cum beneficio inventarii — acceptirt.

3.

Wie der mittelalterliche Clerus seine erhabene Stellung der, durch Hingebung vermittelten, Heidenbekehrung verdankt, und nur als Lehrstand sein Ansehen behauptet, so war der mittelalterliche Adel nur durch Eroberung, näher durch Muth und Ergebenheit an den Heerführer, — zum zweiten Stande erwachsen, und konnte nur als fürsorgender Gutsherr in Friedens-, und als vorsehtender Wehrstand in Kriegszelten seine Stellung behaupten. Als nun das Schießpulver den Krieg zum Handwerk gemacht, als durch den Handel das Leben in größeren Städten, und durch die Uebermacht des Einheitspunktes das Leben am Hofe überwiegenden Reiz erhalten, als das gesellschaftlichere Leben den geistig Begabteren unausbleiblich das Supremat zuwandte, als vollends der Briefadel auch unbegüterte Schwächlinge mit Vorrechten ausstattete, und die angeborne Bevorrechtung die Strebkraft der Adelligen zum Voraus lähmte, — da mußte der Adel überhaupt immer mehr zu einer zweck- und inhaltsleeren Form zusammenschwinden. Hierzu kam noch, daß gerade, wie das Papstthum den Episkopat gleichsam absorbirt — und hiermit auch sich selbst der vermittelnden Stütze beraubt, — eben so die Monarchie die Kronvasallen entmachtete, — hiermit aber auch sich selbst den Angriffen des dritten Standes bloßstellte, und in der Zeit der Noth nur mehr ein ohnmächtiges Mitleiden bei dem Adel fand.

Das innere Gleichgewicht der gesellschaftlichen Gewalten war durchaus gestört; die legitimen Formen mußten zusammenbrechen bei dem ersten kräftigen Windstoß.

4.

Als die mittelalterliche Brahminenkaste ihre Standesehre, ihre Ueberlieferungslehre und ihr Wohlleben bedroht sah, nahm sie zu irdischer Gewalt und List ihre Zuflucht. In Spanien und den Niederlanden wütheten Kerker, Folter und Feuer, in Frankreich die grausamste Verfolgung und der schändlichste Meuchelmord; in Deutschland mußte der durchlauchtigste römische Kaiser Henkersdienste verrichten; über alle Länder endlich breiteten die papstgläubigen Jesuiten ihr trügerisches Fischergarn.

Aber die Cleruskaste siegte wirklich nur in Spanien, nur scheinbar in Frankreich und Italien. Sie unterlag völlig im kräftigen Norden, mehr als zur Hälfte in Deutschland. Aber den rückgängigen Vertheidigern des Mittelalters gegenüber siegte das nationale Religionsrecht durch die uirrechter Union (1579), — das volksfürstliche Recht in dem dreißigjährigen Kriege und die Volkssouveränität durch Verjagung der Stuarts.

Der Kaiser verlor schon damals nicht bloß die römische, sondern auch

die deutsche Krone, denn er mußte widerwärtige deutsche Fürsten als solche anerkennen, und auch der Adel verwundete schon damals sich selbst auf den Tod, als er in Karl I. einen gebornen König wie einen gemeinen Verbrecher hincrichten ließ.

Aber zwischen dem Adel und dem Fürsten waltet derselbe Unterschied ob, wie zwischen dem Episkopat und dem Papstthum. Das Papstthum war halb gestürzt, als ein französischer König den Papst gefangen setzen ließ; ganz, als die zu Konstanz versammelten Bischöfe ihn absetzten. Der Episkopat selbst konnte jedoch nur durch eine gewaltsame Reformation gestürzt werden. Eben so war die königliche Macht halb gebrochen, als der Adel ihr eine Magna charta abnöthigte; ganz, als ein König von seinen Unterthanen zur Verantwortung gezogen wurde. Aber der Adel, der — wie der Episkopat, in das ganze Staatsgewebe verflochten war, konnte nur durch eine Revolution oder durch Ueberwältigung von fremdem Eroberer äußerlich zu bestehen aufhören. Das erstere geschah in Frankreich durch die Umwälzung von 89, das letztere theilweise in Deutschland durch Napoleons Heereszüge.

5.

So ist allmählig zuerst die Gewaltherrschaft, welche Papst und Clerus über die Laien, — dann die, welche König und Adel über den gemeinen Mann ausgeübt, durch die Gewalt der Waffen zerbrochen worden. Aber diese Waffen haben nur gestegt, weil sie auf Seiten der Religion und des Rechts für höhere Freiheit und Gleichheit gekämpft. Zuletzt noch hat die rohe Waffengewalt eines erobernden Volkes sich an dem Nationalgefühl der Ueberwundenen gebrochen, und nachdem alle europäischen Mächte sich zur Wiedereroberung der nationalen Selbstständigkeit vereinigt, haben sie selbst ein Princip in die Geschichte eingeführt, welches vollends die mittelalterliche Staatenordnung in ihren inneren Verhältnissen verändern muß. Das E r o b e r u n g s r e c h t, welches eine Nation über eine andere geltend machen möchte, ist für ungültig erklärt, und wie es Amerika und Griechenland gelungen ist, wie Polen und Irland versucht haben, diese Ungültigkeit zu bethätigen, so ist vorauszu sehen, das Norbitallen und Ostindien früher oder später Gleiches versuchen werden. Wie jeder Mensch seines Glaubens, wie jeder Bürger seiner Eigenthümlichkeit und des allgemeinen Rechtes, so will jedes Volk seiner Nationalität zu leben — die gewährtestete Freiheit haben.

6.

In dieser durchgreifenden innern Verwandlung und Verhältnißänderung hat aber die Vorsehung auch wieder, wie zur Zeit der Refor-

mation, neue Mächte und Vermittlungsweisen aufkommen lassen, die zur völligen Umgestaltung des gesammten Erblebens Unermessliches beitragen werden.

Zur Zeit der Reformation erweiterte der Mensch sich nach allen Richtungen hin. Ein neuer Welttheil wurde entdeckt, die alten wurden zugänglich, und zuletzt auch die Circulation des kosmischen Erblebens entdeckt. Rückwärts wurden die älteren Sprachen, das Griechische und Hebräische, und durch sie — die alten Religionsurkunden und die Werke einer untergegangenen Kunst- und Wissenswelt gleichsam wieder entdeckt, während eine neue Kunst, die Malerei, und eine neue Wissenschaft, — die Geschichte, — in die Geschichte selbst eintraten.

Ähnliche, aber großartigere Erweiterungen bereiteten und begleiteten die Zeit der allgemeinen Umgestaltung. Das Mikroskop und die Chemie eröffnen uns wunderbare Geheimnisse der bis dahin nur oberflächlich bekannten Natur, und zeigen uns die Anfänge der Pflanzen- und Thierbildung, wo unsere Vorväter nur Verwesung erfahen. Harvey entdeckt die Circulation des Blutes, und das Teleskop offenbart neue Planeten, ja neue Sonnen- und Weltssysteme, während die Astronomie die Kometen in den geordneten Reigen der Gestirne einführt, und der Lebensmagnetismus die Geheimnisse der unsichtbaren Welt und die Wunder der Vergangenheit zu offenbaren anfängt. Rückwärts werden die Ursprachen, — der Sanskrit und das Chinesische, — und ihre Beziehung zu allen übrigen Sprachen der Menschheit erforscht; ja sogar die seit Jahrtausenden verstummte Memnonsäule der Hieroglyphen fängt im Morgenrothe der neuen Weltzeit wieder zu tönen an, und mit überschwebender Offenbarkeit werden alle Religionsurkunden erforscht und in ihrem organischen Zusammenhang aufgefäßt.

Zum zweiten Male führt die Hand der Vorsehung dem Menschen alle ihre Geschöpfe vorüber, daß er sie benenne und durch genaue Bezeichnung, Unterscheidung, Vergleichung und Classificirung für immer in geistigen Besitz nehmen möge. Selbst die verschüttete Vorwelt wird erkundet und bietet den Stoff zu einer neuen Wissenschaft, — der Geologie. Auch eine neue Kunst bezeichnet den Anbruch eines neuen Tages. Wie vor dem Aufgange der Sonne alle Vögel in überströmender Erwartung concertiren, und einig sind im Lobgesange zur Feier des nahenden Gottes, so symphonirt zum ersten Male, seit Gründung der Erde, die religiöse Begeisterung des Südens und Nordens, und die Kunst der melodischen Harmonie erschafft ein unverwüßliches, unverlierbares Paradies der Töne!

Und das Bedürfniß melodischer Aufeinanderfolge und der harmoni-

ſchen Zuſammenordnung durchbringt immer allgemeiner die tief fühlenden Herzen, die tief denkenden Geiſter!

Jede Wiſſenſchaft, jede Kunſt, kurz jede Richtung des menſchlichen Lebens, Religion, Moral, Recht, Handel und Gewerbe, erhalten ihre Geneſis, ihre Geſchichte — und ihre Weiſſagung; und zum erſten Male ſtellen die größten Geiſter ſich die rieſenhafte Aufgabe eines — alles Glauben, Wiſſen, Fühlen, Wollen, Sollen und Hoffen — umfaſſenden, Alles einträchtig gliedernden Systemes.

6.

So hat ſich aus den chaotiſchen Trümmern des Mittelalters und der alten Welt eine neue geiſtige Welt von Realitäten erhoben, und durch ſie hervorgerufen, — ſie ſelbſt wieder vermittelnd, — hat ſich gleichzeitig eine Fülle neuer Vermittlungsformen erzeugt. —

Hinſichtlich der letzteren iſt vor Allem daran zu erinnern, daß der erſte große Fortſchritt Europas bewirkt worden durch die geiſtigen Schöpfungen der Griechen, durch Ausbreitung deſelben und ihrer Sprache, beſonders vermitteltſt Alexanders des Großen, und durch die allverſammelnde Weltſtadt — Alexandrien; der zweite und dritte durch die römiſchen Claſſiker und die lateiniſchen Kirchenväter und Ausbreitung der römiſchen Sprache durch weltliche und geiſtliche Eroberer, Caſar und Gregor VII., und durch die zweimal welthiſtoriſche Centralſtadt Rom; — der vierte Fortſchritt endlich durch die franzöſiſche Litteratur, welche die kirchliche deutſche, — und die politiſche engliſche Revolution generaliſirt hat, durch Erhebung ihrer Sprache zum europäiſchen Dolmetscher, durch den revolutionären, allerschütternden kaiſerlichen Heros und durch das gaſtfreundliche Paris, wo ſich allmählig Vertriebene aller Nationen Europa's verſammelt: Iberier, Aſonier, Germanen, Slaven und Griechen.

Wie nun zur Reformationzeit der Druck ſich über die Schrift, ſo hat ſich ſeit dem Anfange der Revolutionszeit die Journaliſtik über die Bücherei erhoben. Eben ſo, wie damals ungeheure Summen der Scholaſtik ſich concentrirt haben in die *Loci communes*, die Kirchenväter in Büchlein, wie die deutſche Theologie und die Nachfolgung Chriſti, die Decretalen in das neue Teſtament, und die Rituale und Litaneien in Geſangbücher, auf gleiche Weiſe zeigt ſich jetzt in der geſamten Litteratur das Streben, einestheils das Subſtantielle jedes Wiſſenzweiges auf den einfachſten Ausdruck zurückzuführen und zu reſumiren, andernteils dieſe Reſultate ſowohl encyclopädiſch zuſammenzuſaſſen, als ſie durch allgemeine Ueberſichten in lebendige Beziehung zu einander zu

bringen, und hiermit ein allgemeines Einverständnis über das Allgemeine zu bewirken. —

Wie nun im 16ten Jahrhundert die Briefpost die wechselseitige Mittheilung zu erleichtern anfing, so haben in der neuesten Zeit Kriege und Handel überall Straßen, Eisenbahnen und Canäle gebaut, die Erfindung der Dampfmaschinen zum raschesten Verlehr benutzet, und Stenographie das rasche Wort zur allgemeinen Mittheilung befestigt.

Aber es soll nun auch möglichst Vieles allgemein mittheilbar werden, und so sehen wir die Öffentlichkeit nach und nach für Alles gefordert, was nicht, seiner wesentlichen Eigenthümlichkeit nach, den engeren Lebenskreisen angehört. Es soll möglichst Vieles am hellen, lichten Tage verhandelt werden, damit das allgemeine Wissen dessen theilhaftig werde, damit das allgemeine Gewissen darüber richte und dem Geschehenen und Gesprochenen den Stempel der Allgütigkeit aufdrücke.

7.

Wie nun hierdurch das Wissen der Einzelnen sich verallgemeinert, so gemeinsammt sich auch das Gefühl und das aus demselben erwachsende Streben und Wollen. Dies thut sich kund auf dreifache Weise. Fürs Erste zeigt sich in der neuesten Zeit eine immer allgemeinere Theilnahme an dem Wohl und Weh auch ganz fremder Völker, ja der ganzen Menschheit.

Fürs Zweite findet selbst der Ehrfüchtige und Eitle sich genöthigt, seine Auszeichnung durch gemeinnütziges Reden oder Wirken zu verdienen. Fürs Dritte endlich bildet jede solche, irgendwie gemeinnützige, Bestrebung sich ihren Verein, und bereitet hierdurch ihre Mitglieder zu immer allverständlicherem Reden, zu immer allgütigerem Thun.

Durch alles dieses ist es denn schon in den gebildetsten Ländern Europa's dahin gekommen, daß sich in Fällen der Noth auch ein fast instantes Einverständnis und ein übereinstimmendes Wirken kund thut, welches alle Klugheit der Diplomatie zu Schanden macht, und zu bedauern würden zum Voraus die Regierungen sein, welche ihren Unterthanen noch fernerhin ihre Verfassungen verkümmern, ihre Freiheiten auf gesetzwidrigem Wege beschränken oder gar entziehen möchten.

8.

So haben die Weltmächte sich wesentlich verändert; die Weltverhältnisse sind durch und durch andere geworden. Alles ist in den Kreislauf des allgemeinen Lebens hineingezogen, das System desselben ist un-

endlich verzweigt, er selbst unendlich beschleunigt worden. Durch die sogenannten Staatspapiere circulirt das Geld, welches man das Blut der Staatskörper genannt hat, rasch durch constituirte Staaten. Mittelfst der öffentlichen Blätter durchblühen Gedanken und Thatfachen die ganze gebildete Welt, wie die bewegliche Zunge dem Denkenden, wie die leichterschütternden Nerven dem wollenden Geiste dienen. Was heute an einem Ende des Welttheils sich begeben, bewegt in wenigen Tagen die Gemüther ganzer, weit entlegener Völker.

In dieser gewaltigen Strömung des Lebens, in dieser ungeheuren Symphonie der Geister bereitet und bildet sich ein heiliges Reich der Wahrheit, des Rechtes und der Liebe, dem nichts auf die Dauer widerstehen kann, und es gilt jetzt, diese heilige Nothwendigkeit zu erkennen und sich freiwillig in den göttlichen Rhythmus des allgemeinen Lebens einzufügen, um nicht mit Gewalt in seine Schwingungen mit fortgerissen, — oder als erstorben oder unbrauchbar ausgeschieden zu werden.

Der Einzelne kann nur mehr durch freie Uebereinstimmung mit dem Allgemeinen bestehen, gelten und gedeihen.

„Die große Liebe zur Freiheit hat unter den Deutschen die Anarchie hervorgebracht; ihre Ausschweifung führte auch wieder Ordnung und Gesetze herbei.“ Ric. Bogt¹⁾.

5.

Deutschland.

1.

Rückblick auf die Geschichte der Deutschen.

Ursprünglich waren die Germanen die Männer des Schwertes. Erst durch das Schwert wurde der Jüngling zum Manne. Jagd und Viehzucht nährte sie. Aber das Schwert war nur Mittel, Gut war Zweck.

Nachdem Besitz erworben, wurde das Schwert von den Meisten nur mehr zur Abwehr der Feinde gebraucht; die Germanen wurden Wehrmänner. Aus ihnen bestand das Gemeinwesen²⁾.

Die Kraftvollen, aber noch Besitzlosen, waren dagegen noch eigentliche Schwertmänner. Sie suchten Krieg, und schlossen sich einem fremden Heerführer an. Sie folgten der Willkür eines Mächtigeren, und dienten einer Person, um Streit- und Lebensmittel zu erhalten.

So bildeten sich die Gefolgschaften und natürlich war, daß, die da Macht hatten, sie festhielten. Wurde Land erobert, so verschenkte oder verlieh vielmehr der Führer dasselbe gegen Verpflichtung zu fernerer Folgsamkeit.

Indessen wurde die Kirche reich; für einen Stuhl im Himmel ga-

1) Die deutsche Nation und ihre Schicksale von Ric. Bogt. (Frankfurt a. M. 1810) S. 172. —

2) Quicunque liber quatuor mansos (Hufen) de proprietate habere videtur, in hostem veniat. Capitul. a. 807.

ben gar Viele ihren Besitz auf Erden ³⁾. Dabei konnte der friedliche Geistliche nicht kriegerisch sein, und die Kirche wußte ihre Pflichtlosigkeit auch auf ihre Diener und Arbeiter auszudehnen.

Neben der Kirche wurden auch einzelne Lehnherren immer mächtiger, je schwächer ihre Oberherren waren (wie z. B. die Nachfolger Karls des Großen), und Vielen gelang, Lehn und Amt erblich ⁴⁾ zu machen.

Als nun der Heerbann immer lästiger geworden, je weiter das Reich sich ausdehnte, da suchten immer mehrere sich ihm zu entziehen, und so trugen namentlich schon im 9ten Jahrhundert viele Tausend freier Wehren sich als Lehnleute auf, indem sie sich entweder der Kirche oder den Gewaltigen ergaben, ihr Allodialgut in Lehngut verwandelten. —

Sofort gab es bald nunmehr Herren, welche unterdrückten, und Leibeigene, welche unterdrückt wurden. Die weltlichen Herren erweiterten ihren Besitz durch Fehden, die geistlichen durch Aufforderung zu Stiftungen und Vermächtnissen; jene durch Drohung zeitlichen, diese durch Androhung ewigen Todes.

Ursprünglich hatten die Grafen und Herzoge, den Formeln Markulf's zufolge, in ihrer Grafschaft oder ihrem Herzogthume „auf Religion und Sittlichkeit zu wachen, alle darin Geßhafte nach ihren Gesetzen und Gewohnheiten zu richten, die Gefälle für den Schatz (des Kaisers) zu erheben, und wenn Krieg ausbrach, die Dienstpflichtigen zum Heerbann zu führen.“ Verwalteten sie im Frieden gut ihr Amt, zeichneten sie im Kriege sich aus, dann wurde ihnen allmählig auch Uebertragung ihrer Würde auf ihre Nachkommen gestattet, und die Grafschaften und Herzogthümer schienen später nicht mehr dem Reiche, sondern jenen Familien anzugehören. So wurden die Staatsbeamten und Heerführer Landesherren und unabhängige Fürsten ⁵⁾, das deutsche Reich eine Conföderation fast unabhängiger Stände. —

Indessen waren schon von den Römern bei den angelegten Kastellen

3) *Ecce pauper remensit fiscus noster, ecce divitiae nostrae ad ecclesias sunt translatae, nulli penitus nisi soli episcopi regnat.*

Karl Martel.

4) *Uti comes obiit, qui permissu regis, quicquid beneficii aut praefectorum habuit, quasi haereditatem inter filios divisit.*

Witichind.

5) Vogt (die deutsche Nat. u. S. 110 f.) bemerkt: „die Verwandlung der Staatsämter in Familienämter und Würden ging zuerst mit den Stellen der Zentgrafen, Grafen und kleinen Fürsten vor, — schon häufig unter der fränkischen und schwäbischen Dynastie . . . Friedrich II. mußte die Landeshoheit (über die widergesetzlichen Erwerbe) durch zwei Urkunden von 1220 und 1232 gestatten.“

„Die große Liebe zur Freiheit hat unter den Deutschen die Anarchie hervorgebracht; ihre Ausschweifung führte auch wieder Ordnung und Gesetz herbei.“ Nic. Bogt¹⁾.

5.

Deutschland.

1.

Rückblick auf die Geschichte der Deutschen.

Ursprünglich waren die Germanen die Männer des Schwertes. Erst durch das Schwert wurde der Jüngling zum Manne. Jagd und Viehzucht nährte sie. Aber das Schwert war nur Mittel, Gut war Zweck.

Nachdem Besitz erworben, wurde das Schwert von den Meisten nur mehr zur Abwehr der Feinde gebraucht; die Germanen wurden Wehrmänner. Aus ihnen bestand das Gemeinwesen²⁾.

Die Kraftvollen, aber noch Besitzlosen, waren dagegen noch eigentliche Schwertmänner. Sie suchten Krieg, und schlossen sich einem fremden Heerführer an. Sie folgten der Willkür eines Mächtigeren, und dienten einer Person, um Streit- und Lebensmittel zu erhalten.

So bildeten sich die Gefolgschaften und natürlich war, daß, die da Macht hatten, sie festhielten. Wurde Land erobert, so verschenkte oder verlieh vielmehr der Führer dasselbe gegen Verpflichtung zu fernerer Folgsamkeit.

Indessen wurde die Kirche reich; für einen Stuhl im Himmel ga-

1) Die deutsche Nation und ihre Schicksale von Nic. Bogt. (Frankfurt a. M. 1810) S. 172. —

2) Quicumque liber quatuor mansos (Hufen) de proprietate habere videtur, in hostem veniat. Capitul. a. 807.

ben gar Viele ihren Besitz auf Erben ³⁾. Dabei konnte der friedliche Geistliche nicht kriegspflichtig sein, und die Kirche wußte ihre Pflichtlosigkeit auch auf ihre Diener und Arbeiter auszudehnen.

Neben der Kirche wurden auch einzelne Lehnherren immer mächtiger, je schwächer ihre Oberherren waren (wie z. B. die Nachfolger Karls des Großen), und Vielen gelang, Lehn und Amt erblich ⁴⁾ zu machen.

Als nun der Heerbann immer lästiger geworden, je weiter das Reich sich ausdehnte, da suchten immer mehrere sich ihm zu entziehen, und so trugen namentlich schon im 9ten Jahrhundert viele Tausend freier Wehren sich als Lehnleute auf, indem sie sich entweder der Kirche oder den Gewaltigen ergaben, ihr Allodialgut in Lehngut verwandelten. —

Sofort gab es bald nunmehr Herren, welche unterdrückten, und Leibeigene, welche unterdrückt wurden. Die weltlichen Herren erweiterten ihren Besitz durch Fehden, die geistlichen durch Aufforderung zu Stiftungen und Vermächtnissen; jene durch Drohung zeitlichen, diese durch Androhung ewigen Todes.

Ursprünglich hatten die Grafen und Herzoge, den Formeln Markulf's zufolge, in ihrer Grafschaft oder ihrem Herzogthume „auf Religion und Sittlichkeit zu wachen, alle darin Seßhafte nach ihren Gesetzen und Gewohnheiten zu richten, die Gefälle für den Schatz (des Kaisers) zu erheben, und wenn Krieg ausbrach, die Dienstpflichtigen zum Heerbann zu führen.“ Verwalteten sie im Frieden gut ihr Amt, zeichneten sie im Kriege sich aus, dann wurde ihnen allmählig auch Uebertragung ihrer Würde auf ihre Nachkommen gestattet, und die Grafschaften und Herzogthümer schienen später nicht mehr dem Reiche, sondern jenen Familien anzugehören. So wurden die Staatsbeamten und Heerführer Landesherren und unabhängige Fürsten ⁵⁾, das deutsche Reich eine Conföderation fast unabhängiger Stände. —

Indessen waren schon von den Römern bei den angelegten Kastellen

3) *Ecce pauper remensit fiscus noster, ecce divitiae nostrae ad ecclesias sunt translatae, nulli penitus nisi soli episcopi regnat.*

Karl Martel.

4) *Uti comes obiit, qui permissu regis, quidquid beneficii aut praefecturae habuit, quasi haereditatem inter filios divisit.*

Witichind.

5) Vogt (die deutsche Nat. u. S. 110 f.) bemerkt: „die Verwandlung der Staatsämter in Familienämter und Würden ging zuerst mit den Stellen der Bentgrafen, Grafen und kleinen Fürsten vor, — schon häufig unter der fränkischen und schwäbischen Dynastie . . . Friedrich II. mußte die Landeshoheit (über die widergesetzlichen Erwerbe) durch zwei Urkunden von 1220 und 1232 gestatten.“

Municipalitäten gegründet, und diese auch von den Karolingern vermehrt worden. Um aber der „heranwachsenden Macht der Geistlichkeit und des Adels das Gleichgewicht zu halten, vermochte Petrich der Finkler viele Landritter zur Ansiedlung in Städten ⁶⁾ und gab denselben vorzügliche Freiheiten und Privilegien ⁷⁾.“

Aus den Städten ging, veranlaßt durch die allgemeine Anarchie, die man das große Interregnum nennt (von 1256 bis 1272), — und unterstützt gegen die Raubritter und großen Vasallen durch kräftige Kaiser (wie Rudolph von Habsburg u. A.) der Hansebund hervor, der sich über ganz Europa ausbreitete. „Sein Zweck war „kein anderer, als durch Arbeit und Betriebsamkeit das menschliche Leben schöner zu machen, und sich und das Seinige durch Gesetze und wechselseitigen Beistand zu schützen ⁸⁾“ . . . „Wie die alten Deutschen zur Landwehr gerüstet das Heermannien hießen, so nannten sich die zum gemeinschaftlichen Schutze (gegen Räuber und Fehdeleute) verbundenen Städte die Hanse ⁹⁾“ . . . „Aus ihr ist der so lange gewünschte Landfrieden und die bürgerliche Ordnung Europens hervorgegangen“ . . . „Sie kannte keine Ursache zum Kriege, als Schutz- und Landwehre ¹⁰⁾“ . . . „Durch sie siegte das Fußvolk über die Reiterhaufen ¹¹⁾“ . . . Uebrigens „wurde der Bund aus Fürstenthümern und Republiken, — Stiftern und Klöstern, Herzogen, Grafen, Rittern und gemeinen Bürgern zusammengesetzt.“ Jeder behielt seine Rechte ¹²⁾. „Ueber unerheblich laufende Sachen berathschlagten sich die Häupter des Bundes; über erhebliche Alle ¹³⁾.“

„Ehe einer seinen eigenen Herd hatte, oder ein Zeugniß seiner Kunst

6) Ex agrariis militibus nonum quemque eligens in urbibus habitare fecit. Witichind.

7) Vogt, die deutsche Nation u. S. 127. Er bemerkt noch S. 129 wie „die Bestrebungen der italienischen Städte im 14ten und 15ten Jahrhundert, die Verfassungen von Hamburg, Venedig, Venedig, Bern und Florenz, die Verhandlungen des rheinischen und Hansebundes, die Kämpfe der Schweizer und Holländer für ihre Freiheit und die Bezüge Venedigs und Lübecks“ — an die besten Zeiten der Alten erinnerten. „Der Republikanismus der Reichsstädte gab dem harten Soldatengeiste des Adels und dem Inquisitionsgeiste der Geistlichen eine glückliche Mäßigung.“

8) Vogt S. 130 (wo Stelle aus einem zuger Bundbriefe von 1352).

9) Eb. S. 132.

10) Eb. S. 133.

11) Eb. S. 134.

12) Eb. S. 137.

13) Vogt S. 138.

„und Handhierung vorweisen konnte, ward er in keine Zunft oder B ü r g e r s c h a f t aufgenommen“ . . . Aber „jeder Bürger war Soldat¹⁴⁾.“

Wie nun neben den weltlich-fürstlichen Ländern auch noch geistliche Fürstenthümer und Reichsstädte sich bildeten, so wurden in jenen die Domcapitel¹⁵⁾, in diesen die Rathscolliegen und Zunftmeister — auch Landstände, und neben den bisher allein herrschenden Ständen des Clerus und Adels erhob sich der dritte, unterstützt von den Fürsten gegen die beiden ersteren. Wie in den einzelnen Landschaften die Städte als Landstände neben den Prälaten und dem Adel, so auf dem Reichstage die Reichsstädte neben den geistlichen und weltlichen Fürsten als Reichsstände.

„Die Geistlichkeit hatte über die Sitten und öffentliche Lehre, der Adel über die Gesetze und öffentliche Sicherheit, der dritte Stand über den Reichthum und Wohlstand des Staates zu wachen. Ohne Genehmigung des ersten (Lehrstandes) konnte keine Veränderung in der Religion und Sittlichkeit, ohne den zweiten (Wehrstand) keine in der Staatsverfassung, ohne den dritten (den Nährstand) keine bei den öffentlichen Steuern und Abgaben gemacht werden¹⁶⁾.“

Hätten die Nachfolger Rudolphs von Habsburg wie dieser, den dritten Stand zu fördern fortgeföhren, dann hätte die deutsche Nation sich zu einer freien, selbstständigen, einigen Monarchie gestalten können. Statt dessen erhoben sie aber, besonders Karl IV., wieder die Aristokratie, „und so erhielt das Reich, statt einem Unterhause und einer gemäßigten „Verfassung, eine goldene Bulle, welche der Grund aller künftigen „Anarchie blieb¹⁷⁾“ . . . „Erst unter Maximilian I. gelang es dem „klugen Kurfürsten von Mainz, Berthold von Henneberg, die Stände „zu einem ordentlichen Reichsregimente und einer gehörigen „Gerichtsordnung zu vermögen¹⁸⁾“ . . . Von nun an konnte man „im deutschen Reiche die alte germanische Verfassung wieder „erkennen¹⁹⁾.“

14) Eb. S. 139. 141.

15) Vogt S. 157, bemerkt, daß die Bischofswahlen fast zu derselben Zeit fast ausschließlich in die Hände der Domherrn (als Domcapitel) kamen, wie die Cardinäle nach und nach allein zur Papstwahl, und die Kurfürsten zur Kaiserwahl gelangten. Eben so sungen die Domcapitel schon in der Mitte des 13ten Jahrhunderts an, dem bischöflichen Candidaten eine Wahlcapitulation vorzulegen, die derselbe beschwören mußte.

16) Eb. S. 152 f.

17) Vogt. S. 172.

18) Ebd.

19) S. Eb. 173 f.

Inbessen waren die großen Vasallen des Reichs bereits so mächtig und unabhängig geworden, daß die restaurirte Nationalverfassung die gleichzeitig eröffnete Restauration der christlichen Verfassung nicht hindern konnte, um so weniger, da die freien Städte die, ihren Freiheiten günstig scheinende, neue Lehre kräftigst unterstützten, — das auf Oestreich neidische Frankreich den deutschen Protestanten Hülfe leistete, — Holland in der Reformation auch Gelegenheit fand, sich Oestreichs Herrschaft zu entziehen, und Schweden Vorwand zu Eroberungen gewann. Zum ersten Male wurde „das Recht“ gegen die herrschende Volksmeinung, „zu protestiren“ und sich von der allgemeinen Kirche zu trennen, „in Staats- und Völkerverträgen feierlich zugestanden“²⁰⁾. „Diese Rechtsbestimmungen brachten ein doppeltes Verhältniß „unter den Staatsbürgern hervor, ein religiöses — und ein politisches. . . Die verschiedenen Secten eiferten miteinander in der Gründlichkeit ihrer Lehre und der Reinheit ihrer Moral; die verschiedenen Parteien „in Behauptung ihrer bürgerlichen Rechte und Freiheit. . . Die Christenheit war stetlich und rechtlich constituirt“²¹⁾.“

Es entspann sich aber durch die Reformation ein langer und blutiger Kampf, „durch welchen der Geist beider Parteien zuerst in einen intoleranten Dogmatismus, dann in einen politischen Machiavellismus ausartete“²²⁾. . . „Die Schweiz, die Niederlande und Holland erklärten „sich als unabhängige Republiken, und wurden in diesem Unternehmen „in Deutschland, England und Schweden unterstützt“ . . . „Der dreißigjährige Krieg brachte vollends Deutschland um alle Selbstständigkeit. „Fremde Mächte erhielten nicht nur von seinem Gebiete beträchtliche Provinzen, sondern wurden endlich seine Gesetzgeber und Herren“²³⁾. . . „Und nachdem die Häupter der protestantischen Union Deutschland lange „genug geschwächt und im bürgerlichen Kriege erhalten hatten, hoben in „neueren Zeiten die Kurfürsten von Brandenburg den Reichsverband „gänzlich auf. Schon Friedrich II. hatte die deutschen Reichsgesetze zuerst „lächerlich, dann verächtlich gemacht“²⁴⁾. . . „Friedrich Wilhelm, sein „Nachfolger, entzog sich endlich mit dem nördlichen oder protestantischen „Theile von Deutschland durch die Neutralitätslinie dem Kriege, und gab „dadurch das Reich den siegreichen Waffen der Franzosen Preis. Er

20) Eb. 186.

21) Ebb. 186.

22) Ebb. 188.

23) Ebb. 195.

24) Ebb. 196.

„theilte mit den protestantischen Fürsten die geistlichen Staaten, . . . das Reich wurde endlich gänzlich aufgelöst und in eine Conföderation verwandelt, deren Protector der französische Kaiser wurde ²⁵⁾.“

2.

Untergang des römisch-deutschen Kaisertumes.

Warum fiel die deutsche Kaiserkrone vom Haupte der Habsburger?

Weil sie öfter ihre Zeit nicht erkannten; weil sie sich auf die hölzernen Pfeiler der römisch-katholischen Kirche auch dann noch stützen zu müssen glaubten, als dieselben schon vom Wurme des Fortschritts- und Prüfungsgeistes durchfressen waren, ein Geist, der zwar im Aufgange einer Zeit Salomonische Tempel baut, selbst aber auch, wenn die Zeiten erfüllt sind, zerstört, was nur er erbauen konnte, — wie es ein und dasselbe Wesen ist, welches die Chrysalide erbaut, und wenn es zur Freiheit gereift ist, sein Wohnhaus durchbohrt, das ihm zum Sarg würde, wenn man es darin zurückhalten wollte. Rom hatte vergeblich durch die abgestumpften Blitze des Anathems und den Theaterdonner seiner abgestandenen Phrasen den nordischen Hercules zu schrecken und zu bändigen gesucht. Das Götterkind erdrückte mit kräftigen Fäusten die ringelnden Schlangen, und das römische Stabilitätsprincip war auf dem geistigen und geistlichen Schlachtfelde, auf dem allein es kämpfen sollte, überwunden. Als nun der deutsche Kaiser, als Anwalt der Kirche, die vor dem Freigerichte der öffentlichen Meinung verlorene Sache mit schnöder, roher Waffengewalt durchsetzen wollte, da verdiente er wohl einen Prachtitel als goldenen Sporn von Rom zu erhalten und für immer in seiner Anwaltschaft bestätigt zu werden; — aber Deutschland mußte ihm verloren gehen. Als Kämpfer für die greise Weltstadt konnte er noch römischer Kaiser heißen; aber als Kämpfer gegen das heiligste aller Rechte, gegen das unveräußerliche und von Christus als unveräußerlich besetzte Recht der Glaubens- und Gewissensfreiheit, — als Kämpfer gegen die Grundlage jedes wahrhaft christlichen Reiches, — hatte er die deutsche Kaiserkrone verwirkt. Wirklich schwand sie schon im dreißigjährigen Kriege zum Schatten zusammen. Friedrich der Große zeigte, was man sich ungestraft gegen diesen Schatten erlauben dürfe, und auch der leere Schatten schwand dahin. Frankreich siegte kraft des neuen Prin-

25) Ebb. S. 196.

cips, das an die Tagesordnung gekommen war, — und selbst der bloße Titel eines römischen oder auch deutschen Kaisers mußte verhallen, als Napoleon durch sein unsterbliches Gesetzbuch die Rechtsgleichheit verbürgt, und durch diese Anerkennung des neuen Princips das Kaiserthum Karls des Großen zeitgemäß erneuert hatte.

Frankreich hatte gesiegt, wie Nordamerika, weil es für die Selbstständigkeit der Nation und für die politische Reformation gekämpft. Napoleon war zu Macht und Ehren gekommen, weil er die rechtliche Freiheit durch Gesetze und Einrichtungen gesichert hatte. Aber Napoleon und Frankreich unterlagen fremden Mächten, jener, weil er die Rechtsbürgschaften, dieses, weil es die Selbstständigkeit der benachbarten Nationen mit Füßen trat. Beide unterlagen, weil sie selbst die Principien verläugnet, auf denen sie sich emporgeschwungen hatten.

Dies ist die immanente, erst warnende, dann richtende Nemesis der Geschichte.

3.

Der deutsche Bund.

Deutschland ermannte sich und schüttelte das schmähliche Joch der fremden Herrschaft von seinem Nacken, weil freisinnige Männer seine habenden Stämme an die Nationalwürde erinnerten, weil die Fürsten ihm die heiligen drei Worte: Recht, Freiheit und Vaterland zur Lösung des Kampfes gaben. Die Deutschen sollten sich wieder als Brüder erkennen und umfassen, die Brüder sollten, — so wurde verheißen, — wenn sie erst im Befreiungskampfe den alten Zwist gesühnt und sich als Männer erwiesen, — sie sollten auch durch zeitgemäße Verfassungen bürgerlich mündig gesprochen werden. — Der Feind wurde geschlagen, und der deutsche Bund zur Verbürgung der nationalen Selbstständigkeit geschlossen. —

Aber nicht nur nach Außen hin sollte Deutschland frei und stark sein; auch im Innern sollte es sich seiner Nationalität gemäß frei entwickeln und gestalten.

Befragen wir nun die Geschichte, worin diese Nationalität bestehe, so werden wir als einen Grundzug derselben das Bestreben erkennen müssen, von freier Ausbildung der kleinern Lebenskreise allmählig zu höherer Gemeinsamkeit aufzusteigen, von selbstständiger Entwicklung des Individuums und des Familienlebens zur Bildung der Gemeinde, zur Ausführung der Individualität der Stämme, und demnächst erst zur Gestaltung eines Reiches, als einer rechtlichen

Bürgschaft für die Selbstständigkeit der Stammgemeinschaften. In dieser Beziehung war denn auch die deutsche Bundesacte eine zeitgemäße Erneuerung der goldenen Bulle der Kammergerichtsordnung und des westphälischen Friedens, indem sie (Art. 2) nächst der „Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands“ die „Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten“ als Zweck des Bundes aussprach.

So wird also zugleich durch den Entstehungsgrund des deutschen Bundes, durch das Princip der deutschen Nationalität, und durch den unzweideutigen Buchstaben der Bundesverfassung — die rechtliche Selbstständigkeit der einzelnen Bundesstaaten zum wesentlichen Princip des Nationalvereins erhoben, welches, dreifach geheiligt, — nicht ungestraft verletzt werden kann.

4.

Rechtliche Selbstständigkeit.

Unter rechtlicher Selbstständigkeit — oder „Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit“ — kann nun doch wohl nichts Anderes verstanden werden, als daß jeder Staat seiner natürlichen und geschichtlichen Eigenthümlichkeit gemäß bestehen und sich entwickeln könne. Hiermit ist sowohl das Wesen der Selbstständigkeit, als deren notwendige Bestimmung oder Beschränkung, durch welche sie erst einen rechtlichen Charakter erhält, ausgesprochen. Da nämlich jedem Staate derselbe Anspruch zuerkannt wird, und kein Staat von dem andern etwas fordern kann, was er selbst nicht dem andern zugesteht, — so ergibt sich hieraus von selbst, daß ein Staat nur dadurch ein rechtliches Dasein unter den übrigen Staaten gewinnt, daß er nicht auf eine Weise zu bestehen und sich entwickeln zu können fordere, durch welche die übrigen Staaten im Gebrauche desselben Rechtes gehindert oder gestört würden. Dem Rechte des einzelnen Staates auf Selbstständigkeit entspricht also die Pflicht, die Selbstständigkeit der übrigen anzuerkennen. Die Eigenthümlichkeit jedes Staates hat somit ihre notwendige, vernunftgemäße, rechtliche Schranke nicht sowohl an den Eigenthümlichkeiten seiner Mitstaaten, als an der allen vernünftigen Wesen gemeinsamen Bestimmung, mit Ihregleichen eine rechtliche Gemeinschaft, ein sittliches Gemeinwesen zu bilden. So beruht also das Recht auf Selbstständigkeit — auf der Pflicht der Selbstbeschränkung, soweit dieselbe zur Gestaltung eines vernünftigen Gemeinwesens erforderlich ist.

Jeder Rechtszustand besteht diesem nach aus zwei untrennbaren Momenten.

Stoff, Inhalt, materielle Basis desselben — bilden die gemeinsam von Natur und Geschichte erzeugten Individualitäten, das unmittelbar Gegebene, Wirkliche, Lebendige. Die rechtliche Signatur, die sittliche Form dieser Individualitäten besteht aber in der gleichmäßigen Selbstbeschränkung derselben, behufs ihrer gleichmäßigen, möglichst freien Darstellung und Entwicklung. Das Verkennen des ersten Moments führt zur Despotie, Mißachtung des zweiten zur Anarchie. Unbeschränkte Geltendmachung der Individualität führt unvermeidlich zum Kriege Aller gegen Alle, und dieser dann zur Herrschaft der rohen Gewalt, also zur Despotie. Unterdrückung einzelner Individualitäten, oder ungleichmäßige Beschränkung derselben, also Despotie, ruft früher oder später gewaltsame Durchbrechung dieser Beschränkungen, und in Folge hiervon Anarchie hervor, und wie Despotie nur einen Schein von Ordnung, so kann Anarchie nur einen Schein von Freiheit an sich tragen. Wahrfaste, d. h. vernünftige und wirklich dauernde Ordnung besteht und herrscht nur in dem Gemeinwesen, in welchem die Individualitäten, aus welchen es besteht, durch möglichste Freilassung, die Gemeinordnung lieb gewinnen, und mit ganzer Seele ihr angehören, weil sie in derselben ihr Wohlergehen finden. Ebenso herrscht wahrhafte, d. h. vernunftgemäße und wirkliche Freiheit nur da, wo eine Ordnung besteht, durch welche alle Individualitäten gleichmäßig in den Schranken gehalten werden, die zum gleichmäßigen Gedeihen Aller unentbehrlich sind. Dagegen herrscht Despotie überall, wo einer angeblichen Ordnung die Freiheit einzelner Mitglieder geopfert wird, wie Anarchie da eintritt, wo die Individualitäten die Nothwendigkeit der gleichmäßigen, wechselseitigen Selbstbeschränkung verkennen. Ebenso herrscht Despotie da, wo die freie Entwicklung der Einzelnen, also ihr Fortschreiten zum Vollkommenen, der Nothwendigkeit, das unmittelbar Vorhandene, Bestehende anzuerkennen, geopfert wird, wie umgekehrt Anarchie da unvermeidlich ist, wo die imaginäre Vervollkommnung sich rücksichtslos gegen die bestehende Ordnung wendet.

Vernünftige Ordnung und Freiheit ist daher nur da gesichert, wo sowohl die Selbstständigkeit der einzelnen Mitglieder, als das Ziel, zu welchem alle fortschreiten wollen und sollen, anerkannt ist.

Daß aber in beiden Beziehungen die deutsche Bundesacte das Nöthige vorgeesehen, ist aus ihren Bestimmungen leicht zu ersehen.

Die deutsche Bundesacte.

Der deutsche Bundesvertrag enthält alle wesentlichen Bestimmungen, durch welche sowohl die Freiheit der einzelnen Bundesglieder als die Ordnung im Genusse dieser Freiheit gesichert werden können. Er enthält die Anerkennung des Bestehenden und stellt zugleich die Hauptziele des gemeinsamen Fortschreitens fest. So bezeichnet er gleich im ersten Artikel „die souverainen Fürsten und freien Städte Deutschlands“ als diejenigen, welche sich zu einem Bunde vereinigen, und im zweiten als Zweck dieses Bundes: „die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten,“ welchen dann im dritten Art. „gleiche Rechte“ zuerkannt werden. Hierdurch ist gleich von vorneherein den beiden angegebenen Störungen vorgebeugt, welche stattfinden würden, wenn entweder einzelne Bundesstaaten einer imaginären Ordnung zu lieb verhindert werden könnten, den anderen auf dem Wege legaler Reformation vorzuschreiten, oder wenn einzelne Bundesstaaten von den übrigen genöthigt werden könnten, ihren Staatshaushalt auf eine Weise zu reformiren, welche ihrer Individualität noch nicht angemessen wäre. Solchen Störungen ist dann noch besonders durch die Bestimmung des Art. 7 vorgebeugt, wornach in allen Fällen, in welchen es „auf Annahme oder Abänderung der Grundgesetze, auf organische Bundeseinrichtungen, auch jura singulorum oder Religionsangelegenheiten ankommt, weder in der engeren Versammlung noch im pleno, ein Beschluß durch Stimmenmehrheit gefaßt werden kann,“ womit also jedem einzelnen Bundesstaate ein Veto zuerkannt ist.

Wie nun hierdurch die Selbstständigkeit der Individualitäten als vollkommen gesichert angesehen werden dürfte, so ist der Gewaltherrschaft und Anarchie dadurch hinlänglich vorgebeugt, daß im Artikel 11 „die Bundesmitglieder sich verbindlich machen, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen, noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen,“ die vielmehr entweder gütlich durch die Bundesversammlung vermittelt oder im äußersten Falle durch eine „richterliche Entscheidung“ geschlichtet werden sollen.

Ist nun durch diese Bestimmungen dem Bestehenden sein volles Recht zuerkannt, so sind dann auch in mehreren der nachfolgenden Artikel die Hauptziele des gemeinsamen Fortschreitens fest-
gestellt.

So erklärt Art. 13 „in allen Bundesstaaten werde eine landständische Verfassung stattfinden.“ So verspricht Art. 16: „die Bundesversammlung werde in Berathung ziehen, wie auf eine möglichst übereinstimmende Weise die bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens in Deutschland zu bewirken sei, und wie insonderheit denselben der Genuß der bürgerlichen Rechte, gegen die Uebernahme aller Bürgerpflichten, in den Bundesstaaten verschafft und gesichert werden könne.“ So sind im Art. 18 die verbündeten Fürsten und freien Städte übereingekommen, den Unterthanen der deutschen Bundesstaaten folgende Rechte zuzusichern:

- a) „Grundbesitz außerhalb des Staates, den sie bewohnen, zu erwerben und zu besitzen“ ic.
- b) „die Befugniß des freien Wegziehens aus einem deutschen Bundesstaate in den anderen“ — und „in Civil- und Militairdienst desselben zu treten;“
- c) „die Freiheit von aller Nachsteuer“ ic.
- d) „die Bundesversammlung werde sich, bei ihrer ersten Zusammenkunft, mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Pressefreiheit und Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen.“ —

Hiermit haben also alle Bundesmitglieder die Nothwendigkeit der Einführung landständischer Verfassungen ausdrücklich anerkannt, und — wenn man den Art. 18 so auffaßt, wie der gewöhnliche Schreib- und Sprachgebrauch es erheischt, — in diesem Artikel sub lit. d. die Pressefreiheit als ein Recht bezeichnet, welches „den Unterthanen der deutschen Bundesstaaten“ zugesichert werde.

Einführung landständischer Verfassung und Sicherung der Pressefreiheit sind also, wie vom Vernunftrechte, so nun auch durch das positive Bundesgesetz postulirt, und, das naturrechtliche Strebziel der einzelnen Bundesstaaten und ihrer Unterthanen“ durch jenen Vertrag — wenn man will — legitimirt worden.

Was aber unter landständischer Verfassung, was unter Pressefreiheit damals allgemein verstanden wurde, und noch in der gebildeten Welt verstanden wird, darüber kann wohl kein erheblicher Zweifel obwalten . . .

England, Schweden, Frankreich, Norwegen — hatten damals landständische Verfassungen und es dürfte mithin, da der

Ausdruck unbestimmt gelassen, zum wenigsten eben so viel darunter verstanden werden, als durch jene Verfassungen gewährt war.

Unter *Pressfreiheit* wird man aber, wie unter jeder anderen Freiheit, doch wohl Freiheit und nicht *Claverei* verstehen müssen, — und — wie bei jeder anderen vom Staate gesicherten Freiheit, — nicht eine völlig unbeschränkte, sondern eine verantwortliche, für den Mißbrauch einständige Freiheit. Wie daher aus dem allgemeinen Begriffe von Freiheit die Unzulässigkeit einer präventiven Censur hervorgeht, durch welche der Censor zum Papst und Sultan über den Schriftsteller, als solchen, erhoben wird, — so ergiebt sich aus dem bestimmten Begriffe einer rechtlichen, einer staatsbürgerlichen Freiheit die Nothwendigkeit, der Pressfreiheit oder vielmehr den durch die Presse möglichen Rechtsverletzungen dadurch vorzubeugen, daß die Bestrafung der wirklich stattgefundenen durch Gesetze gesichert wird.

Daß nun solche rechtliche Pressfreiheit und landständische Verfassungen von den einzelnen Bundesstaaten erstrebt werden können, — ja sollen, ist also durch die Bundesacte anerkannt, und die wiener Schlußacte (vom 20. Mai 1820) enthält in ihrem Art. 53 die ausdrückliche Bestätigung dieser Anerkennung, indem derselbe erklärt: „Die durch die Bundesacte den einzelnen Bundesstaaten garantierte Unabhängigkeit schließt zwar im Allgemeinen jede Einwirkung des Bundes in die innere Staatsanordnung und Staatsverwaltung aus; da aber die Bundesglieder sich in dem zweiten Abschnitte der Bundesacte“ (welcher die oben angeführten Art. 13, 16 und 18 begreift) „über einige besondere Bestimmungen vereinigt haben, welche sich theils auf Gewährleistung zugesicherter Rechte, theils auf bestimmte Verhältnisse der Unterthanen beziehen, so liegt der Bundesversammlung ob, die Erfüllung der durch diese Bestimmungen übernommenen Verbindlichkeiten — zu bewirken? Was noch mehr ist, der Art. 54 der Schlußacte bestimmt, daß „die Bundesversammlung darüber zu wachen habe, daß die Bestimmung des Art. 13 der Bundesacte in keinem Bundesstaate unerfüllt bleibe.“

Nicht minder wichtig sind aber in dieser Beziehung die Art. 9 und 10 der Schlußacte, in welchen dieselbe erklärt: „die Bundesversammlung „übe ihre Rechte und Obliegenheiten nur innerhalb der ihr vorgezeichneten „Schranken aus,“ welche bestimmt seien, „durch die Vorschriften der „Bundesacte“ und durch fernere Grundgesetze; „wo aber diese nicht zu reichen, durch die im Grundvertrage bezeichneten Bundesgesetze; — „der Gesamtwille des Bundes werde durch verfassungsmäßige Beschlüsse

„der Bundesversammlung ausgesprochen; verfassungsmäßig aber
 „seien diejenigen Beschlüsse, die innerhalb der Gren-
 „zen der Competenz der Bundesversammlung — gefaßt werden.“ —

Ist nun im Grundvertrage die Erhaltung der Unabhängig-
 keit der einzelnen Bundesstaaten als unmittelbarer, ist Einführung
 landständischer Verfassungen und Gewährung der
 Pressfreiheit als nächster Zweck des Bundes ausgesprochen, so kann
 auch kein Bundesstaat verhindert werden, auf verfassungsmäßigem Wege
 die Pressfreiheit bei sich einzuführen, da auf keine Weise der Be-
 weis möglich ist, daß durch solche Einführung den Bundeszwecken
 zuwider gehandelt würde, — zu welchen ja eben die Gewährung der
 Pressfreiheit gehört. Will man also nicht die Bundes- und die Schluß-
 acte mit sich selbst und unter einander in unaufsöbliche Widersprüche ver-
 setzen, so kann der Bundesversammlung nur das Recht zugestanden wer-
 den, darauf zu halten, daß in den Bundesstaaten, in welchen die verhei-
 sene Pressfreiheit eingeführt wird, diejenigen gesetzlichen Einrichtungen ge-
 getroffen werden, durch welche die Bestrafung wirklich stattgefundenener Press-
 vergehen gesichert und hierdurch denselben möglichst vorgebeugt werde. —

Die constitutionelle Monarchie.

(Mit Beziehung auf den eingesandten Artikel „die Monarchie“ in der außerordentlichen Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 4. Februar 1832.)

Die theilweise Spaltung, welche das Wort *Sujet* in der französischen Deputirtenkammer zum Ausbruch gebracht hat, ist zum Gegenstande staatsrechtlicher Erörterung auch in deutschen Zeitungen geworden. Man kann aber, wie jetzt noch die Verhältnisse in Deutschland geordnet sind, die Zeitblätter als eine Art von Deputirtenkammer dieses Staatenbundes betrachten, deren Sitzungen öffentlich und permanent sind, während der Bundestag einigermaßen einer Pairskammer zu vergleichen, welche die Bundesfürsten in geheimen Sitzungen vertritt. Bis jetzt hat jenes deutsche Unterhaus noch die Gestalt der französischen Deputirtenkammer, wie sie vor der Julwoche in ihrer rechten und linken Seite die Principien zwei wesentlich verschiedener Zeiten zur Sprache gebracht, während die Mitte die Interessen der Regierung zu vertreten schien. Wir lassen dahin gestellt sein, ob der oben angeführte Artikel, über die Monarchie, von unserer rechten Seite oder von der Mitte ausgegangen; eben so nehmen wir unsern Sitz weder hier noch dort, sondern besteigen unmittelbar die Tribune, um uns über einige Behauptungen jenes Artikels zu verbreiten, welche eine Berichtigung zu erheischen scheinen.

Wir stimmen zunächst dem ehrenwerthen Abgesandten bei, wenn er in jener Erörterung in der französischen Kammer etwas mehr als einen bloßen Wortstreit erblickt. Es widerstrebt dem gewöhnlichsten Schicklichkeitsgeföhle, die 164 Deputirten, welche gegen das Wort *Sujet* pro-

testirt haben, für bloße Wortklauber anzusehen. Die Menschen berühren sich durch Handlungen; sie verständigen sich einander durch Worte. So ist die Sprache ein lebendiger Vermittler, welcher heilig zu halten, weil er die Einzelnen über das bloße Eigenmeinen zu einer geistigen Gedankengemeinschaft vereinigt. Der Körper des Menschen ist bestimmt, ein Tempel des heiligen Geistes zu sein, und deshalb von ihm selbst, wie von seinen Mitmenschen heilig zu halten. Ebenso ist das Wort die Leiblichkeit des Gedanken, und hat nur als solche Werth und Bedeutung. Darum soll auch das Wort nicht zweideutig sein, sondern deutlich ausgeprägt und scharf gerandet, wie das baare Geld, welches nur so ein brauchbares Mittel des raschen Handelsverkehrs ist. Aber die lebendige Seele bildet und verändert ihren Leib je nach ihren fortschreitenden Bedürfnissen, und die kriechende Raupe wird zur scheinbar erstarrten Chrysalide, um, nach Durchbrechung ihres selbstgezimmerter Sarges, sich als Schmetterling zu einem schöneren und freieren Leben aufzuschwingen. Auch der denkende Geist dient zunächst dem selbstlichen Bedürfnis. Er wird dann auf und in sich selbst zurückgeführt, er geht in sich, er sammelt sich und scheint oft lange auf immer erstarrt zu sein. Er spricht und schreibt, ja er betet sogar fast nur mehr in einer todt en Sprache. Indessen reißt er in sich selbst für ein größeres, freieres Leben; er verwandelt sich, — schon regt er die Schwingen, und siehe! beim Erwachen des Frühlings zerreißt er selbst das zu eng gewordene Todtenkleid und entschwebt verklärt der finsternen Gruft. Wie aber der entschlüpfende Schmetterling oft noch Bruchstücke seines Leichenkleides eine kurze Weile nachschleppt, so führt der wiedergeborene Geist zuweilen noch Worte der todt en Sprache im Munde, und ein solches Wort scheint uns das französische *Sujet*, das deutsche *Untertan*, für die Staaten zu sein, deren rechtliche Freiheit sich bereits durch *Repräsentation* und *Pressfreiheit* *constituirt* findet.

Jenes Wort ist, wie das Verhältniß, zu dessen Bezeichnung es gebraucht wird, kein ursprüngliches, sondern ein gemachtes. Der erste Menschenverein war die Familie, und die Worte „*Vater*“ und „*Sohn*“ bezeichneten die erste Weise der Ueber- und Unterordnung. Wahrscheinlich wurden diese Bezeichnungen beibehalten, als mehrere Familien unter *Einem* Patriarchen oder Stammhalter und Oberpriester einen Familienbund bildeten. Erst als — einander fremd gewordene — Familien sich bekriegten, als die Stärkeren sich die Schwächeren unterworfen (subjicirt) hatten, rief das neue Verhältniß auch ein neues Wort hervor. Aber die poetische Urzeit der Sprachschöpfung war schon vorüber. Jeder Mensch war ursprünglich zum Ebenbilde Gottes geschaffen;

der Sieger hingegen machte den Besiegten zur Sache, und bezeichnete die Sache als die seinige. Sie sollte nur noch sein und thun, was Er wollte. — Der Schöpfer hatte den Menschen zum Herrn der unvernünftigen Geschöpfe ernannt; der Sieger nannte sich nun Herr über die Besiegten und bezeichnete diese als seine Subjecte; sie waren fortan Werkzeuge, — nicht bloß des etwa vernünftigen Willens, sondern auch der selbstischen Willkür des Herrn. Sie waren Unterthanen der einzelnen, mehr oder weniger egoistischen Persönlichkeit.

Es ist hier nicht der Ort, die mannigfaltigen Transformationen anzugeben, welche dieses endliche Verhältniß durch die Gewalt der Dinge durchlaufen. Nur das Ziel ist anzudeuten, welchem es nicht bloß in der Lebensgeschichte jedes Volkes, sondern auch in der Gesamtgeschichte der Menschheit zuzustreben scheint. — Dieses Ziel ist auf zuverlässige Weise nur in der Bestimmung des Menschen überhaupt zu finden. Die älteste, wie ehrwürdigste Offenbarung bezeichnet den Menschen als zum Ebenbilde Gottes bestimmt. Die christliche Offenbarung, indem sie an jene Urverheißung erinnert, bestimmt sie näher dahin, daß alle Menschen zur Freiheit berufen seien vermitteltst des freiwilligen Gehorsams unter den Willen Gottes. Er ist der einzige Vater, alle Menschen sind seine Kinder; nur Christus, und, — da er nichts wollte, als was Gottes Wille, — nur Gott selbst ist der Herr; alle Menschen aber sind zur Mitarbeit, zur Mitherrschaft berufen. Kein Mensch, als solcher, hat ein Recht über den anderen; jeder zeitlich Uebergeordnete ist nur berufen und bevollmächtigt zur Vollstreckung — nicht seines eigenen, — sondern des göttlichen Willens; und die Ueberordnung selbst hat keinen anderen Zweck, als die Untergeordneten zur Höhe der Uebergeordneten zu erheben, — sie ist nur Mittel, nicht Endzweck. Die Art und Weise der Ueber- und Unterordnung wird also bestimmt durch die jeweilige Bildungsstufe der geordneten Gemeinde. Christus ist das göttliche Samenkorn; — das als zukommend verheißene Reich Gottes ist der einst ausgewachsene Baum nicht bloß der Erkenntniß, — sondern auch des wirksamen Lebens. — Die christliche Idee war zunächst nur in wenige Herzen eingesenkt; in ihr war zwar dem Vermögen nach der ganze Reichthum des künftigen Baumes auf geistige Weise enthalten; um aber diese Möglichkeit zu verwirklichen, mußte das Samenkorn erst aus dem Lichte in die finstere Erde hinabsteigen, dem äußeren Scheine nach vermodern, in Wahrheit aber sich nach und nach immer mehrere, immer höhere Elemente aneignen, um die verborgenen eigenen Gedanken zur Ausführung zu bringen. Jeder angeeignete Stoff bietet neue, vollkommnere Mittel zur Gestaltung der

wachsenden Pflanze; jede vollkommnere Gestaltung ist geschickter zur Ergreifung reichlicherer und höherer Nahrung. Ebenso ruft jede gewonnene, tiefere Einsicht auch reinere Gesinnungen hervor, wie jede bessere Gesinnung sich in zweckmäßigeren Gesezen und Einrichtungen verwirklicht, die dann wieder eine Erweiterung der Erkenntniß und eine Erhöhung und Läuterung der Gesinnung herbeiführen. Das Allgemeine in dieser lebendigen Spirale ist, daß die Wahrheit immer tiefer, immer allgemeiner erkannt, daß die Liebe immer gebiegener, immer weiter ausgebreitet, endlich, daß die Freiheit immer umfänglicher, immer unverbrüchlicher gesichert und verbürgt werde. Die allgemeine Aufgabe ist also einerseits: daß die Wissenschaft immer mehr Herr werde über Beschränktheit und Irrthum, die Religion über Leidenschaft und Selbstsucht, die Staatsverfassung über Zufall und Willkür; andererseits: daß immer Mehrere zur vollen Erkenntniß, zur vollkommensten Gesinnung und zur Bethätigung der allgemeinen Ordnung, zur Vertheidigung der allgemeinen Freiheit bereitet und berufen werden. Namentlich für das Staatswesen besteht mithin das Fortschreiten darin, daß, unter Beihülfe der Wissenschaft und der Religion, einerseits die Freiheit, — also freilich auch die formelle Möglichkeit einzelner Mißbräuche derselben, — einen immer weiteren Spielraum erhalte; daß aber andererseits die Ordnung und die Wiederherstellung der vorübergehend gestörten Ordnung immer reichere und dauerhaftere Bürgschaften erhalte. Alle Kinder sollen mündig, also einerseits frei gelassen, andererseits aber auch so erzogen werden, daß sie ihre Freiheit zu ihrem wahren Besten, also eben damit zum Besten Aller gebrauchen. Ebenso sollen alle bisherigen Unterthanen oder richtiger — alle Untergebenen — zu freien, aber eben auch zu wahrhaften Staatsbürgern erzogen werden.

Hiermit sind wir auf dem Standpunkte angelangt, von welchem aus wir die Bewegung der jetzigen Zeit verstehen und würdigen können.

Das Mittelalter arbeitete, sowohl im Kirchlichen, als im Politischen, auf Constituirung unbeschränkter Monarchie, und in dieser Beziehung kann man Clemens XI. und Ludwig XIV. als die zwei Säulen ansehen, welche am äußersten Theile des mittelalterlichen Welttheiles aufgepflanzt wurden. Es schien, als sollten alle besonderen Selbstständigkeiten verflüchtigt werden, um in Kirche und Staat mit der absoluten Einheit die größte formelle Allgemeinheit hervorzurufen. Der Papst sollte Herr sein aller Seelen, — ihres Wissens und Gewissens; der König Herr alles Irdischen, — Leibes und Gutes. Das

Wort Unterthan und Sujet entsprach damals völlig dem Verhältniß, welches damit bezeichnet werden sollte.

Aber das Aeußerste der Herrschaft rief das Aeußerste der individuellen Verfehlständigung hervor. Die nächsten Resultate dieser Reaction sind bekannt. Unbeschränkte Selbstherrlichkeit jedes Einzelnen kann als die Forderung angesehen werden, von welcher das Streben im Wissenschaftlichen, Religiösen und Politischen ausging; aber freie, substantielle Allgemeinheit ist sein Ziel. Die Philosophie unternahm es, — ein zweiter Mose, — die bis dahin unterthänigen Völker aus der Dienstbarkeit des Papst- und Königthums in das gelobte Land der Freiheit überzuführen. Der Weg führte zwar durch die Wüste des Unglaubens, der Selbstsucht und der Anarchie; aber der Philosoph von Genf schrieb auf die tabula rasa des Scepticismus die unveräußerlichen Rechte des Menschen und die Pflichten des Bürgers ein, und übergab sie an Franklin, der vom Sinai der Speculation sie hinabtrug in das neu eroberte Pennsylvanien, und — bedeutungsvoll zu Philadelphia, — als dem neuen Jerusalem, — das neue, aber ewige Gesetz verkündete und in der Bundeslade des Patriotismus niederlegte! So wurde nun als allgemeiner Endzweck des Staates, Eingang der pennsylvanischen Verfassung, (Juli 1776) ausgesprochen, „allen Mitgliedern des Staatskörpers den Genuß der natürlichen Rechte und aller Güter, die der Schöpfer den Menschen verliehen, zu gewähren und zu versichern,“ und das Mittel zur Erreichung dieses Endzwecks wurde „das Recht des Volkes“ anerkannt, „durch einen Act des Gemeinwillens“ alles hierzu Nöthige zu verfügen. —

In diesen wenigen Gesetzesworten lag Grund und Anfang einer neuen Weltordnung, einer neuen Zeitrechnung. Die reine Lehre Christi fing hiermit an, auch in der Sphäre des Rechtes — eine Wahrheit zu werden. — Hiernach ist jeder Mensch als Selbstzweck heilig zu halten; alle Staatsmitglieder — ohne Ausnahme — sind dem einen Endzwecke untergeordnet: dem wahren Wohle Aller, mithin auch Alle gleich vor dem Gesetze, als dem nothwendigen Mittel zu jenem Endzweck. Die Gesammtheit giebt zwar die Gesetze; aber nur das Gesetz ist der permanente, wirkliche Souverain, und alle Beamtete — ohne Ausnahme — sind nur seine Vollstrecker, sind ihm ebenso, wie ihre Untergebenen — unterthan. Die Aufgabe der Gesetzgebung endlich ist, der Willkür der Gesetzvollstrecker immer engere Schranken zu setzen, und für jede willkürliche Verletzung des Gesetzes, für jede, dem Endzwecke des Staates zuwiderlaufende, Willkürlichkeit

ein zurechtstellendes Gericht anzuordnen, wie für jede nöthig werdende Gesetz- oder auch Verfassungsveränderung eine geeignete Behörde.

Dies sind die Grundgedanken der nordamerikanischen Freistaaten, die Lafayette, nachdem er dort für ihre Verwirklichung gekämpft, nach Frankreich zurückgebracht, wo sie zuerst waren ausgesprochen worden. Auf sie waren die Arbeiten der Besseren unter den politischen Reformatoren in den letzten vierzig Jahren gerichtet; nur nach Anerkennung der grundwesentlichsten unter denselben durften die Bourbonen den Thron wieder besteigen; nur durch deren völlige Mißachtung beraubten sie sich selbst des einzigen, nachhaltigen Anspruches auf die Krone. Aber auch schon vor der Juliswoche waren die neuen Könige von Frankreich nicht mehr Monarchen in dem bisher geltenden Sinne dieses Wortes. Der eigentliche Monarch war die Charte, die dadurch nicht zu einer verlebten — und darum auch rücknehmbaren — geworden, daß es Ludwig XVIII. sie eine octroyirte zu nennen — beliebt hatte. Wie kraftlos Worte sind, wenn sie nur erschlichen, und nicht der lebendige Ausdruck von Wirklichkeiten sind, hat die Juliswoche gezeigt. Die Charte war das politische Credo der gebildeten Mehrheit, und daß sie dies war, haben nicht Wenige mit ihrem Blute bezeugt. Diesem Freibriefe zufolge waren aber keineswegs (wie es in dem eingesandten Artikel heißt) „alle Rechte der obersten Staatsgewalt in der Person des Königs vereinigt und repräsentirt.“ Diese Rechte waren vielmehr in den wichtigsten Beziehungen vertheilt an den König und die beiden Kammern. Nur mit diesen konnte der König Gesetze geben und Steuern auflegen, und vermittelt der letzteren Beschränkung konnte er auch nur mit Bewilligung der Kammern Krieg erklären, wie denn überhaupt das Steuerbewilligungsrecht die wirkliche, oberste Staatsgewalt in die Hand der Mehrheit der Volksabgeordneten legt. Die Staatsbürger wählen diejenigen, die ihnen die Besten (die ἀριστοί) scheinen; die Mehrheit derselben hat unmittelbar oder mittelbar über alle schwebenden Angelegenheiten zu entscheiden. Nicht also Einer herrscht, sondern die Mehrheit der Notabeln. Da überdies die Minister für alles, was von der königlichen Gewalt ausgeht, verantwortlich, da alle Richter unabsehbar und alle Einzelheiten des ganzen Staatshaushaltes durch die Freiheit der Presse dem gewaltigen Gerichte der Öffentlichkeit untergeben sind, — so ist ein so verfaßter Staat nichts weniger als eine Monarchie im herkömmlichen Sinne; sondern in der That eine aristokratische Demokratie mit einem erblichen Könige. - Dieser König aber ist im Wesentlichen nur durch die Vererblichkeit seiner Würde und die Unverantwortlichkeit seiner

Person von dem Präsidenten eines Freistaates unterschieden, — und die Staatsbürger haben im Grunde nicht dem Könige, sondern entweder den Entscheidungen der Mehrheit ihrer Abgeordneten, oder den Weisungen verantwortlicher Minister, innerhalb des beschränkten Geschäftskreises derselben, „Gehorsam zu leisten.“

So war es schon vor der Julivoche, und schon damals war das Wort Unterthan oder Sujet — der Sache nach — antiquirt. Sind aber nach Abschaffung der Sklaverei und der Leibeigenschaft die Worte *Clav* und *leibeigen* zu bloß historischen Bezeichnungen geworden, warum soll denn das Wort *Unterthan* beibehalten werden, da, wo das Unterwürfigkeits- und Unterthänigkeitsverhältniß sich in das der gesetzlich freien Unterordnung oder Untergebenheit verwandelt hat?

Wie nun bereits die berühmte Adresse der 221 und die Wiedererwählung derselben die Thatsache erhärtet hatten, daß die französische Nation sich keineswegs im bisherigen Sinne des Wortes als des Königs *Unterthan* angesehen wissen wolle, — so erhielt diese eingetretene Veränderung eine neue, völlig unzweideutige Bekräftigung durch die Absetzung des bisherigen Königs und seiner Dynastie, und durch die Wahl eines neuen Oberhauptes. Nach diesem Vorgange, dessen Rechtsgültigkeit zwei Welttheile, theils ausdrücklich, theils durch gleich berebtes Stillschweigen, anerkannt haben, ist der König — zum wenigsten für Frankreich — in Wahrheit zum Abgeordneten der Nation geworden. Er ist jetzt in der That nichts anderes, als der, kraft des Volkswillens, erbliche und persönlich unverantwortliche Präsident des französischen Freistaates; denn frei ist ein Staat, dessen Bürger nur solchen Gesetzen gehorchen, in welche sie mittel- oder unmittelbar eingewilligt haben. Sind aber früher die Fürsten auf Erhaltung und Anerkennung ihrer Rechte eifersüchtig gewesen, so ist es nicht zu verwundern — und wohl eben so wenig zu tabeln, wenn auch Diejenigen, die das Recht in Besitz genommen haben, eine vererblich gewordene Dynastie durch ein gewähltes Oberhaupt zu ersetzen, — auf dieses Recht eifersüchtig sind. Will man die Sache, so muß man auch den rechten Namen dafür nicht scheuen. Bietet die Sprache des alten Régime keine passende Bezeichnung für das neue Verhältniß, so mag man die Bezeichnung umgehen, bis das rechte Wort gefunden. Jedenfalls aber möchte es rathsamer sein, der würdigeren, erhebenderen Benennung von Staatsbürger den Vorzug vor dem erniedrigenden *Unterthan* zu geben, selbst da, wo die rechtliche Freiheit der Staatsmitglieder noch mehr in der rechtlichen Gesinnung des Fürsten, als in den Institutionen und

in-der ausdrücklichen Zustimmung des Volkes — ihre Bürgschaft findet.
 — Schließlich geben wir dem ehrenwerthen Verfasser des Artikels v. 4. d. M. die inhaltsschweren Worte des genialen Ballanche zu bedenken, der in seiner Palingénésie sociale bemerkt: Celui qui doit obéir veut une raison de son obéissance. L'autorité, même l'autorité paternelle, a besoin d'être juste... La sanction du pouvoir de celui qui commande est donc dans l'assentiment de celui qui obéit; c'est en cela que réside la force sociale, antique acception du mot Dynastie...

Ideen zur Geschichte der Menschheit.

1.

Jedes bloß natürliche, d. h. unfreie Einzelwesen ist in jedem Augenblicke das, was es gerade in diesem Zeitpunkte sein soll. Das lebendige Wesen, das in ihm wirkt, macht den eben vorhandenen Stoff zu Allem, was der Stoff gerade werden kann. Es würde unter anderen Umständen, mit anderem Stoffe vielleicht eine schönere Form ausprägen, und die schönste Form, die es unter den günstigsten Verhältnissen auszuprägen vermag, kann man das Ideal dieser Art von Einzelwesen nennen. Daß dieses Ideal sich einmal offenbare, ist als die ewige, — daß es aber eben nur so weit, als die unmittelbar vorhandene Außenwelt es gestattet, an den Tag trete, ist seine augenblickliche Bestimmung. So sind die bloßen Naturwesen in jedem Augenblicke Alles, was sie eben dann sein sollen.

Nicht so der Mensch. Er ist zwar auch ein Naturwesen. Als solches hat er ein individuelles Musterbild darzustellen, und ist in dieser Beziehung an den ganzen übrigen Weltzusammenhang gebunden und durch ihn bedingt und beschränkt. Dieses Naturwesen ist aber nur die Unterlage, der Spielraum, das Werkzeug, zum Theil auch der Arbeitsstoff für den mit Phantasie, Gemüth und Vernunftvermögen begabten Willen. Seine volle Bestimmung ist eine unendliche; seine Bestimmung für jeden Augenblick aber ist nur dies: „dasjenige zu vollenden und, wenn möglich, zu vollbringen, was er eben als seine Bestimmung weiß, selbst wenn es seinen unmittelbaren Naturtrieben zuwider wäre.“ Hiermit tritt also die Möglichkeit ein, daß der Mensch seiner eigentlichen menschheitlichen Bestimmung auch nicht entspreche, daß er also wirklich etwas Anderes ist, als er sein soll.

Schon aus diesen Angaben, deren Richtigkeit jedoch nicht wohl bestritten werden kann, ergiebt sich, wie schwierig es sei, ein gerechtes Urtheil über irgend einen Menschen zu fällen. Um nämlich seinen Werth oder Unwerth zu bestimmen, muß man nicht bloß die allgemeine und besondere Bestimmung desselben, sondern auch die ihm dazu von der Natur gebotenen Mittel, die von der Außenwelt ihm gesetzten Schranken kennen; man muß endlich wissen, wie weit dieses alles ihm überhaupt zum Bewußtsein gekommen, wiefern es ihm bei irgend einer Handlung oder Unterlassung gerade gegenwärtig war.

Dreierlei ist also bei allem Menschlichen zu berücksichtigen: 1) die besondere Naturbestimmtheit und die besondere Stellung des Menschen; 2) das Allgemeine, Vernünftige, welches gerade in diesem Augenblicke verwirklicht werden sollte, und 3) das wirkliche Wissen und Wollen des Menschen in jedem einzelnen Falle. —

Aber nicht nur bei einzelnen Menschen sind die inneren Anlagen und äußeren Verhältnisse unendlich mannigfaltig; sondern auch die Naturbestimmtheiten der Völker weichen sehr von einander ab. Noch größere Unterschiede bieten endlich die verschiedenen Rassen dar, und die richtige Würdigung irgend eines geschichtlichen Ereignisses ist vor Allem durch die Kenntniß von diesen Unterschieden bedingt.

Wie dann ferner der einzelne Mensch eine ganze Reihe von Entwicklungsstufen durchschreitet, vom unmündigen, völlig unfreien Kinde bis zum Greise, so daß auf jeder Stufe eine eigenthümliche Gesetzmäßigkeit walitet, welche zum Theil gar nicht, zum Theil nur zum Schaden der Entwicklung überschritten werden kann, so haben auch die Völker ihre verschiedenen natürlichen Lebensalter, und noch überdies, wie die neuern Zeiten es gezeigt haben, ihre verschiedenen immer höheren Wiedergeburt.

Endlich bildet die Menschheit selbst ein eigenes großes Naturwesen, welches durch die Veränderungen seines Planeten, durch seine eigene innere Continuität, und durch die fortlaufende Ueberlieferung eine Reihe von Weltaltern durchschreitet, deren jedes dem freien Willen des einzelnen Menschen einen bestimmten Wirkungskreis und eine bestimmte Masse von Mitteln darbietet.

So ist also jeder Mensch, jedes Volk, ja die ganze Menschheit in jedem Zeitmomente auf eigenthümliche Weise von der zu Grunde liegenden Natur bedingt und beschränkt, und die Kenntniß dieser Bestimmtheit ist unentbehrlich zur richtigen Würdigung der einzelnen Handlungen, wie der größeren Ereignisse.

Die Menschen sind aber nicht, wie die ihnen untergeordneten Naturwesen, zur steten, bloßen Wiederholung eines und desselben Lebenswerkes bestimmt. Sie sollen nicht bloß werden, genießen und untergehen, wie die unvernünftigen Thiere; vielmehr ist ihre Naturbestimmtheit nur der zu verarbeitende Stoff für ihre menschliche Bestimmung. Nicht nur soll der einzelne Mensch immer mehr werden, als er schon ist; sondern es soll auch aus dem Zusammenwirken der Einzelnen nach und nach eine menschliche Welt zum bleibenden Dasein kommen, die vorher noch nicht da gewesen. Ueber den verschiedenen Reichen der Natur und ihrer gesammten harmonischen Ordnung sollen sich die Familien, die Staaten und Kirchen, die immer größeren Handels-, Künstler- und Gelehrtenrepubliken, die Völker- und Welttheilsbündnisse sich erheben, gestalten, ausbreiten, vervollkommen und allmählig eine zweite Schöpfung an's Licht stellen, eine Welt des Schönen, Guten und Wahren, ewig, wie die Dreieinigkeit von Vernunft, Phantasie und Liebe, die sie in Freiheit geschaffen. Jeder Mensch ist irgendwie Mitarbeiter an diesem unendlichen Werke; jeder empfängt hierzu durch innere Anlagen und äußere Stellung seinen eigenthümlichen Beruf und in diesem seine besondere Bestimmung. Eben so hat auch jedes Volk und vielleicht jede Race ihren eigenen Beruf, und die wahrhaft geschichtlichen Epochen werden für die Völker und für die ganze Menschheit durch das stufenweise Hervortreten dieser neuen Schöpfung bezeichnet. Zuweilen scheint zwar der Aufbau zu stoßen; das bereits Fertige steht lange unverändert da. Aber im Verborgenen arbeiten die Steinmessen, die Zimmerleute, die Glasmaler, und siehe! an einem frühen Morgen kommen sie zusammen, legen die Hand an, und in wenigen Tagen steht ein herrlicher Tempel vor unsern Augen. Manchmal sogar scheint das Werk rückgängig zu werden, weil schon fertige Theile des Gebäudes, in denen viele Geschlechter vergnüglich gewohnt haben, in Brand gerathen oder absichtlich zusammengerissen werden und ihre Bewohner nun ohne Obdach herumirren. Doch auch hier ist nur scheinbarer Rückgang bei wirklichem Fortschritte. Die Bewohner haben die Mängel ihrer Wohnung kennen lernen; verborgene Kräfte werden durch die Noth geweckt, die Liebe kommt ihnen zu Hülfe und bald ist das hingefällige, beschränkte Alte durch ein dauerhaftes, gedumiges, heiteres Neue ersetzt.

Freilich kann, da das gesammte Werk der Menschheit aus der Freiheit hervorzugehen bestimmt ist, auch Widervernünftiges, Unzweckmäßiges vorübergehend zum Vorschein kommen. Schwer aber ist es, bei

großen Ereignissen, wie bei Gesundheitsstörungen, die Symptome der Krankheit von den Heilbemühungen der Natur zu unterscheiden. Noch schwieriger ist es oft, gesetzmäßige Entwicklungsmomente von Veränderungen zu unterscheiden, die der natürlichen Ordnung nicht angehören. Immerhin bleibt es eine der schwersten Aufgaben, zu erkennen, was gerade an der Zeit ist, ob das Festhalten des gerade Bestehenden, oder das Verändern desselben, und falls das Letzte als nothwendig anerkannt wird, was dann an seine Stelle zu setzen sein möchte. Denn wahrzunehmen, daß etwas schlecht, häßlich, unwahr, unpassend ist, dazu sind gar viele schon genug gebildet; das eingeborene Gefühl, der Urmen sch in uns, wird durch solches Idealwidrige mehr oder weniger schmerzlich erregt, und der Tadel, den wir aussprechen, ist nur der Ausdruck des zum Bewußtsein gekommenen Schmerzes. Soll hingegen angegeben werden, was denn das Rechte, Schöne, Wahre, Zweckmäßige ist, durch welches jenes zu ersetzen sei, so wird hierzu nicht nur eine schöpferische Gabe, oder doch eine bestimmte Erzeugungskraft, sondern auch ein höher gebildetes Urtheilsvermögen erfordert, welches für die besondere Wirklichkeit das gerade Geeignete zu finden und zu wählen vermag.

3.

Auf zwei Momente ist also, dem bisher Ange deuteten zu Folge, bei jedem geschichtlichen Ereignisse, vor Allem das Augenmerk zu richten. Zuerst auf die ihm vorangegangene Wirklichkeit, dann auf das in ihr zu realisirende Ideal. Aus jener wird erkannt, was sein kann, aus diesem, was sein soll, und gewiß soll nur das Mögliche geschehen.

Das Vorhandene ist mithin nicht bloß aufzufassen, wie es sich unmittelbar der Wahrnehmung darbietet, sondern so, wie es in der Wahrheit ist, nämlich als bestimmtes Moment des Ganzen, zu welchem es gehört, als Resultat der Entwicklungsmomente, die auf dasselbe hingearbeitet, und sich in dasselbe irgendwie fortgesetzt haben. So ist jedes Volk nicht bloß dieses unmittelbar wahrnehmbare, sondern es ist noch vielmehr das Erzeugniß seiner ganzen Geschichte, die in der Gegenwart aufbewahrt ist und in ihr nachwirkt; es ist überdies noch ein lebendiges Glied in der jetzt lebenden Menschheit, eine bestimmte Person in dem großen Welt drama, bedingt, beschränkt und vielfach bestimmt durch die übrigen mithandelnden Personen. Nur aus solchem Zusammenhange ist Vieles zu begreifen und — zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, wie manche Alterskrankheiten nur der Ausbruch begangener Ausschweifungen, wie manches fürchterliche und scheinbar unverschulbete Unglück nur gerechte

Strafe ist für längst vergessene Sünden. Wie im einzelnen Menschen, so lebt auch in jedem Volke seine Vergangenheit fort, und erhebende und schmerzhaftige Erinnerungen steigen oft bei scheinbar zufälligen Veranlassungen auf, und werden Mächte, die bestimmend in das Leben eingreifen.

Nur also, wenn das Vorhandene durchschaut, nur wenn seine Voraussetzungen gekannt und die Geseze des großen Nationalorganismus sowohl in seiner gefunden Entwicklung, als in seinen krankhaften Gestaltungen erkannt sind, dann nur ist der Thatbestand als gehörig ermittelt anzusehen, der die Grundlage bildet für das, was sein soll. Wird aber jener unmittelbar aus der Wirklichkeit abstrahirt, so kann dagegen dasjenige, was erst Wirklichkeit werden soll, nur durch Speculation und Induction ermittelt werden. So deutliche Fingerzeuge indessen die Erfahrung zu geben scheint, so häufig sind doch die Abirrungen auf diesem Gebiete, so mannigfaltig sind noch die Veranlassungen zu denselben. Religiöse Vorurtheile und Privatinteressen, Systeme, die durch den Anschein strenger Consequenz verblenden, gutmüthige Beschränktheit, Phantasterei und profaische Oberflächlichkeit wirken zusammen, um die babylonische Sprach- oder richtiger Gedankenverwirrung, die in der Theologie eingebrochen, auch in der Politik immer mehr zu steigern.

Kirche und Staat beruhten im Mittelalter auf factischer Autorität, auf dem Ansehen der Ueberlieferung, auf unvordenklichem, durch Ahdauer geheiligtem Bestande, auf überall theiligten Interessen und auf der Bequemlichkeit, Vereinzeltung und dem Bildungsmangel der übergroßen Mehrheit. Die himmelschreienden Ungebühren des Standes, der zu Himmel und Heiligkeit hinführen sollte, erschütterte das Kirchengebäude. Die Noth trieb zur Auffuchung eines unerschütterlichen Grundes für die Christengemeinde; man grub nach und traf auf das Buch der Bücher. Es bot mehr als hinreichende Waffen zum Abwurf der hierarchischen Willkür; die menschliche Autorität der Kirche wurde gestürzt durch die noch für göttlich gehaltene der heil. Schrift. — Aber die Kirche war verwachsen mit dem Staate; die Gekstlichkeit war ein Stand, die Heilsordnung auch ein Polizeigesetz geworden. Die Entgründung der geistlichen Autorität führte nothwendig die Erschütterung des weltlichen Ansehens mit sich. Die Religionsfreiheit wurde als ein angetauftes Recht in Anspruch genommen, und bald gegen das bestehende, positive Recht und gegen die Willkür der Staatsgewalt Abhülfe gesucht.

Es war dahin gekommen, daß man wissen wollte, warum man

zu gehorchen habe; in der Kirche, warum man den denkenden Geist den Ansprüchen der Hierarchie, — im Staate, warum man Leib und Leben den Machtprüchen und Forderungen der Herrscher zu unterwerfen, — in beiden, warum man zu glauben, zu zahlen, zu leiden und zu schweigen habe. Die Vorsehung war durch Darbietung der Druckpresse den höheren Bedürfnissen Europa's entgegen gekommen; das durch den kirchlichen und weltlichen Druck erweckte Gefühl höherer Berechtigung kam zum Bewußtsein, und die Begeisterung für die menschenwürdigere Freiheit überwand, zum wenigsten bei den meisten germanischen Völkern, die materielle Uebermacht der bisherigen Autoritäten.

Die menschliche Natur war vorangeschritten; der denkende Geist suchte diesen Fortschritt zu begreifen, zu begründen und alle nothwendig scheinenden Folgerungen daraus zu entwickeln. Dagegen suchte die zurückgebliebene Partei ihre Unbeweglichkeit zu rechtfertigen, und den Fortschritt zum Verbrechen zu stempeln. Während in der sogenannten wirklichen Welt die zeitlichen Interessen sich einander bekämpften, und die Verfechter des neuen Zeitgeistes Schritt vor Schritt ihr festes Land dem alten Meere abgewinnen mußten, wuchs auch die Thätigkeit auf dem Gebiete der Wissenschaft.

Aristoteles und nebenbei auch etwas Plato und ihr Schatten Cicero, hatten Hand in Hand mit Moses den Stoff für die Politik der Scholastiker hergegeben. Die fortschreitenden Rechtslehrer seit der Reformation suchten Grund auf zwei verschiedenen Wegen. Die Einen durchwühlten die immer vollständiger zu Tage kommenden Urkunden der Uebersetzung, — das N. Testament, — Plato, die griechische und römische Geschichte, und suchten hier einen festen Punkt zu gewinnen. Andere stiegen hinab in den Schacht des Gewissens und des natürlichen Rechtsgefühles, oder schwangen sich hinauf in das schrankenlose Gebiet der Phantasie und riefen so aus der inneren Verborgenheit ihr Naturrecht und ihr Staatsideal ans Licht.

Wie vorzeitig oder wie unbrauchbar dann auch die Resultate waren, zu welchen die Progressiven auf diesen Wegen gelangten, so viel war doch immer gewonnen, daß ihre Gegner, die wir Stabilisten nennen können, dadurch zur Rede gestellt und somit genöthigt wurden, über ihr eigenes Princip, — das Princip des blinden und stummen Gehorchens, — hinauszugehen. Sie mußten ihre Feinde widerlegen — und stellten hierdurch sowohl ihre Schwäche, als ihre Inconsequenz zur Schau.

Indessen ging die wirkliche Welt ihren großen Gang fort, und wenn

auch, vielleicht in mehr als geometrischer Progression, die Theorie an Einfluß auf die Praxis gewann, so zeigte die Wirklichkeit doch auch so oft ihre immanente Selbstständigkeit und einen die Theorie überflügelnden oder von ihr abweichenden Gang, daß noch jüngst sich Manche zu der Behauptung veranlaßt fanden, die Wissenschaft habe, besonders in der Politik, nur das Zu- und Nachsehen. Wir können dieser letzteren Meinung nicht unbedingt beipflichten.

5.

Allerdings hat der denkende Geist die Wirklichkeit zu erforschen und sie in ihrer Nothwendigkeit, oder vielmehr in ihrem lebendigen Zusammenhange, zu begreifen. Einerseits aber setzt das richtige, vollständige Auffassen des Vorhandenen schon ein eigenthümliches, von Innen heraus bestimmtes Aufmerken voraus; andererseits hat die Speculation aus den wahrgenommenen Thatfachen die ihnen zu Grunde liegenden Gesetze und den Organismus dieser Gesetze abzuleiten, und aus den bereits vorhandenen Momenten der Progression auf die noch fehlenden zu schließen. Wie die Repräsentanten des Volkes die Bedürfnisse desselben, so haben die wissenschaftlichen Denker die Postulate des Zeitgeistes zu entdecken und der Mitwelt zum Bewußtsein zu bringen. Die Naturwesen drücken in jedem Augenblicke nur dasjenige aus, was sie gerade in diesem Zeitraume zu verwirklichen haben; dennoch trägt schon der Same auf ideelle Weise alle die Gestalten in sich, in welche er sich allmählig ausbreiten soll. Wäre er aber zu freiem, nach vorgestellten Zwecken handelndem Dasein bestimmt, und ihm die Liebe zu seines Gleichen — und deshalb auch Sprache — gegeben, dann würde die grünende Pflanze die Bestimmung zur Blüthe auch vorfühlen, dieses Gefühl bewußt werden und ihre Blüthgedanken auch als frohe Botschaft aussprechen und sie ihren Genossen zu verkündigen haben.

Und der Mensch, die Krone und der Endzweck der Schöpfung, sollte nicht auch in sich die ganze Idee der Menschenentwicklung tragen, und zum wenigsten vorempfinden und in allgemeineren Zügen vorbestimmen können, welche Stufe nun zunächst zu ersteigen sei? Nur dies ist freilich nicht zu übersehen, daß, wie der Same zur Entfaltung und Wurzelung des Wassers, der Luft zum Blüthen, des Lichtes zum Grünen und Blühen, der Wärme zum Reifen der Früchte bedarf, — so auch der Mensch nur durch bestimmte Reize und Anregungen zum Innwerden der nächsten Bestimmung gelangt. Unstreitig aber ist es gerade eine wesentliche Eigenthümlichkeit der neueren, und zwar der

deutschen wissenschaftlichen Forschung, daß sie in allen Zweigen des Wissens zuerst sich der Geschichte desselben zu bemächtigen und diese in ihrer organischen Fortbildung aufzufassen sucht, um dann aus diesen Voraussetzungen das noch Mangelnde als historisch nothwendig abzuleiten.

Auf diese Weise wird das Wesen der Menschheit, der Religion, der Völker, des Staates u. s. w. und aus allem diesem die Bestimmung des Menschen in den verschiedenen Lebenssphären jetzt tiefer als jemals erkannt, wenn auch zunächst nur erst von Wenigen die philosophische oder reinvernünftige Nothwendigkeit aller einzelnen Momente dadurch eingesehen wird, daß sie den vollständigen idealen Organismus derselben erkennen. Beides aber hängt untrennbar zusammen.

6.

Der Mensch, wie er zu werden anfängt, gestaltet sich gleich zu einem organischen Wesen, d. h. zu einem solchen, dessen verschiedene Theile sich einander wechselseitig voraussetzen, indem ihre Thätigkeiten auf wechselseitige Erhaltung und Fortbildung und hierdurch auf Bestand und Entwicklung des Ganzen, wie umgekehrt die Wirksamkeiten des Allgemeinen auf Erhaltung und Förderung der einzelnen Momente gerichtet sind. Somit verwirklicht die lebendige Seele in jedem Augenblicke eine bestimmte Weise und Gestalt organischen Daseins. Diese verschiedenen Weisen und Gestalten bilden nun allmählig eine geordnete Reihenfolge von immer vollkommeneren, entwickelteren Organismen, und daß ein Organ, ein Sinn, ein System nach dem anderen zum Dasein, zur Vorherrschaft gelangt und gelangen muß, dies kann man die historische Nothwendigkeit der einzelnen Entwicklungsformen nennen.

Dieser gesetzmäßige Verlauf der Lebensgestalten ist zunächst Zweck an sich selbst; aber er hat auch einen Endzweck, und ist, vom höheren Standpunkte aus angesehen, nur die Vermittelung zur Verwirklichung dieses Endzweckes. Als solcher kann nun offenbar nur die vollständige Ausgeburt der Idee des leiblichen Menschen angesehen werden. Diese Idee aber ist für sich genommen nichts anderes, als das im Geiste wiedergeborene Musterbild der Wirklichkeit, ein in sich unverbrüchlich in einander gegliederter Kreislauf von Bestimmtheiten und Bestimmungen, und die von der Speculation erkannte Nothwendigkeit ihres Daseins und ihres Ueberganges in einander ist, was wir oben philosophische Nothwendigkeit genannt haben.

Wie nun der einzelne Mensch als Naturwesen allmählig wird, und nach historischer Nothwendigkeit die allgemeine Idee des menschlichen Organismus realisiert, so hilft er eben damit auch als Geschlechts Hälfte zur Darstellung des Totalmenschen, als Mitglied einer sittlichen Gemeinschaft zur allmählichen Ausgeburt der bestimmten Idee eines Volkes, und als Mensch überhaupt zur Darstellung der Idee der Menschheit, gerade wie der Mond, indem er um seinen Planeten, und mit ihm um seinen eigenen Mittelpunkt sich bewegt, zugleich um die Sonne, und mit dieser um das entferntere Centralgestirn kreiset. Volk und Menschheit, Sonnensystem und System von Sonnen haben eben sowohl wie Mensch und Planet ihre ewigen Ideen oder Musterbilder und die historischen Realisationen derselben.

Andererseits bedarf der einzelne Mensch, als übernatürliches Wesen 1) der einzelnen Familie zum unmittelbaren Liebeleben, 2) des besonderen Staates zur Freiheit und zum höheren sittlichen Wirken, und 3) des allgemeinen Menschenvereines (der ewigen Kirche) zur möglichst großen Theilnehmung am Allgemeinmenschlichen: — Kunst, Wissenschaft und wechselseitigen Hülfeleistungen der Völker. Und auch jede dieser Sphären hat ihr ewiges Ideal, und, wie schon früher bemerkt, ihre eigene Entwicklungsgeschichte in der Art, daß der Mensch anfangs unbewußt, später mit Bewußtsein, zuletzt mit voller Ueberzeugung an der Ausgeburt des Ideales jeder Sphäre arbeitet, und daß die verschiedenen, geschichtlich hervortretenden Gestalten des Familienlebens, des Staates und der Humanität als allmähliche Annäherungen zum Musterbilde anzusehen sind.

7.

In dieser Weltansicht, die wir selbst als ein lebendiges Erzeugniß und Bezeugniß der Geschichte ansehen, liegen aber auch schon die Prämissen zu dem Schlusse, durch welchen alles Einzelne erst seine rechte Stellung und Bedeutung erhält.

Ist nämlich, wie die Naturwissenschaft den Beweis dafür liefert, die ganze Erdenatur mit ihren verschiedenen Reichen ein harmonisch geordnetes Ganze; ist sie, wie die tägliche Erfahrung beweist, dem Menschen in jeder Beziehung als ihre Endzwecke untergeordnet; ist, wie Geschichte, tägliche Wahrnehmung und Sternkunde erweisen, die Erde, als Individuum (also doch wohl auch ihre Krone, die Menschheit, mit eingeschlossen), dem Sonnensysteme, und dieses dem unendlichen Sternreiche eingeordnet, so daß noch die Fürstin des Pla-

netensystems sich zum Menschen huldreich herabläßt und selbst Milchstrahlen sich in seinem Auge spiegeln und das Gefühl der Unendlichkeit in seiner Seele wecken; findet sich also Ordnung unter und über dem Menschen — und er selbst sich als ein nothwendiges Glied in dieser unendlichen Verkettung, — so findet er eben damit durch seine Vernunft sich genöthigt anzunehmen, daß auch die Menschheit in ihrem eigenthümlichen Wesen, also in ihrer geschichtlichen Entwicklung, eine Ordnung darzustellen habe. Er nimmt diese Wahrheit aber um so leichter und williger auf, als das Herz mit seinen reinsten, mächtigsten und allgemeinsten Trieben und Gefühlen ihr zustimmt, und die Geschichte Kunde ihm täglich deutlichere Spuren solcher Ordnung nachweist.

Jede Ordnung setzt aber einen Ordner voraus; denn jedes geordnete Einzelwesen ist durch bestimmte einwohnende Kraft, Seele u. s. w. geordnet. Da nun diese ordnenden Kräfte, Seelen u. s. w. selbst wieder nur Momente eines größeren Ganzen ausmachen, so ist auch mit Nothwendigkeit auf einen größeren, noch innerlicheren Ordner, und so endlich auf einen allerinnerlichsten, schlechthin allgemeinen Weltordner zu schließen. Erfahren wir doch an uns selbst, daß der Körper von der Seele gebildet, d. h. geordnet, die Seele selbst wieder von unserem vernünftigen Willensgeiste gebildet und in die Menschenwelt eingeordnet wird.

Es ist aber andererseits die Freigelassenheit des menschlichen Willens eine nicht minder unablässbare Thatsache, und ebenso, daß durch die Willkür des Menschen Verletzungen des eigenen Gewissens und Störungen des eben so gewissen Rechtes Anderer und der Entwicklungsordnung unbestimmbar Vieler veranlaßt werden können. —

Wird nun diese Thatsache mit dem großen gewonnenen Resultate in Beziehung gesetzt, so ergiebt sich aus dem schlechthin allgemeinen Principe der Ordnung auch die Nothwendigkeit des besonderen Princips, in Folge dessen jede Störung der Ordnung eine Herstellung derselben unabweislich erheischt, mithin Alles nothwendig macht, was zu derselben erforderlich ist.

Wirklich ist auch der Gedanke von Gerechtigkeit als Wiederrückstellung der allgemeinste unter allen zum Denken erwachten Menschen, wie das Gefühl der Rache, als bloßes Natur- (nicht Vernunft-) Recht, schlechthin allgemein bei bloßen Naturmenschen, d. h. Wilden ist.

Die Gerechtigkeit erheischt aber nicht nur einerseits die Bestrafung, und Wiederrückbringung des Ordnungstörers, sondern auch andererseits die Vergeltung für jeden ordnungswidrig erlittenen

Schmerz²⁾). Sie muß ferner, wie die Naturordnung, allgegenwärtig und allbeherrschend sein, und fordert daher gleich unabweislich für die Einzelnen Staat, Kirche, und Vorsehung und Vergeltung für hier und dort; nicht minder dann für Völker, Staaten und Kirche eine höhere Führung und Zurechtweisung, die zwar durch Einzelne bewirkt, aber nicht als von Einzelnen ausgehend angesehen werden kann, da diese, wo sie solchen Beruf zu haben behaupten, so oft selbst zu den Zurechtgewiesenen geschaaret werden, gerade wie auch in der tiefer stehenden Naturordnung die einzelnen Wesen, selbst wider ihren besonderen Trieb, in die allgemeine Zweckverkettung hineingerissen werden.

Giebt uns also die willenlose Natur unverkennbar durch ihre eigenthümliche Ordnung und Schönheit den ordnenden, durch ihre Zweckbeziehung auf den Menschen den menschenfreundlichen Weltgeist zu erkennen, so verkündigen die Stimmen in unserer Brust ihn als den gerechten, bessernden und deshalb verzeihenden, und Geschichte, Natur und Vernunft nöthigen uns, ihn auch als den allwaltenden Vater und Herrn, und Richter und Heiland der Völker anzuerkennen.

8.

Hiermit erst haben wir den festen überweltlichen Punkt gewonnen, von welchem aus alle Dinge und Ereignisse anzusehen und zu beurtheilen sind. Es ist dies nicht jener außerirdische Stützpunkt, den Archimedes forderte, um die Erde aus ihrem Gleise zu heben, sondern der ruhende Mittelpunkt des Universums selbst, von welchem wir auf alle Erscheinungen, die im Umkreise an uns vorüberschweben, furchtlos, und wenn oft auch mitleidsvoll, doch immer vertrauend herabsehen können, weil wir an Den uns halten, aus dessen Allmacht Alles hervorgeht, dessen Weisheit Alles ordnet, dessen Güte Alles leitet, dessen barmherzige Gerechtigkeit alles dieser Leitung sich Entziehende wieder zu Recht bringt, an dessen Seligkeit alle Vernunft- und Liebewesen immer mehr Theil zu nehmen die unendliche Bestimmung haben.

Dieser Mittelpunkt ist es, um den, als um das allerinnerlichste Urwesen, alle Naturwesen sich in concentrischen Sphären, ord-

1) Das Gewissen schreit dem Sünder strafend zu, daß — sein Vergehen von einer höheren Macht, von einem heilig gerechten Gott gewußt wird; das Herz ruft dem unschuldig Leidenden tröstend zu: "Gott weiß, was du leidest!"

nen, zu dem, als zum schlechten Vollkommenen, alle freien, perfectiblen Wesen in unendlicher Spirale hinstreben, und von dem aus allein wir uns im Undersum wahrhaft orientiren, und mit immer geübterem Auge allmählig Alles in seiner eigenthümlichen Ordnung und Bestimmung wahrzunehmen vermögen.

Von hier aus sehen wir die Menschheit, wie ein großes Gotteskind sich entwickeln und sich ermannen unter steter Pflege, Leitung und Zucht. Von der höchsten Liebe zu ihrem Ebenbilde erschaffen, ausgestattet mit unermesslichen Anlagen und vor Allem mit Vernunftfähigkeit und Phantasie, mit freiem Willen und einem liebfähigen Gemüthe, sehen wir den Menschen sich ausbreiten auf der Erde und sich sondern zu mannigfaltigen Völkerschaften, die Völker durch wechselseitige Bedürftigkeit in mannigfaltige Beziehungen treten, bis durch den Sohn des Menschen der Gottesgedanke einer einigen Menschheit, wie ein Licht aus der Dämmerung, aufsteigt, und die schaffende Liebe auch als die Alles durchwaltende offenbart. Von nun an geht die Arbeit der Menschheit mit Bewußtsein auf Gestaltung eines Gottesreiches, eines Reiches der Liebe auf Erden, und alle edelsten Geister suchen im Grunde nichts Anderes, als zunächst die Bedingungen aufzufinden unter welchen jenes Reich sich verwirklichen könne, um alsdann die bereits gefundenen Vermittelungen ins Werk zu stellen.

9.

Auf daß nun der Mensch gleich von Anfang mit Liebe genährt, und zugleich die Liebe in ihm erweckt werde, kömmt er völlig hilflos zur Welt. Damit aber nicht bloß die Ur- oder Vorliebe, sondern auch die treue Gegenliebe offenbar und wirklich werden könne, reißt das Kind zum Manne, wird der Mann selbst Gatte und Vater. So sängt nothwendig auch die Menschheit mit Bedürftigkeit an, damit sie zunächst Alles als Gottes Gabe empfangen; so fing sie in Christo an großjährig zu werden ²⁾; so wandten Christen sich zur Bekehrung der Heiden, so fangen jetzt selbst ganze Völker anderen Völkern liebevoll Hülfe zu leisten an. So ist alle Bedürftigkeit und alles Etend nur als Bedingung oder Veranlassung zur Offenbarung der Liebe anzusehen, und wie der menschliche Scharfsinn immer mehrere und leichtere Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse auffindet, so vermehren sich zwar auch die Bedürfnisse und die Bedürftigen; aber auch die Liebe ist erfinderisch

2) Joh. 17, 4: „Ich habe dich verkläret auf Erden, und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich es thun sollte.“ —

und auch sie erweitert und vertieft sich immer mehr, und bildet sich immer mächtigere, immer weiter reichende und tiefer eingreifende Organe und verbindet diese Organe zu einträchtigen Systemen.

Aber Liebe kommt aus dem Allerinnersten; sie ist nur denkbar als frei. So geht sie auch aus auf das Allerinnerste, und kommt nur in der freiesten Gegenliebe zur Ruhe. Freiheit, also ist die zweite Bedingung ihrer vollständigen Offenbarung, und aklamatische Freilaßung bis zur völligen Freisprechung der zweite große Charakterzug der Geschichte.

Wirklich sehen wir die alte Welt, je näher ihrem überirdischen Ursprunge, je näher ihrer ersten Wiege, um so abhängiger noch von Bestimmung und Einwirkung von Unten und Oben, d. h. von Trieben, Führungen und Weisungen, und der Sache nach macht es keinen Unterschied, ob Menu die Kasten aus den verschiedenen Leibes-theilen Bramah's, oder Aristoteles die verschiedene Bestimmung zum Freien und Sklaven aus der Naturbestimmtheit ableitete; ob Priestergebot, Urim und Thummim, ob Traumdeuter und Orakel, ob Sternenschrift oder Hühnergeschrei das entscheidende Wort zur Willensbestimmung aussprachen.

Erst Sokrates tief das Gewissen zur Selbstbestimmung auf; erst Christus erinnerte den Menschen nicht bloß an das Gesetz der Freiheit: „was du nicht willst“ etc. und „was du willst etc.“ sondern noch viel dringender an das eingeborene Gotteswort der allbefreienden Liebe.

Aber erst in den germanischen Volksstämmen begann, wie die Liebe durch ihre heiligen Ehen und ihre Verbrüderungen, so auch die Freiheit durch die ganze Lebensverfassung, ihre allgemeinere Offenbarung. Der Einzelne erhielt durch die Religion der Liebe, oder mit anderen Worten, durch die christlichen Lehren von der göttlichen Ebenbüchlichkeit des Erstgeschaffenen, von der Menschwerdung Gottes, und von der Gottanstrebung und Vereingung des Menschen, — einen unendlichen Werth, und diesen Werth mußte Jeder dem Anderen zuerkennen. Somit war die tiefste Grundlage für die Freiheit Aller gelegt. Deutscher Sinn und deutsche Kraft gaben der Lehre Nachdruck. Der Einzelne fühlte sich als Einzelnen unendlich berechtigt. Die Besonderheit nahm sich ihr Recht in den besonderen Verbündnissen; das bürgerliche Gemeinwesen gestaltete sich von Unten herauf durch Gliederung und Einordnung der besonderen Körperschaften und freie Wahl des Oberhauptes. Das höchste Allgemeine aber, die Kirche kam von Oben herab, als vom Himmel gesendet, dem Staate entgegen. Von der einen Seite

zum die Freithätigkeit; von der andern die befreiende Christliche Liebe. Aber eben wohl war jene noch mit Selbstlichem bloß Natürlichem, diese mit Zufälligem und Widernatürlichem vermischt, und stritt sich als unbedingte Autorität der Selbstthätigkeit gegenüber. Das Mittelalter spannte immer schärfer diese beiden Momente der wahren Freiheit gegeneinander. Das orientalische Princip der Abhängigkeit von Oben und das abendländische der freien Ausgeburth und Gliederung von Unten nach Oben, oder auch von Innen nach Außen, Vorsehung und Selbstzusehen, Unterwürfigkeit und Selbstherrlichkeit, Glauben und Erkennen, und wie man noch sonst die Momente des Gegensatzes bestimmen will, bereiteten sich zum Kampfe, und als die Parteien schlagfertig waren, ließ die Vorsehung den Buchdruck erfinden, um die wechselseitige Verständigung zu erleichtern und in der öffentlichen Meinung einen Kampftheater zu treiben.

10.

So ist nun Versöhnung die Arbeit der neuesten Zeit, wahrhafte, vollständige, gefäherte Freiheit der nächste Zweck ihrer Anstrengungen.

Der Einzelne soll nicht schon hier Alles sein und werden wollen, sondern nur Das, was ihm zu sein und zu werden von der Vorsehung zugewiesen ist. Er soll sich nicht als einzigen Selbstzweck, sondern als lebendiges Glied der Gemeinwesen, in die er gestellt ist, ansehn, und immer gegenwärtig haben, daß er dem Höchstgestellten gleich kommt, wenn er den ihm zugewiesenen Beruf auf das Bestmögliche erfüllt. Die Gemeinwesen hingegen oder ihre Repräsentanten sollen den Einzelnen als Selbstzweck respectiren, und die möglichst weiteste Hülfsleistung desselben auf alle Weise herbeizuführen trachten. Sie sollen dann nicht stücker ihre eigene Einordnung im größeren Organismus, dessen Glied sie sind, erkennen, um aus dieser Erkenntniß das rechte Verhalten gegen die andern Mitglieder und die rechte Verthierung der übergeordneten Macht zu schöpfen. Wie jedes Einzelwesen seine Gemeinwesen ehren und sich ihm widmen und hierdurch heiligen (schützen) soll, indem es das Besondere zu einem Momente des Allgemeinen erhebt, so soll umgekehrt jedes Gemeinwesen die Einzelnen achten, als diejenigen, durch deren Selbstthätigkeit allein das Gemeinwesen zu Stande kommt, als diejenigen, deren eigenthümliche Bestimmungen zur Entwicklung zu bringen, das Gemeinwesen in Wahrheit berufen ist.

11.

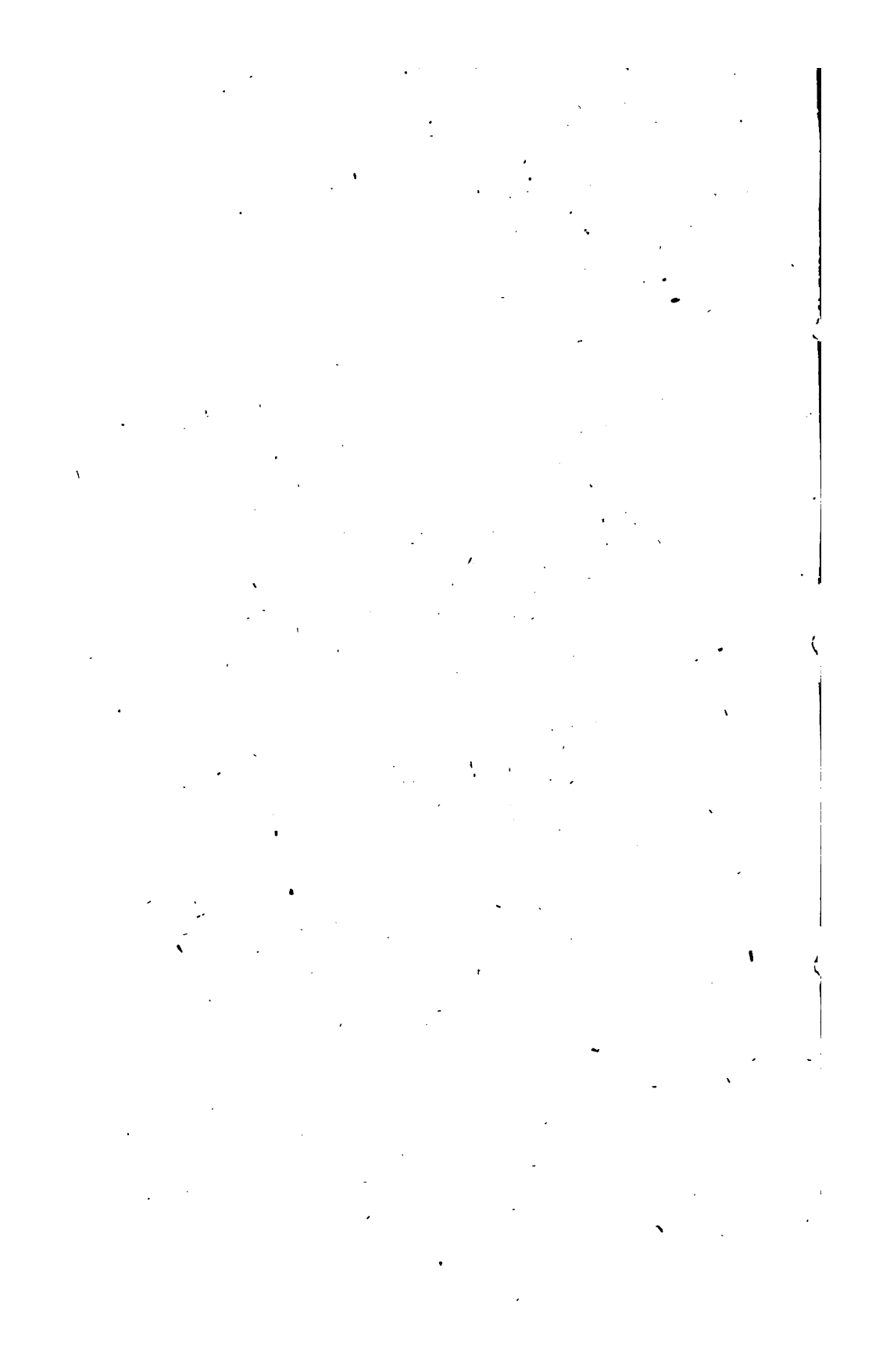
Bis jedoch diese Wahrheiten erkannt, bis die erkannten allgemeiner anerkannt zu werden, und die anerkannten sich zu verlebendigen und zu verwirklichen angefangen, hat die Menschheit sich vielfach verirrt und vergangen. Von dem Standpunkte aber, den wir gewonnen, erscheinen diese Verirrungen und Vergehen uns nur als vorübergehende Mißstände, unvermeidlich durch die dem Menschen zugestandene Freiwilligkeit, und, kraft der göttlichen Güte, sogar Veranlassung gebend zur tieferen Erkräftigung, Selbstbefinnung und Selbsterfassung des Menschen, wie zur lichterem Offenbarung des göttlichen Wesens. Wie der Apostel sagte: „Sie sind Alle gefallen, damit der Herr sich Aller erbarme;“ so sind auch Alle Knechte geworden, damit Alle zum Streben nach Freiheit erwachen; über Alle ist Unrecht ergangen, auf daß in Allem das Bedürfniß und die Erkenntniß der Rechtes aufgehe und der Rechtszustand eine fröhliche Errungenschaft werde. Die Vergeltung wird Allen verkündigt, das Reich Gottes Allen verheißen; aber jene muß durch Selbstopferung angeeignet und behauptet, dieses durch Selbstthätigkeit erbauet und errungen werden. Die Liebe kömmt uns überall entgegen; aber die Hälfte des Weges zu ihr soll Schritt vor Schritt von der Freiheit des Willens erkämpft werden, und alle Leiden, die den Trägen und den Flüchtlings treffen, sind nicht nur Zurechtweisungen der Liebe und Bewährungen ihrer Unverbrüchlichkeit, sondern eben damit auch Erweckungen der Selbstthätigkeit und der Ursprungs verliehenen Kräfte.

12.

So ist die Geschichte nicht bloß das Weltgericht, sondern auch das Weltgedicht; und wie die Genesis das Gedicht der Urwelt, wie Homer der Dichter der Heldenzeit, wie Dante's göttliche Komödie die poetische Blüthe des Mittelalters, und Göthe's Faust das Gericht und Gedicht der neueren Uebergangszeit; so ist es die Aufgabe für die neueste Zeit und ihre Forscher, Helden, Reformatoren und Dichter, die gesammte Natur und die Menschheit und ihre Thaten und Werke und Dichtungen in ein einiges, großes Ganze zusammen zu fassen, zu gestalten und zu verklären.

Druck von B. G. Neubner in Leipzig.







3 2044 050 531 771

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

FEB 15 1986 ILL
7694485
SERIALIZED



